Deutsch-Südwest-Afrika

Dove, Karl

Berlin, 1903

urn:nbn:de:gbv:46:1-10256

Dr. Jaeger.
Stampenist fra Kein
Januar 05.

Deutsch-Südwest-Afrika

von

Prof. Dr. Karl Dove.

Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1903.

Band 5.

Deutsch-Südwestafrika

von

Professor Dr. Karl Dove

Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung
Berlin

Dr. Jaeger.
Stammgast für kein
Januar 05.

Deutsch-Südwest-Afrika

von

Prof. Dr. Karl Dove.

Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1903.

Seiner Hoheit

dem

Herzog

Johann Albrecht zu Mecklenburg,

Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft,

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verleger.

Vorwort.

Eine allgemeinverständliche Landeskunde von Südwest-Afrika will das vorliegende Buch darstellen. Ich brauche nicht zu betonen, dass die neueren, leider noch recht spärlichen Quellenwerke in dieser Arbeit ebenso Berücksichtigung gefunden haben, wie die wissenschaftlichen, noch viel spärlicher verstreuten Ergebnisse der neueren Forschungen. Überall, wo es sich um eine praktische Frage handelt, klafft eine Lücke in den Untersuchungen, deren es zu ihrer Lösung eigentlich bedarf. Trotzdem hoffe ich, in den nachfolgenden Kapiteln allen denen, die in unserem Vaterlande sich über eine unserer wertvollsten Kolonien unterrichten wollen, ein immerhin brauchbares Hülfsmittel geschaffen zu haben, dessen Ergänzung ich freilich späteren Auflagen vorbehalten muss. Ich gebe mich dabei der Hoffnung hin, dass auch die Leiter mancher sich „praktisch“ nennenden Kolonialkreise sich einiges von dem, was im Folgenden gesagt ist, zu Herzen nehmen mögen. Sie haben sich, wie so manches Unternehmen beweist, bisher oft genug in sehr theoretischer Manier über wissenschaftliche Gründlichkeit hinweggesetzt, und auch ihnen kann das Lesen eines solchen Buches ebensowenig schaden wie den übrigen, die sich für Südwest-Afrika interessieren.

Jena, im Dezember 1902.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel: Geschichtliches 1

Zweites Kapitel: Die grossen Hauptlandschaften Südwest-Afrikas 27

Drittes Kapitel: Die mineralischen Schätze des Landes . 67

Viertes Kapitel: Das Klima von Südwest-Afrika . . . 74

Fünftes Kapitel: Die Pflanzenwelt des Landes 106

Sechstes Kapitel: Die Tierwelt von Südwest-Afrika . . 133

Siebentes Kapitel: Die Eingeborenen Südwest-Afrikas . 175

Achtes Kapitel: Die weisse Bevölkerung 205

Anhang: Karte.

Erstes Kapitel.

Geschichtliches.

Das alte Sehnen der Menschen, Neues zu erfahren und sich durch wunderbare Kunde überraschen zu lassen, richtete seit früher Zeit das Augenmerk der Völker wie der Einzelnen auf ferne Erdgebiete. So war es besonders ein Weltteil, den seine Unzugänglichkeit, die Schwierigkeiten, die er dem Forscher wie dem Händler entgegenstellt, und die seltsamen Nachrichten, die von Zeit zu Zeit aus seinem Innern eintrafen, bis in unsere Tage mit dem Reiz geheimnisvollen Dunkels umgaben. Die unerwartete Entdeckung gewaltiger Schneegipfel, die Entschleierung ungeheurer Seen und riesiger Ströme in Räumen, die bis vor kurzem als weisser Fleck auf unsern Karten erschienen, endlich die Auffindung merkwürdiger Völker, rätselhaft in ihrem Ursprunge und ihrer Stellung innerhalb des Menschengeschlechts, beschäftigten die gebildete Welt und regten neben ernsten Fragen der Wissenschaft das Spiel der Einbildungskraft in bisweilen abenteuerlicher Weise an. Konnte sich sogar die strenge Forschung nicht immer und überall von diesen Einflüssen frei erhalten, so darf uns nicht Wunder nehmen, dass die Phantasie begabter Schriftsteller in der erhabenen Einsamkeit innerafrikanischer Berglandschaften ein neues Paradies in einem „Freiland" erstehen sah, von wo aus rückwirkend die alte Kulturwelt bessern Zuständen entgegengeführt werden sollte.

Nur ein Gebiet des eigentlichen Afrika — die Mittelmeerländer, soweit sie afrikanisch sind, können wir hier unberücksichtigt lassen — hat an der Wertschätzung, die zur Zeit der grossen Entdeckungen der Neuzeit dem Innern des „Schwarzen Erdteils" entgegengebracht wurde, nur in sehr beschränktem Masse teilgenommen. Nicht einmal, als vor vier Jahrhunderten die portugiesischen Seehelden das Kap der Stürme umsegelten, dem man bald den Namen des Kap der Guten Hoffnung gab, vermochten die gigantischen Felsmauern am Ende der Alten

Welt ihre Aufmerksamkeit sonderlich zu fesseln. Und noch als in unsern Tagen Europa staunend von den Wundern erfuhr, welche das Innere des verrufenen Kontinents barg, fiel höchst selten einmal der Blick des Zeitungslesers auf eine Nachricht aus dem südafrikanischen Ländergebiet, die dem Leiter des Blattes wichtig genug erschienen war, sie seinem Leserkreise aufzutischen.

Das zweite Zeitalter der Entdeckungen näherte sich, wenigstens was Afrika anlangt, mit dem Ausgang der siebenziger Jahre seinem Ende. Jetzt aber begann das Interesse der europäischen Völker sich andern Dingen auch in dieser ihnen bis dahin so fremdartig erscheinenden Welt zuzuwenden. Der fabelhafte Fortschritt der Technik, die erstaunliche Ausdehnung, welche industrielle und kaufmännische Unternehmungen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erfahren hatten, endlich das den einzelnen Völkern immer klarer zum Bewusstsein kommende Bedürfnis, sich auch für eine fernere Zukunft neue Märkte und Arbeitsgebiete zu sichern, führte das Zeitalter der politischen Aufteilung und der wirtschaftlichen Ausbeutung des gewaltigen Festlandes herbei, in dessen ersten Anfängen wir stehen. Und mit dem Wunsche, die auch hier vorhandenen Naturschätze zu heben und nach jeder Richtung hin die Hilfsquellen der verschiedenen afrikanischen Länder zu entwickeln und den Weissen dienstbar zu machen, beginnen die Tage der Einzelforschung auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft und der Geographie, die zwar den an ihr Beteiligten weniger lauten Ruhm, den von ihnen untersuchten Ländern aber einen viel grössern Nutzen bringen als so manche grosse Entdeckungsreise, und deren es noch auf Jahrzehnte hinaus bedarf, ehe wir in der Lage sein werden, uns über viele auch das Wirtschaftsleben der Einzellandschaften berührende Fragen ein zutreffendes Urteil zu bilden.

Ganz besonders tritt in dieser neuesten Zeit das dem europäischen Interesse so lange fremd gebliebene Südafrika in den Vordergrund, ja man kann sagen, in den letzten zehn Jahren des soeben vergangenen Jahrhunderts zieht es die Aufmerksamkeit der europäischen Staaten und Völker in einem Grade auf sich, wie bis dahin kaum ein anderes Gebiet. Diamantenfunde und besonders die Goldentdeckungen im mittlern Transvaal gaben den äussern Anlass für diese immer steigende Beachtung der zum aussertropischen Gebiet des afrikanischen Südlandes gehörigen Staaten ab. Für uns Deutsche kam aber noch etwas anderes hinzu, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf das neue, aussertropische Schutzgebiet richtete. Unter den einheitlich geleiteten Grossmächten der Neuzeit eine der jüngsten, waren wir genötigt

gewesen, das Gute auch jenseits der Meere zu nehmen, wo wir es fanden. Die reichen und aufnahmefähigen Auswanderungsländer waren vergeben, und so war Südwestafrika die einzige unter unsern eben erworbenen Kolonien, von der man hoffte, sie werde ein Auswanderungsgebiet für die zahlreichen Söhne des alten Vaterlandes werden, die alljährlich hinausziehen, um sich über See eine neue Heimat zu gründen. Wenn nun auch diese Hoffnung eine gewisse Enttäuschung bei all denen erfahren musste, die sich ernstlich Mühe gaben, die Eigenart des merkwürdigen Landes kennen und verstehen zu lernen, so ist doch das Interesse an seinen sonnigen Hochsteppen und an seinen glänzenden Gebirgen, an seinem Wild und seinen endlosen Weideflächen, an den fremdartigen Völkern und vor allem an unsern langsam aber stetig sich ausdehnenden landsmännischen Siedelungen nie mehr erloschen. Und so mag auch dies kleine Buch dazu beitragen, denen, die wahrhaft an den Geschicken des Landes teilnehmen, ein schlichtes Bild dessen zu geben, was unsere deutschen Pioniere dort draussen erwartet, in bösen wie in guten Zeiten.

Schon in jenen fernen Tagen, in denen die Grossthaten der portugiesischen Meerhelden die ganze Welt in Staunen setzten, taucht unser Gebiet in der Geschichte auf, für einen kurzen Augenblick nur, doch um eine grosse Erinnerung reicher für alle Zukunft. Noch vor wenig Jahren stand das alte Seezeichen, ein halbverwittertes Steinkreuz, am Kap Cross, dem Seefahrer verkündend, dass Diego Cão, einer jener kühnen Männer, im Jahre 1485 diese Säule im Namen seines „erhabenen und glorreichen Königs D. João II. von Portugal" errichtete. Heute ist es in den Hallen der Marine-Akademie in Kiel untergebracht, nachdem S. M. der Deutsche Kaiser 1894 eine neue Säule daselbst hatte aufstellen lassen. Dann verschwindet dieser Teil von Südafrika für lange Zeit aus der Geschichte, und nur vereinzelt finden wir Nachrichten, die sich auf ihn oder auf die ihn jetzt bewohnenden Völker beziehen. So erwähnt bereits der alte Dapper in seiner grossen, in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts erschienenen Geographie von Afrika das Volk der Namaker, von dem allerdings nicht sicher zu erkennen ist, ob es sich damals bereits in den Wohnsitzen der heutigen Namahottentotten befand. Von besonderer Bedeutung aber ist eine Bemerkung, die sich in dem Reisewerke des deutschen Forschers Lichtenstein findet und aus der hervorgeht, dass bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts weit nördlich vom Oranjeflusse Kämpfe zwischen den Hottentottenvölkern des südlichen Gebiets und den Damaras des Nordens stattgefunden haben. Zu jener Zeit scheinen also die Wohnsitze der beiden

Hauptrassen wenigstens ungefähr die gleichen gewesen zu sein wie jetzt.

Von einer Durchforschung des Schutzgebietes im vollen Wortsinne kann eigentlich erst im neunzehnten Jahrhundert gesprochen werden, und der eigenartige Aufbau des Landes brachte es mit sich, dass von erstaunlichen Entschleierungen wunderbarer Landschaften und von weltbewegenden Entdeckungen, wie wir solche in Mittelafrika vor sich gehen sahen, hier nichts verlautet. Im Gegenteil, die im Norden wie im Süden sich annähernd ähnelnden Züge eben dieses orographischen Aufbaues waren durch wenige Reisen und in kurzer Zeit wenigstens soweit bekannt geworden, dass unsere Karten seit nunmehr fast zwei Generationen ein in den Grundlagen richtiges Bild dieses westlichen Hochlandrandes von Südafrika wiedergaben, das nur in den Einzellandschaften grösserer Verbesserungen bedurfte.

Einer der ersten Versuche, auf einer wirklichen Forschungsreise von Westen her in das Innere Südafrikas zu dringen, war der von Kapitän J. E. Alexander in den Jahren 1836—37 unternommene Vorstoss durch den Norden des Grossnamalandes nach Osten, der insofern eine besondere Erwähnung verdient, als es ihm gelang, über ein bis auf den heutigen Tag höchst unzugängliches Gebiet die ersten Aufschlüsse zu geben, das auf annähernd dem gleichen Wege erst 50 Jahre später von A. Köhler und F. J. v. Bülow aufs neue durchzogen wurde, denen wir einige wichtige Nachrichten über dies nur von Buschmännern und vereinzelten Hottentotten und Bergdamaras durchstreifte Gebiet verdanken.

Unter den späterhin von Westen aus unternommenen weitern Reisen verdienen dann in erster Linie die von Galton und von dem Schweden Andersson ausgeführten Wanderungen eine ausführliche Erwähnung. Der erste der Beiden durchzog im Jahre 1851 das Damaraland und brachte die ersten Nachrichten vom Volke der Ovambo, dessen grosse Niederlassung Ondonga er selbst erreicht hatte. Mit Andersson zusammen durchzog er grosse Teile des zwischen 18° und 23° gelegenen Landes, während sein schwedischer Gefährte 1852 auf weitem Überlandmarsche auch das ganze Namaland durchzog. Noch heute ist das von Andersson hinterlassene grosse Reisewerk, betitelt „Lake Ngami", von Interesse für jeden, der sich mit Südwestafrika beschäftigen will, denn es enthält nicht nur viel Wissenswertes über das Land, sondern vor allem ausführliche Schilderungen des Tierlebens der Steppe, das damals noch weit grossartiger in die Erscheinung trat als jetzt.

Auch von der andern, östlichen Seite her wurde das Land schon in jener Zeit erreicht, so von Chapman, der, vom Ngamisee kommend, die Sitze der Damara oder Ovaherero bis Walfischbai

durchzog. Überhaupt herrschte in dem ganzen Jahrzehnt von 1850—60 eine rege Forschungsthätigkeit in Südwestafrika, an der sich nicht nur Forscher und Jagdliebhaber wie Andersson, sondern auch verschiedene Angehörige der drüben thätigen rheinischen Missionsgesellschaft beteiligten. Unter ihnen verdienen in erster Linie die Missionare Hugo Hahn und Rath genannt zu werden, welche weite Reisen im Damaralande machten, die sie im Jahre 1858 bis zu den Ovambo führten. Übrigens war auch Andersson immer noch thätig; er entdeckte ungefähr zu derselben Zeit einen grossen, nach Osten strömenden Fluss, den Okavango, über dessen hydrographische Zugehörigkeit er indessen nichts sicheres zu ermitteln vermochte.

Mit diesen Reisen war eigentlich der Verlauf der grossen Landschaftslinien von Südwestafrika bekannt, und die Grundformen des Kartenbildes vermochten die spätern Reisen, unter denen vor allem diejenigen von Chapman und Baines in den Jahren 1861—63 sowie die abermalige Erreichung des Kuneneflusses durch Andersson 1864 und durch Hugo Hahn auf einem während der Jahre 1866 und 1867 ausgeführten Marsche zu erwähnen sind.

Endlich muss hier noch der wichtigen Reise des Missionars Krönlein Erwähnung geschehen, der, ebenfalls 1867, die südwestlichen Landschaften des Namalandes, von denen bis dahin nur wenig bekannt war, zuerst genauer untersucht hatte. In eine spätere Zeit fallen freilich die Reisen der Missionare Böhm und Bernsmann in den Nordwesten des Hererolandes (1876), doch mögen auch sie an dieser Stelle erwähnt werden, da sie noch zur Vervollständigung des kartographischen Bildes in seinen grossen Zügen beigetragen haben.

Genau genommen begannen schon damals die Tage einer für das Land ausserordentlich bedeutsamen Einzelforschung. Unter den Arbeiten, welche die folgenden Jahrzehnte brachten, sind zuerst die kartographisch wichtigsten, die durch Dr. Theophil Hahn und später durch Kurt v. François in grossem Umfange ausgeführten Aufnahmen eines das Land immer weiter erschliessenden Routennetzes anzuführen, denen sich Einzelaufnahmen anderer Reisender in immer steigender Zahl namentlich seit dem Jahre 1884 anschliessen. Daneben steht eine ebenfalls ununterbrochen wachsende Zahl von Untersuchungen auf den verschiedensten Gebieten der geographischen Forschung. Von hohem Wert sind eine ganze Reihe von ihnen, und wie den eigentlichen Forschern verdankt die Wissenschaft zahlreichen Missionaren, Händlern, Beamten und Offizieren sowie Ansiedlern ein immerfort wachsendes, wenn auch leider nicht immer nach streng durchgeführten Regeln zusammenstellbares Beobachtungsmaterial, das uns nach und nach

in den Stand setzen wird, eine immer deutlichere Vorstellung von allen wichtigen Vorgängen im Leben der Natur jener Länder uns machen zu können. Unter den Arbeiten der Neuzeit, soweit sie auf streng wissenschaftliche Bedeutung Anspruch erheben können, seien nur erwähnt auf geologischem Gebiet die Untersuchungen von Schenck, Fleck und Gürich, auf botanischem die grundlegenden Forschungen eines Mannes wie Schinz, und neuerdings die wertvolle Sammelarbeit eines Dinter; die Ethnographie des Schutzgebietes erfuhr wesentliche Förderung besonders durch die Arbeiten der Missionare und diejenige der Namavölker namentlich durch den bereits genannten Dr. Th. Hahn; auch die Berichte des Engländers Palgrave an die Kapregierung gaben wertvolle Aufschlüsse; sie berücksichtigten auch zuerst wirtschaftlich nicht unwesentliche Einzelheiten der Wohnsitze, der Kopfzahl und ähnliche Verhältnisse der verschiedenen in Betracht kommenden Stämme und Völker. Die meteorologische Untersuchung des Landes wurde gefördert durch die Arbeiten des Verfassers dieses Werkchens, die hydrographische Erforschung besonders durch Rehbock, während auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Untersuchung der verschiedenen Landschaften seit ihrer Einleitung durch den Grafen J. v Pfeil eine so grosse Zahl von Männern thätig gewesen ist, dass es unmöglich ist, alle hier namentlich aufzuführen. Viel wertvolle Beiträge zu der Behandlung dieser Dinge enthält die Deutsche Kolonialzeitung, auf die der Leser dieses Buches deshalb verwiesen werden mag. Auf einem sehr wichtigen, aber leider noch recht dunklen Gebiet, dem der Tierseuchen, verdanken wir wertvolle Mitteilungen dem Bakteriologen Sander. Von Reisen der letzten Zeit, deren Ergebnisse noch der Bearbeitung harren, seien noch die besonders in den Norden und Nordwesten des Landes gerichteten Züge des Dr. Hartmann erwähnt.

Kann es nach diesem kurzen Überblick über die allmählich fortschreitende Erforschung des Schutzgebietes auch nicht meine Aufgabe sein, eine genaue Geschichte desselben zu schreiben, so bedürfen doch die wichtigsten Perioden seiner Entwickelung einer kurzen Charakterisierung. Und da die wirtschaftliche Entwickelung des Landes mehr als anderwärts durch die in ihm herrschenden Kriegszustände und deren spätere Folgen, unter denen besonders die öftere Vermehrung der Schutztruppe zu nennen ist, in ganz ungewöhnlicher Weise beeinflusst worden ist, so müssen wenigstens einige der Kämpfe zwischen den Eingebornen untereinander und neuerdings zwischen den Deutschen und den Farbigen ausführlicher berücksichtigt werden.

Wie schon erwähnt wurde, kann man den Gegensatz zwischen den beiden Hauptrassen des heutigen Schutzgebietes, den Ovaherero

und den Hottentotten, als einen wohl weit in das achtzehnte Jahrhundert zurückreichenden Kampf betrachten, der sicher lange Zeiten hindurch unterbrochen gewesen ist, der aber besonders in den Hochlandschaften unter dem Wendekreise mit ihren schönen Weiden manch blutiges Drama zur Folge gehabt haben mag, dessen Verlauf uns unbekannt ist und bleiben wird. Wohin wir in diesem Gebiete die Augen richten, überall ist der Herero seiner Natur nach zum Hirten geschaffen, dem es darum zu thun ist, seinen Besitzstand an den über Alles geliebten und geizig gehüteten Rindern nach Möglichkeit zu vermehren. Und überall finden wir, durch Laster verdunkelt, von manchen wenig schätzenswerten Eigenschaften in den Hintergrund gedrängt, aber

Kolonialmarke, Reichspostdampfer darstellend.

doch im Grunde erkennbar und bisweilen in bewundernswertem Grade aufflackernd bei dem gewandten, gelbhäutigen Volke des Südens die Vorliebe für die Jagd und den Krieg, begleitet allerdings von einem gewissen Leichtsinn in wirtschaftlichen Dingen. Solche Verschiedenheit der beiden Völker musste, verstärkt durch den Einfluss der auch in Afrika geltenden Unterschiede der Rasse und des Blutes, zu Gegensätzen führen, die höchstens der Hass gegen den gefürchteten Weissen einmal oberflächlich zu überbrücken vermag, der aber immer bestehen wird, solange noch ein Nama durch das weite Hochland streift und dem dunkelhäutigen Herero seinen ängstlich behüteten Wohlstand neidet.

Für einen ehedem sehr weitreichenden Einfluss der Naman spricht ein bisher wenig gewürdigter Umstand. Das schwarze

Urvolk der Haukoin oder Bergdamara, dessen Wohnsitze weit über das heutige Gebiet der zusammenhängend von Hottentotten bewohnten Gegenden hinausliegen, hat, offenbar doch unter der Herrschaft jener Stämme, seine eigne Sprache aufgegeben und die des Herrenvolkes angenommen. So nur und nicht anders vermag ich mir diesen Vorgang zu erklären, denn gegen die Ansicht, dass diese durchaus negerartigen Bewohner der einsamen Berglandschaften durch eine Vermischung mit fremden Elementen diese merkwürdigste aller Mundarten aufgenommen haben sollten, spricht neben vielem andern die erst neuerdings allgemeiner gewürdigte Thatsache, dass sie sie bis zum heutigen Tage viel weniger vollkommen beherrschen als ihre ehemaligen Unterdrücker. Giebt es doch viele Bergdamaras, welche nicht einmal im Stande sind, die wunderbaren Schnalzlaute des Hottentottischen richtig wiederzugeben.

Doch lassen wir die Zeiten, deren Schleier zu lüften bei dem Mangel selbst an brauchbaren mündlichen Überlieferungen wohl Niemand mehr gelingen wird, und wenden wir uns dem vergangenen Jahrhundert zu. Genau bekannt ist uns die Geschichte dieses Abschnittes allerdings auch erst seit etwa zwei Menschenaltern, das heisst seit der Zeit, als an verschiedenen Punkten des Landes eine zwar nicht auf wirtschaftliche Eroberungen ausgehende, aber doch unwillkürlich diese fördernde Macht ihre Thätigkeit in Südwestafrika begonnen hatte, die Mission, deren Sendboten wir bis zur Zeit der Besitzergreifung durch Deutschland ausführliche Nachrichten über die sich drüben ereignenden Vorgänge verdanken. Neben den Missionaren und einigen wenigen Händlern gewann vor allem der bereits erwähnte Jäger Andersson in der Zeit seines Aufenthalts im Hererolande den grössten politischen Einfluss. Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts befanden sich die Ovaherero wieder einmal — wer kann sagen, zum wievielten Male — unter der Herrschaft der Hottentotten; da ermannten sie sich unter der Führung eben jenes schwedischen Reisenden und Grossjägers, und im Jahre 1863 errang in blutigem Kampfe das schwarze Volk seine Selbständigkeit wieder, die es unter der Leitung des alten Kamaharero gewahrt hat, bis ihm in dem letzten und bedeutendsten Kriegsmanne der Gelben, in Hendrik Witbooi, noch einmal ein Gegner erwuchs, der es bis in das letztverflossene Jahrzehnt auf das härteste bedrängte.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier eine Geschichte aller der Kämpfe zu schreiben, die bis zum Jahre 1891 mit kurzen Unterbrechungen jede gedeihliche wirtschaftliche Entwickelung hemmten. Nur soviel sei hier gesagt, dass es ein müssiges Bemühen sein würde, die Hereros von der Mitschuld an diesen Zuständen freizusprechen und immer wieder die

Erzählung von den hottentottischen „Räubereien“ dem Leser in der Heimat aufzutischen. Der Herero, der trotz seiner wenig anziehenden Eigenschaften von einem ganz unbändigen Hochmute besessen ist, erlaubte sich nicht allein auch von seiner Seite von jeher Übergriffe in fremde Weidegebiete, sondern er liess sich nicht selten blutige Schandthaten von einer Grausamkeit zu Schulden kommen, die gewiss nur zu geeignet waren, den glühenden Hass des Gegners immer mehr zu vertiefen. Dahin gehört die furchtbare und verräterische Niedermetzelung einer grossen Anzahl von schuldlosen Naman im Jahre 1880, nach einer verhältnismässig friedlichen Zeit, die mittelbar die Ursache der ein Jahrzehnt währenden letzten Kriegsperiode wurde. Dahin gehören auch die zahlreichen grössern und kleinern Metzeleien, deren die Kaffern, die sich dem Gegner im offenen Gefecht nicht gewachsen fühlten, sich in diesem Kampfe haben zu schulden kommen lassen. Wie darf man aber von „Raub“ sprechen, weil der Eine den Andern durch Fortnahme seiner Herden zu schwächen sucht. Darauf, dass wir in jetziger Zeit ein europäisches Heer in Südafrika den Farmern das letzte Rind und die letzten Schafe hinwegtreiben sahen, will ich hier gar nicht eingehen. Aber glaubt denn wirklich irgend Jemand, die Ovaherero würden, falls sie die Sieger und ihre Feinde im Besitze grösserer Viehmengen gewesen wären, diesen auch nur ein Stück gelassen haben? Und nun erst die feierliche Ansage des Krieges von Seiten der Hottentotten, deren letzte Worte folgendermassen lauten: „Rüste Dich! Der Herr ist zu meiner Rechten, der Herr ist zu meiner Linken, der Herr ist über mir. Der Herr wird mir den Sieg geben! Hurrah, hurrah, hurrah!“ Wenn das die Sprache eines „Räubers“ und „Viehdiebes“ ist, alles Ehrentitel, die sich die Witboois haben gefallen lassen müssen, dann ist schliesslich jeder Krieger, der auf Schwächung des Gegners ausgeht, ein Räuber. Und die Art, in der sich der Nachfolger des alten Witbooiführers, sein Sohn Hendrik, im Laufe dieser wilden Jahre benahm, sie hätte manchem der in Südafrika kommandierenden englischen Offiziere zum Muster dienen können. Afrikanische Kriege werden dem Einzelnen gegenüber stets grausamer zur Geltung kommen als solche in Europa; das liegt so gewissermassen in der wilden Natur und den härtern, ich möchte sagen grausamern Lebensbedingungen, die in diesem Lande den Menschen selber äusserlich rauher und härter machen müssen als anderwärts. Und doch hat dieser Hottentott, als bei einem Überfall auf Otjimbingue auch die Rinder einiger am Kriege unbeteiligter Weissen weggetrieben waren, als ihm dies zu Ohren kam, unverzüglich die Herausgabe der Tiere angeordnet. Thut das ein Räuber, oder nimmt er nicht vielmehr alles mit, dessen er habhaft zu werden vermag?

Interessant ist, dass die Hottentotten bei all den einzelnen Überfällen, namentlich bei solchen gegen einen grössern Ort, vollkommen militärisch zu Werke gingen Schon auf dem Marsche zeigten sie Eigenschaften, die sie für diese Art von Kriegführung, die man am besten als Guerillakrieg bezeichnet, in aussergewöhnlichem Grade befähigten. Gewandte Reiter, erschienen sie plötzlich vor dem Platz, oft auf Wegen, auf denen Niemand sie heranziehen gesehen. Und nun gab es nicht etwa ein wildes und regelloses Gefecht, sondern meist unterhielt nur ein Teil des ganzen Trupps ein höchst geordnetes Feuergefecht, bei dem man mit dem kostbarsten Gute, mit der Munition, höchst sparsam umging, während der andre Teil die Herden des Feindes hinwegtrieb. Die Hereros dagegen, von Haus aus herzlich schlechte Schützen, versetzen dem Feind oft ein heftiges, aber höchst ungeschicktes Feuer, dem verhältnissmässig wenige Leute zum Opfer fielen. Augenzeugen mehrerer derartiger Überfälle, ein deutscher Händler, erzählte mir, wie Hendrik, während seine Mannschaft draussen feuerte und ab und zu einige Kugeln durch die Fenster des Europäerhauses schlugen, in dem er sich gerade aufhielt, in ruhiger Unterhaltung beim Kaffee sass und nur ab und an den von Zeit zu Zeit erscheinenden Unterführern seine Befehle erteilte.

Auch Beispiele grosser persönlicher Tapferkeit der Gelbhäute sind uns überliefert worden, und sie wirken unter den Erzählungen aus dieser auch für die Europäer recht unerquicklichen Zeit um so erfreulicher, als sich die schwarzen Gegner der Witboois zwar durch Grausamkeit, Hinterlist und Blutgier und darum wohl durch Gefährlichkeit dem Wehrlosen und dem Einzelnen gegenüber, keineswegs aber durch jene Eigenschaften des Charakters auszeichnen, die man als soldatische bezeichnet.

Ich habe bei diesen schon damals von Vielen richtig gewürdigten Dingen ein wenig länger verweilt, nicht nur weil sie von allgemeinem Interesse, sondern auch weil sie das beste Mittel sind, uns die Bedeutung des grossen Witbooikrieges nach allen Richtungen verstehen zu lehren. Aber wir müssen nunmehr die Frage aufwerfen: Was haben denn jene zwei Jahrzehnte, die zwischen der beginnenden Selbständigkeit der Ovaherero und dem Anfange einer stärkern Entfaltung der deutschen Macht lagen, in wirtschaftlicher Beziehung geleistet?

Das Innere von Südwestafrika ist ein Gebiet, das, wie wir später sehen werden, recht gut für eine im grossen Massstabe betriebene Viehzucht geeignet erscheint. Immerhin waren es aber vorwiegend nur zwei Völker, welche sich damals thatsächlich im Besitze grosser Rinderherden befanden, die Ovambo im

äussersten Norden und die Ovaherero in dem etwa bis zum 22. Breitengrade nach Süden reichenden Gebiet. Während aber im Ambolande nur selten einmal eine grössere Menge von Rindern nach ferneren Gegenden gelangte, gab es eine ganze Anzahl Händler, die sich bis zum Jahre 1880 und auch noch in den Folgejahren nicht nur selbst grössere Herden erworben hatten, sondern die in der Lage waren, auch nach den alten Kolonialgebieten Südafrikas nicht unbeträchtliche Mengen von Ochsen auszuführen. Die Marktverhältnisse waren in jenen Ländern durch die Entwickelung der Diamantfelder im Beginn der siebenziger Jahre und durch die Goldentdeckungen in der zweiten Hälfte des achtziger Jahrzehnts recht günstige. War es in der ersten Hälfte dieser Periode und noch etwas darüber hinaus möglich, für Waffen, Munition und alkoholhaltige Getränke eine grosse Anzahl von Rindern zu erhalten, denn für diese Dinge gab auch der geizigste Herero gern von seinem Reichtum ab, so lagen die Dinge auch später, als der Verkauf der genannten Gegenstände von Seiten der Regierung nur in mit Recht äusserst enggehaltenen Grenzen gestattet war, keineswegs so ungünstig, wie man vielleicht denken könnte. Einmal war der erwähnte Markt der Goldfelder von Transvaal zu dem frühern von Kimberley hinzugekommen, und dort wurden recht gute Preise gezahlt. 7 bis 8 Pfund Sterling, also rund 140 bis 160 Mark wurden dort nicht selten für einen mittlern Damara-Schlachtochsen erzielt. Mittlerweile waren die Eingeborenen durch den Handel und nicht zum wenigsten durch den Einfluss der Mission doch allmählich an bestimmte Bedürfnisse gewöhnt worden, die zu befriedigen sie schliesslich auch von ihren Rindern Gebrauch machen mussten. Noch im Anfang der neunziger Jahre war der Normalpreis eines guten Damaraochsen ungefähr 40 Mk. Da nun aber der unter manchen Fährlichkeiten das innere Hereroland durchziehende Händler den Preis selbst zu regeln in der Lage war und ihn obendrein zu dem Verkaufswert der damals lediglich als Zahlungsmittel benutzten Waren berechnete, die er selbst sehr viel billiger bezog, so glaube ich nach den von mir angestellten Erhebungen nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, dass ein Ochse ihn in Wirklichkeit wohl nie über 20 Mk. zu stehen kam. Bei einem derartigen Unterschied der Werte im Westen und im Osten von Südafrika erschien selbst der gefährliche und verlustreiche Transport der Tiere durch das südliche oder nördliche Randgebiet der Kalaharisteppe immer noch lohnend, und in der That wurden auf solchen Zügen von manchen unternehmenden Händlern noch in den ersten Jahren der deutschen Herrschaft grosse Summen verdient. In einem Jahre belief sich die Rinderausfuhr sogar einmal auf zwanzigtausend Stück, wobei allerdings berücksichtigt werden

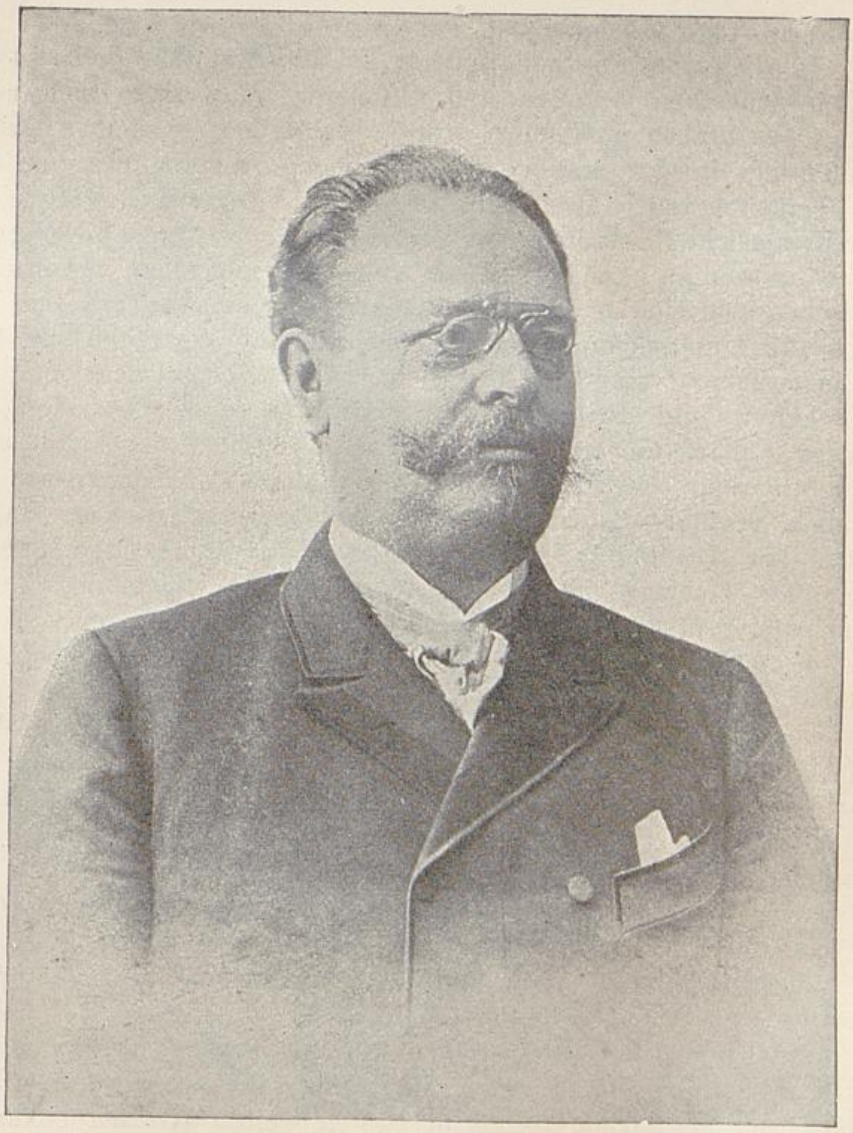
muss, dass diese grosse Zahl während mehrerer Jahre angesammelt worden war.

Manches Rind, das über die Grenzen Südwestafrikas verkauft wurde, entstammte übrigens nicht friedlichem Handel, sondern der Kriegsbeute, welche die Witboois auf ihren Zügen gemacht hatten, und für die sie sich Munition, Pferde und Waren aus der Kapkolonie verschafften. Als bei Hoornkrans die Papiere Hendrik Witboois in die Hände unsrer Truppe gefallen waren, konnten wir uns von der Sorgfalt überzeugen, mit der die Bücher des genialen Häuptlings geführt waren, und die eingehenden Verzeichnisse der angekauften Güter liessen einen sichern Schluss auf die grosse Menge der zu diesem Zwecke verwandten Beutetiere zu, denn ein andres Zahlungsmittel besassen auch die Hottentotten nicht, da sie Landgerechtsame doch nur in einzelnen Fällen als Entgelt in Anwendung bringen konnten.

In dieser nicht etwa von europäischen Farmern stammenden Viehausfuhr nach englischen und holländischen Besitzungen bestand nun eigentlich die ganze wirtschaftliche Leistung des ungeheuren Gebietes. Es sei denn, dass man die Jagdbeute hinzurechnet, deren einziger wertvollerer Teil indessen seit dem Verschwinden des Elefanten aus dem grössten Teile unsres Gebiets in den nebenbei in sehr wechselnden Mengen in den Handel gelangenden Straussfedern bestand. Da aber die Verwertung der hierher gehörigen Dinge ebenfalls allein in den Händen der Kaufleute lag, so kann man mit Fug und Recht die ganze erste Zeit auch der deutschen Schutzherrschaft als eine Periode des Handels bezeichnen. Wir werden später sehen, warum diese überwiegend kaufmännische Thätigkeit unter den Weissen solange, ja fast bis auf den heutigen Tag, angehalten hat. Vorher müssen wir indessen noch einen Blick auf etwas anderes richten, das in der ersten Zeit nach dem Jahre 1884 so mannigfache schiefe Urteile in der Wertschätzung des Landes zur Folge hatte, ja bisweilen noch jetzt hat.

Als der unglückliche Lüderitz, dem wir eigentlich den Besitz dieses Schutzgebietes verdanken, in dem eben genannten Jahre für seine Erwerbungen den Schutz des Reiches erlangt hatte, der dann bald auf die weiten Gebiete des Innern und des Nordens ausgedehnt wurde, da hoffte er und mit ihm die begeisterten Anhänger unsrer durch Bismarck so energisch in die Wege geleiteten Kolonialpolitik, dass dort ein deutsches Goldland entstehen möge. Die Urteilsloseren träumten von kalifornischen Reichtümern, die unsre Landsleute da drüben erwerben würden; die Verständigeren, die sich aber doch ein wenig von jenen Phantasien hatten anstecken lassen, sahen wenigstens im Geiste eine Entwickelung einer Anzahl von Minen vor sich gehen, die befruchtend

auf die wirtschaftliche Lage der Europäer im Lande einwirken und seine Aufnahmefähigkeit für deutsche Auswanderer in kurzer Zeit beträchtlich vergrössern würde. Aber diese Hoffnungen blieben, was sie von Anfang an gewesen, Träume phantasie-



Reichskommissar Dr. Goering.

reicher Köpfe, und die genaue Durchforschung des Landes von Seiten namhafter Geologen erwies nur zu bald das mögliche Vorhandensein abbauwürdiger Lager wertvoller Erze, aber eben auch nur die Möglichkeit, während gleichzeitig mit höchster Wahrscheinlichkeit klar wurde, dass Goldlager von hervor-

ragendem Reichtum wohl kaum vorhanden sein konnten. Und zur Verwertung des einzigen Erzes, von dem grosse und reiche Fundstätten vorhanden waren, der Kupfergesteine in verschiedenen Landschaften, fehlte vorläufig jedes billigere Transportmittel, so dass auch sie bald für die erste Entwickelung des Landes nicht mehr in Frage kamen.

In dies kriegerische Jahrzehnt fiel die Amtsthätigkeit unsrer ersten deutschen Beamten und Offiziere. Man kann sich nach dem, was soeben ausgeführt wurde, vorstellen, dass ihre Arbeit namentlich in der ersten Zeit von wenig Annehmlichkeiten für sie begleitet war. Besonders der erste Vertreter des Reiches, der Kaiserliche Kommissar Dr. Goering, hatte mit den schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen. Denn er sollte nicht allein vermittelnd zwischen den sich befehdenden Völkern wirken, sondern ihm fiel auch die Untersuchung der zahlreichen, auf Verträgen mit den Eingeborenen fussenden Ansprüche und Gerechtsame von Gesellschaften und Privaten zu. Erforderte diese Aufgabe den ganzen Scharfsinn eines Juristen, so war die erste kaum oder doch nur sehr unvollkommen zu lösen, denn der Kommissar des Reiches verfügte damals über gar keine nennenswerten Machtmittel zur Ausübung einer Schutzgewalt nach irgendeiner Seite hin. Dr. Goering hatte sonach mannigfache Gelegenheit, auch seine diplomatische Befähigung zur Geltung zu bringen. Wenn es ihm während seiner Amtsdauer, welche von 1885 bis 1890 währte, auch an grösseren Erfolgen fehlte, so bedeutet es unter den damals obwaltenden Verhältnissen schon etwas Grosses, Misserfolge vermieden zu haben. Denn es waren nicht allein die Farbigen, die ihm Schwierigkeiten bereiteten, sondern er hatte auch gegen die Umtriebe der uns von Anbeginn an feindlich gesinnten Engländer zu kämpfen, unter denen sich namentlich der in jener Zeit des Landes verwiesene Agent des Cecil Rhodes, Lewes, durch Unverschämtheiten aller Art und durch die Frechheit hervorthat, mit der er eine gemeingefährliche Thätigkeit ausübte.

Nach Goerings Weggang wurde es anders, aber zunächst nicht besser. Schon während seiner Amtsführung war sein Nachfolger, der als Afrikaforscher bereits in weiten Kreisen bekannte Hauptmann K. v. François, mit einer allerdings gänzlich unzureichenden, aus deutschen Soldaten bestehenden Truppe hinausgesandt worden. Im Jahre 1890 wurde er zum Kommissar des Schutzgebiets ernannt, eine Bezeichnung, die im Jahre 1893 in den Titel eines Landeshauptmannes und später in den eines Gouverneurs von Südwestafrika umgewandelt wurde. Auch v. François war zunächst gar nicht in der Lage, irgend einen stärkern Druck auf die sich bekriegenden Stämme ausüben zu

können, denn die Sollstärke der Truppe, die aber bald nicht einmal mehr erreicht war, betrug gegen das Jahr 1892 nicht mehr als fünfzig Mann. Aber er hatte inzwischen eine Verwendung für die Truppe gefunden, die man recht wohl als Vorbereitung der spätern Beherrschung des Schutzgebietes bezeichnen kann.

Genau in der Mitte des Schutzgebietes, im hohen, quellen- und regenreichen Vorlande des mächtigen Awasgebirges, in der Grenzlandschaft zwischen den Wohnsitzen der schwarzen und der gelben Rasse und in unmittelbarer Nachbarschaft der intelligenten und damals auch wohlhabenden Bastards von Rehoboth, lag der Hauptsitz der Hottentotten des Jan Jonker Afrikander, damals

Landeshauptmann Major v. François.

als Eikhams bekannter als unter dem Namen Windhoek (Windecke). Seit Jan Jonker mit dem grössten Teile seines Stammes durch Hendrik Witbooi vertrieben worden war, lag diese Gegend mit ihren ehemaligen Gärten und ihren guten Weiden gewissermassen völlig herrenlos da, denn auch die Hereros getrauten sich nicht, mit ihren Herden soweit nach Süden zu ziehen, wo aus den Pässen und den einsamen Hochthälern des Khomaslandes jeden Augenblick die Reiterscharen des gefürchteten Gegners hervorbrechen konnten. Der einzige Nachteil des Platzes war seine fast vierhundert Kilometer betragende Entfernung von der See; in jeder andern Hinsicht und auch als Mittelpunkt der

grossen Verkehrsstrasse in das Bastardland und nach dem Süden darf er als ausserordentlich von der Natur begünstigt bezeichnet werden. Von diesem wichtigen Gebiet ergriff der Kommissar Ende 1890 Besitz, und hier entstand in unmittelbarer Folge der erste, wirklich verteidigungsfähige Stützpunkt der deutschen Macht, die noch jetzt den Ort überragende stattliche und für Eingeborne fast uneinnehmbare Festung von Gross-Windhoek, an die sich bald eine Anzahl Regierungs- und Privathäuser angliederten.

Hier war ferner nicht allein ein für südwestafrikanische Verhältnisse gutes Weidegebiet sowie eine Reihe von zur Bewässerung zu benutzenden Wasserläufen zu finden, sondern hier konnte die Weide auf einige Entfernung nach Osten hin damals auch als völlig herrenlos bezeichnet werden. Kein Wunder also, dass v. François und mit ihm mancher Andre, der den Platz gesehen, auf den Gedanken kam, hier mit dem von allen Kolonialfreunden sehnlichst erwarteten Siedelungswerk zu beginnen. Wie sehr dieser Anfang einer wirklichen Kolonisation herbeigesehnt wurde, das begreift man, wenn man sich erinnert, wie der damalige Reichskanzler, Graf v. Caprivi, gerade in jener Zeit das Unglückswort von dem „Probejahr" gesprochen hatte, das man der Kolonie noch gewähren wolle, um ihren Wert zu erweisen. Wahrlich, ein schlimmerer Ausspruch konnte kaum gethan werden, denn nun musste Hals über Kopf etwas geschehen. Dass die ersten Siedlungsversuche so lange an den Folgen der Hast und der Überstürzung krankten, mit der sie ins Werk gesetzt waren, das ist ebensosehr diesem Unglücksworte zuzuschreiben wie der Unbekanntschaft der heimischen Kreise mit den südwestafrikanischen Verhältnissen.

Auf stetes Dringen der beteiligten Kreise hatte sich denn auch innerhalb der Deutschen Kolonialgesellschaft ein Syndikat gebildet, das unabhängig von der bereits in Südwestafrika arbeitenden „Kolonialgesellschaft für Südwestafrika", der Rechtsnachfolgerin des inzwischen verunglückten Lüderitz, das Werk der Besiedelung der ihr von der Regierung in Aussicht gestellten Gebiete unverzüglich zu beginnen beabsichtigte. Allein es gelang zunächst nicht einmal, den für den Anfang zur Ausführung bestimmten Plan einer Kleinsiedelung in unmittelbarer Nähe der Truppenstation, in Klein-Windhoek, zur Durchführung zu bringen. Mit dem ersten, von der Kolonialgesellschaft gecharterten Schiff, das direkt nach Walfischbai bestimmt war, verliessen nur drei Ansiedler Hamburg, um sich drüben eine neue Heimat zu suchen. Gleichzeitig hatte der zeitweilige Vertreter des neuen Syndikats, Joachim Graf v. Pfeil, sich nach den alten Kolonien Südafrikas begeben, um womöglich eine Anzahl dort ansässiger Deutscher zur Auswanderung in unser Schutzgebiet zu bewegen.

Als die „Agnes“, jenes erwähnte Schiff, in der englischen Walfischbai ankerte und ehe noch einer der mit ihr herübergekommenen Reisenden, unter denen sich auch der Verfasser dieses Buches befand, die Fahrt in das Innere angetreten hatte, vollzog sich unmittelbar in der Nähe dieses Hafens ein Ereignis, das nachmals von grösster Bedeutung für die wirtschaftliche Entwickelung des Landes geworden ist. Ganz im Stillen hatte das deutsche Kanonenboot „Hyäne“ an der von den Engländern stets als ganz ungünstig geschilderten Küste nördlich der Swakobmündung, also unmittelbar nördlich von der deutschen Grenze, Messungen und Erhebungen angestellt, deren Ergebnis ein sehr günstiges war. Man hatte festgestellt, dass unter gewöhnlichen Verhältnissen, d. h. bei normaler See, trotz einer ziemlich starken, unmittelbar vor der Küste stehenden Brandung eine Landung ohne allzu grosse Schwierigkeiten bewerkstelligt werden könne. Damit war Deutschland mit einem Male in der Lage, einen eignen, ganz brauchbaren Landungsplatz sein eigen zu nennen, und bereits im September 1892 wurde hier eine Station errichtet, aus welcher einige Jahre später der nunmehr den grössten Teil des Küstenverkehrs vermittelnde Ort Swakobmund erwuchs.

Leider stellte sich im Laufe der nächsten Monate mit immer grösserer Klarheit heraus, dass für eine bäuerliche Kleinsiedelung zunächst und wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus noch nicht genügende Lebensbedingungen vorhanden waren. Aber auch ein zweiter Plan, den Graf Pfeil gefasst hatte, nachdem er nur ganz vereinzelte Deutsche für eine Übersiedelung nach Windhoek gewonnen hatte, war als gescheitert zu betrachten. Pfeil hatte Verhandlungen mit einer Anzahl holländischer Buren behufs Gründung einer kleinen Kolonie niederländischer Farmer angeknüpft und die in Windhoek im Oktober 1892 stattfindenden Verhandlungen liessen hoffen, dass wenigstens in dieser Form eine Verwertung des ungenützt liegenden Landes des Siedelungssyndikats in grösserm Massstabe beginnen werde. Aber auch diese Hoffnung erwies sich als falsch. Und diesmal waren es nicht die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse, welche die Ausführung dieses höchst vernünftigen Gedankens hinderten, sondern der höchst unvernünftige Widerstand der Berliner Kolonialregierung gegen das Vorhaben des Syndikats, die Gott weiss was für Schreckliches kommen sah, wenn vierzig Burenfamilien — um so viel handelte es sich überhaupt nur — in Südwestafrika eine neue Heimat gefunden hätten.

So lagen die Dinge noch Anfang 1893, und der bittere Ausspruch einiger Kaufleute erschien berechtigt, wenn sie die Zukunft des ihnen in all seinen Hülfsquellen vertrauten Landes mit uns besprachen: „So soll denn Südwestafrika ewig nur das

Rittergut Caprivi bleiben?" Aber auch am politischen Horizont ballte sich düsteres Gewölk, das mit einer Entladung drohte, wenn nicht das Reich rechtzeitig Vorkehrungen zum Schutze seiner Kolonie traf. Hendrik Witbooi und die Ovaherero standen im Begriff Frieden zu schliessen. Gegen wen sich dieser „Friede" in seinen weitern Folgen richten werde, war wohl jedem Europäer klar, der jene Zeit dumpfer Spannung in den ersten Monaten des Jahres 1893 mit durchlebt hat. So traurig es klingt, so wahr ist es; die erste Kolonie des Deutschen Reiches verdankte die verhältnismässige Sicherheit, deren sich die Europäer im Lande nach dem Jahre 1884 erfreuten, nicht der eignen Macht, sondern den Zwistigkeiten der Eingeborenen. Und es waren viel weniger die Witboois, von deren Seite man sich Böses versah, als vielmehr die Hereros, mit denen gemeinsam allerdings auch die Hottentotten den allgemeinen Aufstand mitgemacht haben würden.

Da endlich, wenige Tage vor dem Einzuge der neuen Truppe selber, denn die alte stand zum 1. April 1893 zur Entlassung, traf die völlig unerwartete Freudenbotschaft ein, dass die Stärke des Ersatzes sich auf zweihundertfünfundzwanzig Mann beziffere. Mit dieser Zahl, so glaubte man in Berlin, werde der Kaiserliche Landeshauptmann im Stande sein, den gefürchteten Hottentottenführer, der sich immer noch weigerte, die deutsche Oberherrschaft anzuerkennen, zur Unterwerfung zu zwingen und die Hereros gefügiger zu machen.

Es ist viel darüber geschrieben worden, ob es nach einer solchen Verstärkung der Schutztruppe überhaupt nötig gewesen sei, den Krieg zu beginnen. Ich will diese Frage hier unentschieden lassen, obwohl ich persönlich der Meinung bin, dass das Äusserste hätte vermieden werden können. Sei dem aber, wie es will, und mag der Reichskanzler und die Kolonialabteilung den Kampf für unvermeidlich gehalten haben, so wäre es die unabweisbare Pflicht der Berliner Behörde gewesen, dem Landeshauptmann eine Truppe von ausreichender Stärke zur Verfügung zu stellen. Diese hat er, wie die Folgezeit lehrte, in der erwähnten Mannschaft nicht besessen; so hervorragend Offiziere und Leute sich führten, sie waren eben zu wenig zahlreich, um alle die Aufgaben zu erfüllen, die ihnen der Krieg mit einem so ausserordentlich gewandten Gegner wie den Witboois stellte. Und die Zahl von Soldaten, welche v. François von Anbeginn an beantragt hatte, hat man ihm erst viel später zur Verfügung gestellt. Ich wiederhole deshalb hier noch einmal, was ich bereits an andern Stellen ausgesprochen habe und was nicht oft genug gesagt werden kann; nicht, dass man den Krieg angeordnet hat, ist der Kolonialregierung von vielen alten Südafrikanern zum

Vorwurf gemacht worden, sondern dass man ihn mit unzureichenden Mitteln begonnen hat.

Es ist nicht die Aufgabe eines Buches wie des vorliegenden, die Geschichte dieses langen und schweren Kampfes zu erzählen, in dessen Verlauf Freund und Feind oft genug Gelegenheit hatte, sich hervorzuthun, und der in seinem Gange ein glänzendes Zeugnis für die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit deutscher Offiziere und Soldaten genannt werden muss. Nur kurz können wir bei den wichtigsten Ereignissen verweilen, denn die Aufgabe

Reiter der Truppe.

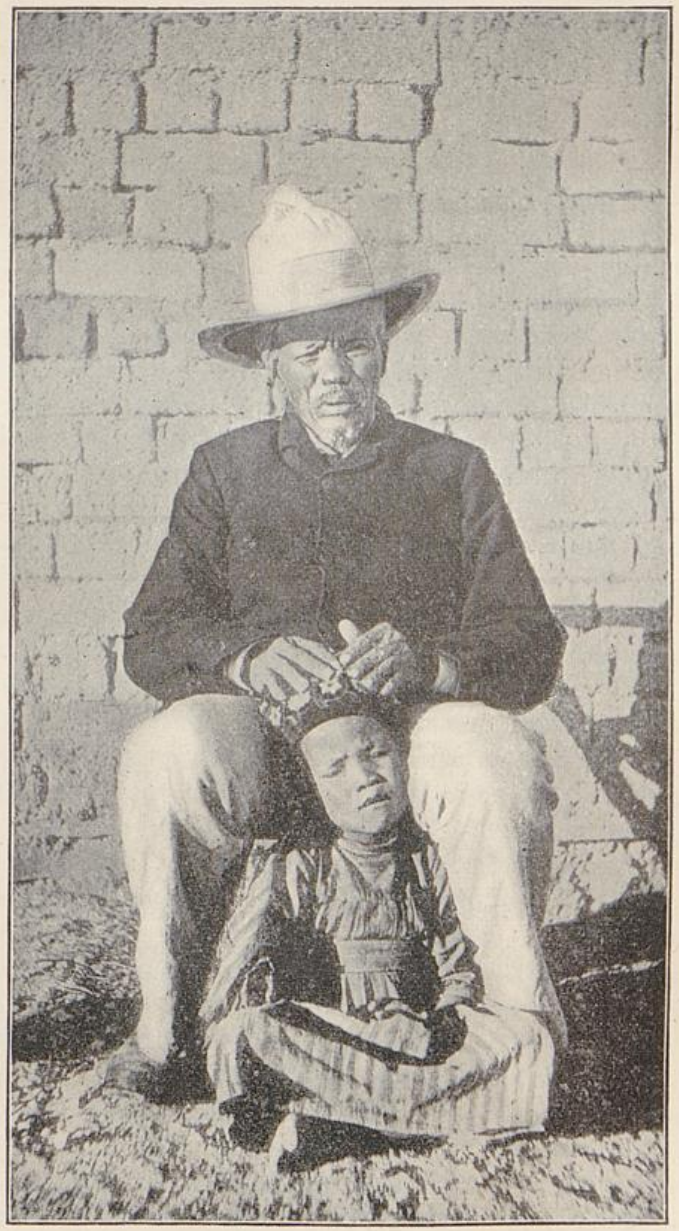
dieses Abschnittes ist mehr, ein Bild des wirtschaftlichen als des politischen Werdeganges der Kolonie zu zeichnen.

Am 12. April 1893 war mit der Erstürmung von Hoornkrans, der in einem wilden und unzugänglichen Gebirge gelegenen Niederlassung Hendriks, der Schlag gefallen, von dem man eine Vernichtung jeglichen Widerstandes erhofft hatte. Indessen war es dem grössten Teile der Witboois gelungen, zu entkommen, und damit begann jene Zeit kriegerischer Ereignisse, die ohne Unterbrechung bis zum September 1894 währen sollte. In der ersten Zeit des Krieges kam es weniger zu grossen und umfassenden Kämpfen als zu kleinen Scharmützeln und Überfällen, bei denen sich vielfach nur kleinere Abteilungen einander gegen-

überstanden. Der zum Major ernannte Landeshauptmann v. François hatte sich nach den ersten grössern Unternehmungen gegen die in der Nähe von Hoornkraus befindliche Hauptmacht des Feindes und im Hinblick auf die trotz einer weitern Verstärkung im September 1893 von rund hundertundzwanzig Mann für grosse Unternehmungen noch immer unzureichenden Machtmittel entschlossen, sein Hauptaugenmerk auf die Sicherung der Hauptplätze und der wichtigsten Verkehrswege, vor allem der nach der See führenden Strasse zu richten. Wie richtig diese Verwendung der Truppe war, zeigten verschiedene Vorfälle der ersten Kriegszeit, die die Gefährdung aller nicht unmittelbar verteidigten Landschaften durch die gewandten Reiterscharen der Hottentotten in greller Weise beleuchteten. So erschienen sie zu leichtem Geplänkel eines Tages selbst vor Windhoek. Ernster als dies Ereignis und namentlich von einschneidender Wirkung auf Handel und Verkehr waren verschiedene Überfälle von Ochsenwagen-Karawanen, welche völlig vernichtet wurden, und deren einer über zwanzig Bastardfahrern und einem, den Unternehmer begleitenden Buren das Leben kostete. Besonders dieser Schlag, das Gemetzel von Horebis, hatte eine unheimliche Preissteigerung von Seiten der nun auf lange Zeit nur schlecht mit Waren versehenen Kaufleute zur Folge, der von da ab lange Jahre eine grössere Höhe der Güterbewertung folgte, die auch nach dem Ende des Krieges zunächst nicht wieder in die früheren Grenzen zurückging. Aber noch eine andere tief in das wirtschaftliche Leben des Landes eingreifende Erscheinung war als die unmittelbare Folge dieser ersten Kriegszeit anzusehen. Mehrfach waren während des ersten Kriegsjahres grössere Mengen von Auswanderern aus Deutschland eingetroffen, die meisten von ihnen, um Farmer zu werden. Sie alle konnten nun nicht hinaus aufs Land und sie alle waren durch die Unsicherheit aller Verhältnisse genötigt, sich in den grössern Orten des mittlern Schutzgebiets niederzulassen. Um leben zu können, mussten viele von ihnen, die nicht als Handwerker ihr Auskommen fanden, sich dem Handel zuwenden, und die öfters bis zum Ende des Krieges sich wiederholenden Verstärkungen der Truppe, deren Mannschaften einen ziemlich hohen Sold empfingen, waren der Grund, dass so mancher, der gar nicht daran gedacht hatte Kaufmann zu werden, jetzt als solcher oder als Handwerker in Windhoek sass und auch nach erfolgtem Friedensschlusse nicht mehr daran denken konnte, umzusatteln und Viehzüchter zu werden.

Mittlerweile war auch der Krieg in ein neues Stadium getreten. Endlich hatten erneute Mannschaftsvermehrungen die Truppe auf eine einigermassen ausreichende Stärke gebracht, um mit ihr eine Beschränkung des Feindes auf ein engeres Gebiet

versuchen zu können. Nachdem schon v. François im Anfang des Jahres 1894 mit der Lösung dieser Aufgabe begonnen hatte, wandte



Hendrik Witbooi.

sich sein Nachfolger, Major Leutwein, ebenfalls ihr zu. Und die Lösung gelang. Unter unsäglichen Mühen und harten Kämpfen wurden die Witboois auf das bis dahin fast unbekannte, wilde

Gebirgsland der in diesem Jahre berühmt gewordenen Naauwkluft beschränkt und dort festgehalten, und nach Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten, in der sich das überlieferte Heldentum deutscher Truppen glänzend bewährt hatte, war der Trotz des zähen alten „Königs" von Namaland gebrochen. Im September 1894 machte er den Entschluss, zu dem er sich nach schweren innern Kämpfen durchgerungen haben mag, zur That und erkannte die Oberherrschaft des Deutschen Kaisers an. Und er hat ihn, wie die Folgezeit lehrte, ritterlich und treu gehalten und das Vertrauen, das Major Leutwein in ihn setzte, selbst in den schweren Tagen gerechtfertigt, die in nicht ferner Zeit diesem erbitterten Kriege um die Oberherrschaft folgen sollten. Darum Ehre ihm wie unsern Soldaten!

Ich kann mir nicht versagen, das Urteil hierherzusetzen, das der einzige Offizier, der den ganzen Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht hat, Oberleutnant K. Schwabe, über Hendrik in seinem ausgezeichneten Buche fällt, das an dieser Stelle jedem, der sich genauer über die Geschichte dieser Zeit unterrichten will, empfohlen sei.*) Er sagt von dem grossen Häuptling: „Hendrik Witbooi hat sein verpfändetes Wort nicht gebrochen, er schwur Urfehde und Heeresfolge und er hat durch die That bewiesen, dass er ein Mann von Wort ist. Ihn aber am Leben zu strafen (wie einige unwissende Leute in der Heimat thatsächlich gefordert haben. D. Verf.), dazu hätte uns auch der leiseste Schein eines Rechts gefehlt, denn er war kein eidbrüchiger, ehrloser Rebell, sondern ein freier Stammeshäuptling, der uns in offenem Kampfe getrotzt hatte. Major Leutwein aber erkannte, dass ihm hier kein Eingeborener von gewöhnlichem Schlage gegenüberstehe, sondern ein hervorragend begabter Mann, der, sich weit über den Durchschnitt seiner Volksgenossen erhebend, gewissermassen idealen Zielen zustrebte."

Von grosser Bedeutung waren und werden künftig sein auch die militärischen Lehren, die man dem Witbooikriege für unser weiteres Verhalten in Südwestafrika entnehmen kann. Auch für die Beurteilung andrer südafrikanischer Kriege, wie z. B. solcher der Buren gegen die Engländer, lassen sich manche Vergleiche anstellen, wie ebenfalls aus den Ausführungen Schwabes hervorgeht, der hierüber schreibt: „Keiner der folgenden Feldzüge lässt sich mit diesem Guerillakriege in des Wortes verwegenster Bedeutung vergleichen, dessen Durchführung um so schwieriger und aufreibender war, als er fast in allen seinen tausend Wechselfällen im Hochgebirge geführt wurde, und ebenbürtige Gegner sich gegenüberstanden. Die Verwendung einer durchgehends berittenen Truppe, die in dem ersten Teil des Krieges angestrebt, in dem letzten erreicht

*) K. Schwabe, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika.

wurde, gab uns eine Fülle interessanter Lehren und Folgerungen in betreff der Nützlichkeit und Verwendbarkeit berittener Infanterie, dieser idealsten Waffe, die ich kenne. Auch die Verschmelzung infanteristisch und kavalleristisch ausgebildeter Truppen zu einem Ganzen bot mancherlei Bemerkenswertes.“ Weiter ergiebt sich für ihn eine wichtige Umkehrung taktischer Grundlehren der europäischen Heere, denn in Südwestafrika und darum wohl auch im übrigen Südafrika muss „der Führer, der den Erfolg sicherstellen und an seine Fahnen fesseln will, vor allem das Eine beherzigen: Vereint marschieren, getrennt schlagen!“

Als der Friede mit dem letzten selbständigen Führer der Naman geschlossen war, da hoffte man, endlich eine Zeit schnellerer Entwickelung des Schutzgebietes und vornehmlich der Siedelung beginnen zu sehen. Doch es kam anders.

Gänzlich beruhigt war das ganze Land keineswegs. Besonders im Osten rührte es sich. Dort sass der Stamm der Khauashottentotten, auch Fledermäuse genannt, dessen wenige Männer mehr Verbrechen auf ihrer Seele als Haarbüschel auf ihren hässlichen Häuptern trugen. Schon während des Witbooikrieges hatte sich ihr Häuptling Lambert eines gemeinen Mordes an einem deutschen Händler schuldig gemacht, für den er später erschossen wurde; auch jetzt kam es wieder zu Unruhen, die zwar vorläufig noch einmal halbwegs beigelegt wurden, die aber leider nicht mit der dauernden Gefangensetzung und Unschädlichmachung des mordbrennerischen Stammes endeten. Durch eine solche hätte dem Lande viel Schweres erspart werden können.

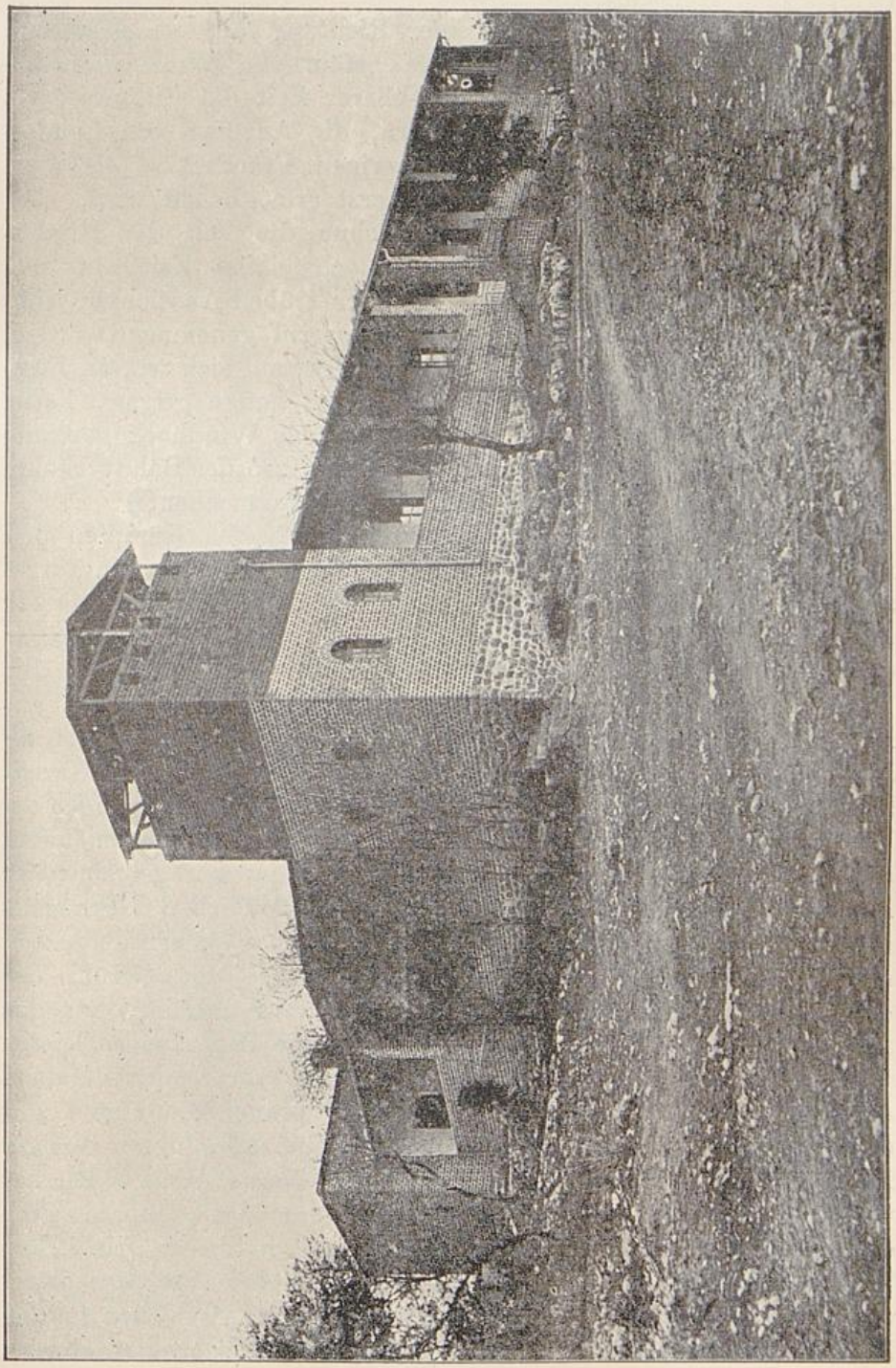
Langsam begann sich während dieser Zeit das Land von den Folgen des Darniederliegens der Verhältnisse während des achtzehnmonatigen Krieges zu erholen. Auch die Siedelung machte einige, wenn auch schwache Fortschritte, und zu den Deutschen waren mittlerweile auch eine Anzahl von Buren im Norden des Hererolandes und einige im Namalande gekommen. Da brach wie ein Wetter erneutes Unheil über das Land herein, aber diesmal gelang es dem thatkräftigen, gemeinschaftlichen Handeln der Truppe und der Zivilbevölkerung, das drohende Verderben abzuwenden. Die Khauashottentotten und der östliche Hererostamm der Ovambandjeru hatten sich erhoben und verräterischer Weise den in der Nähe von Gobabis befindlichen Hauptmann v. Estorff überfallen. Dieser aber hatte, wenn auch mit schweren Verlusten, mit seiner fünfzig Mann starken Abteilung den Feind in die Flucht geschlagen. Eine kaum hoch genug zu schätzende That! Denn nur diesem Erfolge deutscher Tapferkeit und Geistesgegenwart, an dem auch der damalige Kaiserliche Oberrichter v. Lindequist vollen Anteil hatte, verdankte die Kolonie, dass nicht ein allgemeiner Aufstand der Ovaherero, dem

man kaum hätte widerstehen können, mit all seinen Schrecken die Anfänge europäischer Gesittung vernichtete. Aber auch des alten, ehemaligen Feindes, des besiegten Hendrik, sei hier ehrend gedacht, denn er stellte sich sofort auf die deutsche Seite, und auch dieser That war es zu einem nicht geringen Teile zuzuschreiben, dass die Kaffern zum grössten Teile, wenn auch offenbar widerwillig, Frieden hielten. Dem Gouverneur war es inzwischen gelungen, den Feind noch einmal, diesmal endgültig, wenn auch abermals unter schweren Verlusten auf deutscher Seite, zu schlagen und die Haupträdelsführer, besonders den Hererohäuptling Nikodemus, der verdienten Strafe zuzuführen.

Eine unerwartete Folge hatte die nach Europa gedrungene erste Nachricht von diesen Ereignissen des 1896er Frühjahres gehabt, die wieder von grösstem Einflusse auf die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens im Lande sein sollte. In dankenswerter Eile hatte die Reichsregierung eine erhebliche Verstärkung, vierhundert Mann, mobil gemacht und nach Südwestafrika gesandt, womit die Schutztruppe auf den Höhepunkt ihrer Stärke seit ihrem Bestehen kam. Diese Massregel trug, aus oben angedeuteten Gründen, natürlich aufs neue dazu bei, den Zeitpunkt noch weiter hinauszuschieben, von welchem an das Land sich mehr und mehr zur Farmerkolonie entwickeln konnte. Zunächst indessen wäre auch in diesem Umstande nur eine an sich, d. h. für die im Lande Ansässigen, durchaus günstige Thatsache zu sehen gewesen, wenn mit den grössern kriegerischen Ereignissen — in der Folgezeit handelte es sich stets nur noch um Unruhen lokaler Natur — auch die Zeit wirtschaftlicher Unsicherheit beendet gewesen wäre.

Da nahte ein neues Unheil dem schwergeprüften Lande. Diesmal jedoch war es nichts Greifbares und nichts, das man mit festem Auge und starkem Arm in seine Schranken zurücktreiben mochte wie die Horden beutelustiger Kaffern. Langsam und drohend zog es heran, das unheimliche Gespenst, dem seit Jahren schon im Osten Südafrikas ungezählte Opfer fielen. Die Rinderpest, der Schrecken des Weissen wie des Eingeborenen in diesen herdenreichen Steppenländern, bedrohte den wertvollsten Besitz auch unsres Schutzgebietes mit der Vernichtung. Nur dem zielbewussten Vorgehen der aus Deutschland nach drüben gesandten Vertreter der bakteriologischen Wissenschaft ist es gelungen, wenigstens die Rinderbestände der Weissen vor so erschreckenden Verlusten zu bewahren, wie sie zahlreiche Hereros im Laufe dieser Unglückszeit betroffen haben.

Ein völliger Umschwung der Preisverhältnisse war die erste Folge der schweren Monate, mit deren Unbill natürlich auch die Europäer zu kämpfen hatten. Mehr als je zuvor schnellten nicht



Wohnung des Gouverneurs, Windhoek.

nur die Summen in die Höhe, die man für brauchbares Zug- und Schlachtvieh zu zahlen hatte, sondern die Tage waren nicht dazu angethan, einen Rückgang der Preise für Bedarfsgegenstände

europäischer Herkunft, die bereits vorher eine beträchtliche Höhe erreicht hatten, nach irgend einer Richtung hin zu gestatten. Einen bleibenden Vorteil sollte die gefährliche Seuche indessen doch zur Folge haben, der in absehbarer Zeit die Einfuhr europäischer Waren bedeutend erleichtern, die Ausfuhr von Landeserzeugnissen dagegen, die die bisherigen Frachtsätze nicht zu tragen im Stande waren, wesentlich erst ermöglichen wird. Die langersehnte Eisenbahn, deren Bau ohne die von der Rinderkrankheit drohende Not vermutlich noch einige Zeit auf sich hätte warten lassen, ist eben infolge der trüben Aussichten jener ersten längeren Friedenszeit schnell in Angriff genommen worden. Und wenn auch ihre Vollendung viel länger auf sich warten liess, als man in kolonialfreundlichen Kreisen zu hoffen gewagt hatte, so ist doch nunmehr endlich die zunächst bis Windhoek geplante Strecke vollendet, und die segensreichen Folgen des Bahnverkehrs beginnen bereits allenthalben sich geltend zu machen.*)

So hat für unsere erste Kolonie nach harten Kämpfen und nach manchem Jahre banger Ungewissheit, wie es scheint, nunmehr die zweite Stufe der Entwickelung zu einem immer grösseren und immer fester sich zusammenfügenden Staatswesen begonnen; die Tage der Kindheit sind auch für dieses Land dahin, wie die Tage kindlicher Freude an all dem Seltsamen und Neuen aus Afrika für so manchen Kolonialfreund solchen ernsten, darum aber auch in höherm Grade nutzbringenden Gedanken und weitausschauenden Plänen gewichen sind. Die Zeit der Prüfungen ist hoffentlich vorüber, doch hat sie ihr Gutes gehabt. Sie hat nicht allein die verschiedensten Stände und Berufsklassen in gemeinsamer Arbeit zur Erhaltung und Festigung der deutschen Herrschaft enger miteinander verbunden als in irgend einer andern deutschen Kolonie, sondern sie hat auch diesen selbst das Gefühl des eignen Wertes und der eignen, tüchtigen Kraft erhöht, ohne das niemand in einem fremden und wilden Lande Bedeutendes leisten wird. Die Jetztzeit stellt unsere Landsleute vor neue Aufgaben, ohne dass deshalb die Waffen zu rosten brauchen. Heute gilt es, in auf das Grosse wie auf das Kleine gerichteter emsiger Arbeit die Schätze zu heben, welche die Natur, Eugen Richter und Bebel zum Trotz und zum Leide, nun doch einmal auch diesem Gebiete geschenkt hat Dass auch in dieser friedlichen Thätigkeit die Weissen des Landes sich bewähren werden, daran wird niemand zweifeln, der ihren Mut und ihre Ausdauer in den bösen Zeiten des Anfanges mit eignen Augen beobachten durfte.

---

*) Vergl. die im Verlage Wilhelm Süsserott, Berlin, erschienene Broschüre: Gerding, Die Bahn Swakobmund—Windhoek. — Mk. 1.50.

Zweites Kapitel.

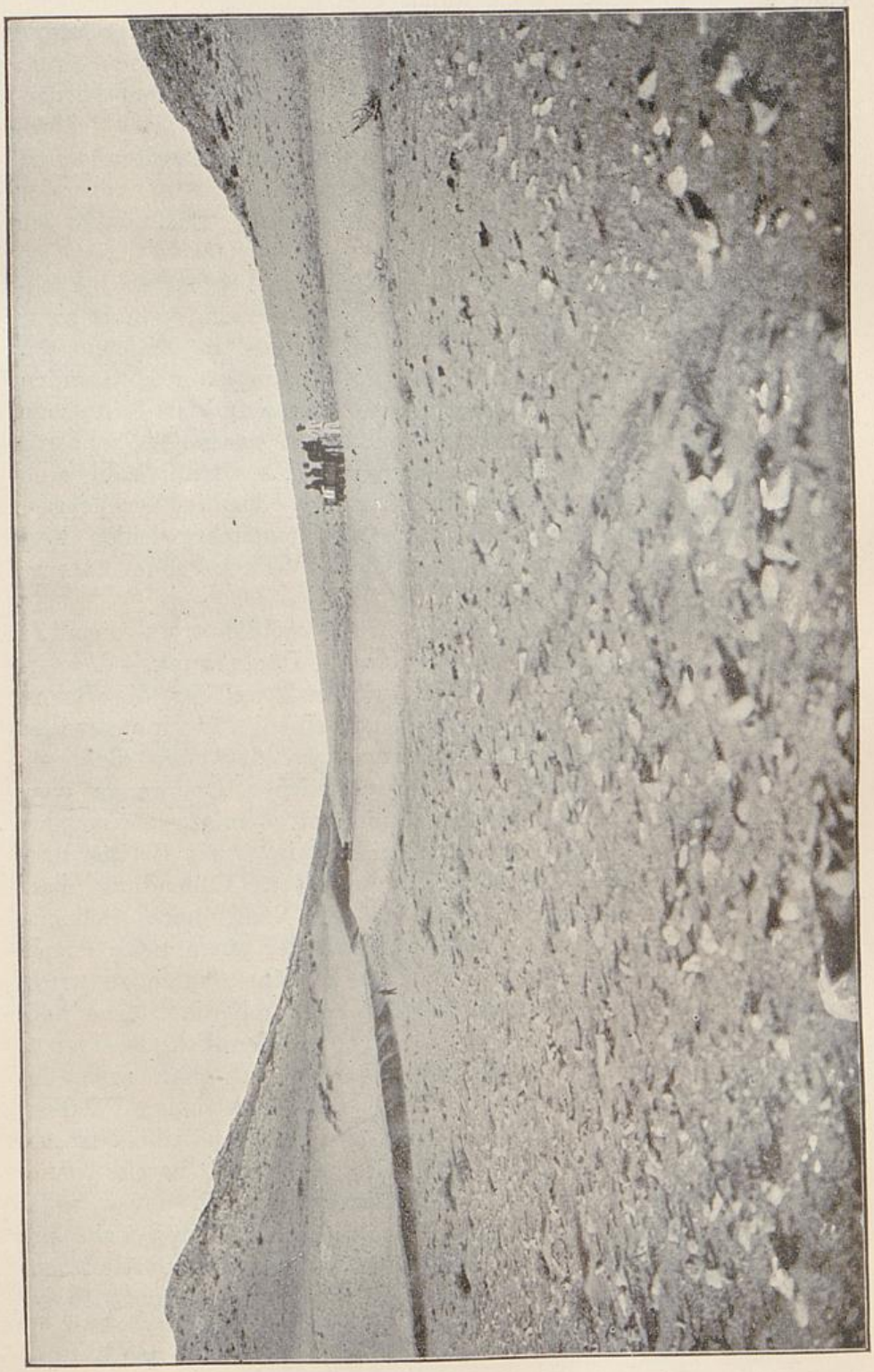
Die grossen Hauptlandschaften Südwestafrikas.

„Südwestafrika ist der Westrand des südafrikanischen Hochlandes," mit dieser wortarmen Schilderung muss sich unser Schutzgebiet in so manchem Lehrbuch der Erdkunde begnügen. Besonders die in den Schulen benutzten Leitfäden erwecken auf diese Weise in so manchem eine das ganze Leben hindurch vorhaltende Vorstellung von ungeheuren Ebenen, und zu ihr kommt eine zweite von grenzenlos langweiligen, glühendheissen Sandflächen, welche zumeist den ganz falschen Darstellungen unsrer in Bezug auf alles Afrikanische gänzlich unwissenden und kindischen Witzblätter entstammt. Dabei ist der Aufbau des Landes so mannigfach gestaltet, dass sich nicht nur verschiedene Hauptlandschaften unterscheiden lassen, sondern dass auch innerhalb der meisten Einzelgebiete keineswegs auf so grosse Strecken Eintönigkeit vorherrscht, wie z. B. in den ungeheuren Gebieten der kapländischen Karrugegenden.

Will man sich aber eine ganz richtige Vorstellung von dem Lande machen, so ist nötig, dass man sich zuvor seine Weltlage und die Beschaffenheit seiner Umgebung vergegenwärtige. Insofern ist ja auch der oben angeführte Satz zutreffend, als es in der That ein wesentlicher Bestandteil des südafrikanischen Hochlandes ist, mit dem es durch sehr enge Beziehungen sowohl rein geographischer wie wirtschaftlicher Art verknüpft ist. Von diesem ganzen Hochland am Südende des Weltteils aber ist nachgerade allgemein bekannt, dass es sich in seinen meisten Landschaften für europäische Besiedelung und eine der europäischen wenigstens ähnelnde Bewirtschaftung eignet, denn es gehört zu den Gebieten, die man gemeinhin als aussertropische bezeichnet. Schon an dieser Stelle mag nachdrücklich betont werden, dass der weitaus grösste Teil unseres Schutzgebietes zu diesen von Natur auch dem Nordländer angenehmen Gegenden gehört. Auf die Gründe dieser Eigenart des Landes werde ich weiter unten eingehen;

hier mag indessen darauf aufmerksam gemacht werden, dass eine oberflächliche Betrachtung der Karte leicht zu grossen Irrtümern Veranlassung geben kann, denn viel mehr als die Hälfte der Kolonie liegt nördlich vom Wendekreis des Steinbocks, also innerhalb der gewöhnlich als tropisch bezeichneten Zone. Trotzdem zeichnet sich das Land durch ein nichts weniger als tropisches Klima aus, wenn wir von der Landschaft im äussersten Norden absehen. Und noch wichtiger ist, dass auch die Küste kühl, für ihre Breitenlage sogar aussergewöhnlich kühl genannt werden muss. Während auf der Ostküste schon an der Delagoabai, also in der Breite von Lüderitzbucht, Kokospalmen fortkommen, dafür aber auch das tiefere Land durch gefährliche Tropenkrankheiten, besonders durch die schwersten Formen der Malaria, die Gesundheit des Europäers bei längerem Aufenthalt unfehlbar untergräbt, giebt es kaum einen Landungsplatz an den deutschen Küsten Südafrikas, wo bei einiger Sorgfalt selbst der verwöhnteste Europäer nicht ungefährdet Jahrzehnte hindurch, ja sein ganzes Leben zubringen könnte. Das verdient besonders hervorgehoben zu werden, denn es ist ein entschiedener Vorzug unserer tiefern Landschaften, in denen noch dazu niemals jene feuchtheisse Luft das Nervensystem quält, die zu den unangenehmsten Eigentümlichkeiten der echten Tropen gerechnet werden muss.

Das ganze Schutzgebiet wird nämlich im Westen von auffallend kühlen Gewässern umspült. Die Meerestemperaturen sind so niedrig, dass ein Seebad an der Küste kaum genommen werden kann, denn an manchen Stellen geht die Wasserwärme nicht über 11 bis 12° Celsius (9 bis 10° Réaumur) hinaus. Erklärt sich so die niedrige Temperatur der dem Meere benachbarten Striche, die ja auch das Innere bis zu einem gewissen Grade zu beeinflussen vermag, so würde damit das untropische Verhalten der Temperatur in den östlicheren Gegenden doch noch nicht verständlich erscheinen. In diesen aber hat man mit der Höhe des Landes zu rechnen, die besonders erfrischende Nächte und ziemlich kühle Winter zur Folge hat. Stellt man sich vor, dass sich hier ein Land ausbreitet, das sich in der anderthalbfachen Ausdehnung des Deutschen Reiches zu einer durchschnittlichen Meereshöhe von etwa 1300 Metern erhebt, das heisst, fast bis zur Höhe der höhern Gipfel des Schwarzwaldes und der Vogesen, so kann man sich einen Begriff von der Wirkung dieser Seehöhe machen. Berücksichtigt man, dass Europa nur eine mittlere Höhe von 300 Metern besitzt, und dass das oberbaierische Hochland, auf dem sich die Wirkung der Erhebung auf die nächtliche und winterliche Abkühlung bereits sehr stark geltend macht, nur 500 Meter Höhe besitzt, so kann man sich noch deutlicher vorstellen, wie die Mittelhöhe Südwestafrikas in



In der Küstenwüste.

In der Küstenwüste.

einer an sich warmen Zone einen sehr günstigen Einfluss ausüben muss. Auch sind die Unterschiede in der Höhe der Sonne doch gross genug, um auch eine beträchtliche Verschiedenheit in der Strahlungswirkung in den verschiedenen Jahreszeiten hervorzubringen. In Windhoek, dessen Lage in der Mitte des Schutzgebietes in dieser Beziehung als charakteristisch gelten kann, steht die Sonne an zwei innerhalb weniger Wochen auf einander folgenden Tagen allerdings im Zenit des Ortes. Dafür steht sie aber um die Wintersonnenwende nicht höher als 44°, also so hoch wie in Berlin etwa am 6. April. Daneben ist zu berücksichtigen, dass die Taglänge in diesen Breiten im Winter zwar grösser, im Sommer aber viel kürzer ist als in Mitteleuropa. Während in Berlin nämlich der längste Tag ungefähr 16 Stunden und 30 Minuten währt, beträgt seine Dauer in der Mittelzone unserer Kolonie etwa 3 Stunden weniger, so dass die Nacht für diese Gegenden schon infolge ihrer grössern Stundenzahl eine verhältnismässig viel grössere Erfrischung selbst in der heissen Zeit verspricht als in unserer Heimat. Umgekehrt fehlen hier die langen und nicht immer angenehmen Winterabende unserer Breiten.

Allerdings fehlt dem ganzen Schutzgebiet trotz ziemlich äquatorferner Lage die langdauernde Dämmerung, die in Deutschland einen Teil der Zeit, während welcher die Sonne unter dem Horizonte verweilt, noch mit einem für eine gewisse Beschäftigung ausreichenden Licht versorgt. Ist auch die noch oft wiederholte Erzählung von dem plötzlichen Übergange vom Taglicht zu völliger Dunkelheit selbst in (astronomisch begrenzten) Tropenländern eine Fabel, so ist doch auch in diesen Breiten ihre Dauer so kurz, dass man Arbeiten zu deren Vollendung man einer ausreichenden Beleuchtung bedarf, bald nach Sonnenuntergang aufgeben muss. Doch was auf der einen Seite durch die Abkürzung des Tages der Bewegungsfreiheit entzogen wird, das wird im innern Hochland allenthalben durch die Stärke und die zeitliche Dauer des Sternen- und des Mondlichtes ersetzt. In der klaren Luft dieser Steppenländer vermag man selbst in mondlosen Nächten den Weg und die ihn umgebenden Flächen ganz gut zu erkennen, und die Intensität des Mondlichtes ist so gross, dass man beim ersten und letzten Viertel bereits ohne besondere Anstrengung zu lesen vermag. Auch muss man berücksichtigen, dass die wolkendunkeln Nächte, deren Zahl bei uns im mittlern Europa so ausserordentlich gross ist, dort drüben zu den grössten Seltenheiten gehören, und dass sie namentlich in der Zeit der kurzen Tage fast gar nicht vorkommen.

Einige absonderliche Erscheinungen, die, eine Folge der Breitenlage, nicht jedem Leser gegenwärtig sein werden, mögen

ebenfalls hier Erwähnung finden. Am natürlichsten wird Jedermann die Thatsache erscheinen, dass die Sonne in dieser Kolonie ihren von Ost nach West gerichteten Lauf über die Nordhälfte des Himmelsgewölbes nimmt; hiervon ist nur das nördlich vom Rehobother Breitenkreise gelegene Land für einen sehr kleinen Teil des Jahres ausgenommen. Im allgemeinen ist also die Südseite dort die Schattenseite, im Gegensatz zu den Ländern unter dem Äquator, die eine im praktischen Leben, wie z. B. im Hausbau, zu berücksichtigende Schattengegend überhaupt nicht kennen. Weniger bekannt dürfte hingegen sein, dass auch der treue Anhänger unser Erde sein Verhalten auf eine uns fremdartig erscheinende Art ändert, indem die Mondsichel zur Zeit des abnehmenden Gestirns die Stellung des zunehmenden Mondes bei uns einnimmt und indem sie sich während der Zunahme umgekehrt verhält.

Dass bei der schon nach Süden vorgeschobenen Lage des Schutzgebietes auf der der unsern entgegengesetzten Halbkugel die Jahreszeiten genau umgekehrt sind wie in Deutschland, dass also der Juni, Juli und August die meteorologischen, d. h. die thatsächlichen Wintermonate, der Dezember, Januar und Februar dagegen die Sommermonate sind, mag hier ebenfalls nur angeführt werden, da wir uns mit den Jahreszeiten im Besondern noch eingehend zu beschäftigen haben werden. Eigentlich muss somit selbst der Sprachgebrauch in diesem Lande sich gewissen Veränderungen unterziehen, indem man dort wohl von einem Frühling, keineswegs aber in gleichem Sinne von einem Frühjahr sprechen kann. Im Gegensatz hierzu ist die Tageszeit des Schutzgebietes annähernd diejenige des östlichen Deutschlands; Swakobmund hat etwa die gleiche Uhrzeit wie Stettin, Windhoek diejenige von Posen und die Ostgrenze ungefähr die gleiche Tagesstunde wie Königsberg. Ein Auswanderer aus dem östlichen Deutschland würde daher seine Uhr, die während der Fahrt sehr grosse Unterschiede gegen die wahre Tageszeit anzeigt, nach seiner Ankunft in Südwestafrika benutzen können, ohne ihre Stellung erheblich zu verändern, denn die bei uns geltende mitteleuropäische Zeit lässt sich ohne weiteres auch auf dies Land übertragen.

Sind die bisher besprochenen Erscheinungen eine Folge der allgemeinen Lageverhältnisse, so müssen wir auch einen Blick auf die Beziehungen des Landes zu andern Erdgebieten werfen. Naturgemäss steht seine Weltlage dabei im Vordergrunde des Interesses. Von allen afrikanischen Kolonien unsres Vaterlandes ist diese die am weitesten von ihm entfernte, denn die Länge der von Cuxhaven oder Bremerhaven aus gerechneten Dampferwege nach Kamerun und nach Swakobmund verhält sich ungefähr

wie 1 : 1 • 25, wobei man die Entfernung von Hamburg nach der Küste des Schutzgebiets auf 6000 Seemeilen ansetzen kann. Selbst ein Schiff von der Fahrgeschwindigkeit der ruhiger fahrenden Postdampfer gebraucht, um diese lange Strecke zu durchmessen, einen Zeitraum von ungefähr drei Wochen. Die langsamer fahrenden Frachtdampfer, welche den Verkehr mit Südwestafrika vermitteln, bedürfen hierzu indessen noch eine Woche mehr.

Ehe ich mich nun aber der Schilderung des Klimas, der Pflanzen- und Tierwelt sowie der Bevölkerung Südwestafrikas zuwende, müssen wir einen Blick auf die Hauptlandschaften werfen, da ohne ein zutreffendes Bild dieser untereinander sehr verschiedenen Gebiete auch eine richtige Vorstellung von den natürlichen Bedingungen des wirtschaftlichen Lebens unmöglich zu Stande kommen kann.

Man kann vier Hauptgebiete unterscheiden, die alle sich durchaus nicht durch Eintönigkeit in ihrem Aufbau auszeichnen, die aber doch gewisse Grundzüge in der äussern Form der Landschaft und in dem, was uns in dieser begegnet, ziemlich klar erkennen lassen. Es sind: das Küstenland, das Amboland und der Nordosten, das Hereroland und das Namaland. Ich habe die von den Hauptstämmen entnommenen Bezeichnungen beibehalten, um an bekannte Begriffe anzuknüpfen, obwohl die einzelnen hier behandelten Teile des Landes in ihren Grenzen nicht völlig genau mit dem übereinstimmen, was unsere Karten unter diesen Namen zusammenfassen. Eine eigene Ostprovinz das Kalahariland, von den angeführten geographischen Provinzen zu trennen, halte ich in einem Buche, das wie das vorliegende wesentlich auf die wirtschaftsgeographische Behandlung des Stoffes Rücksicht zu nehmen hat, nicht für angebracht.

1. Das Küstenland.

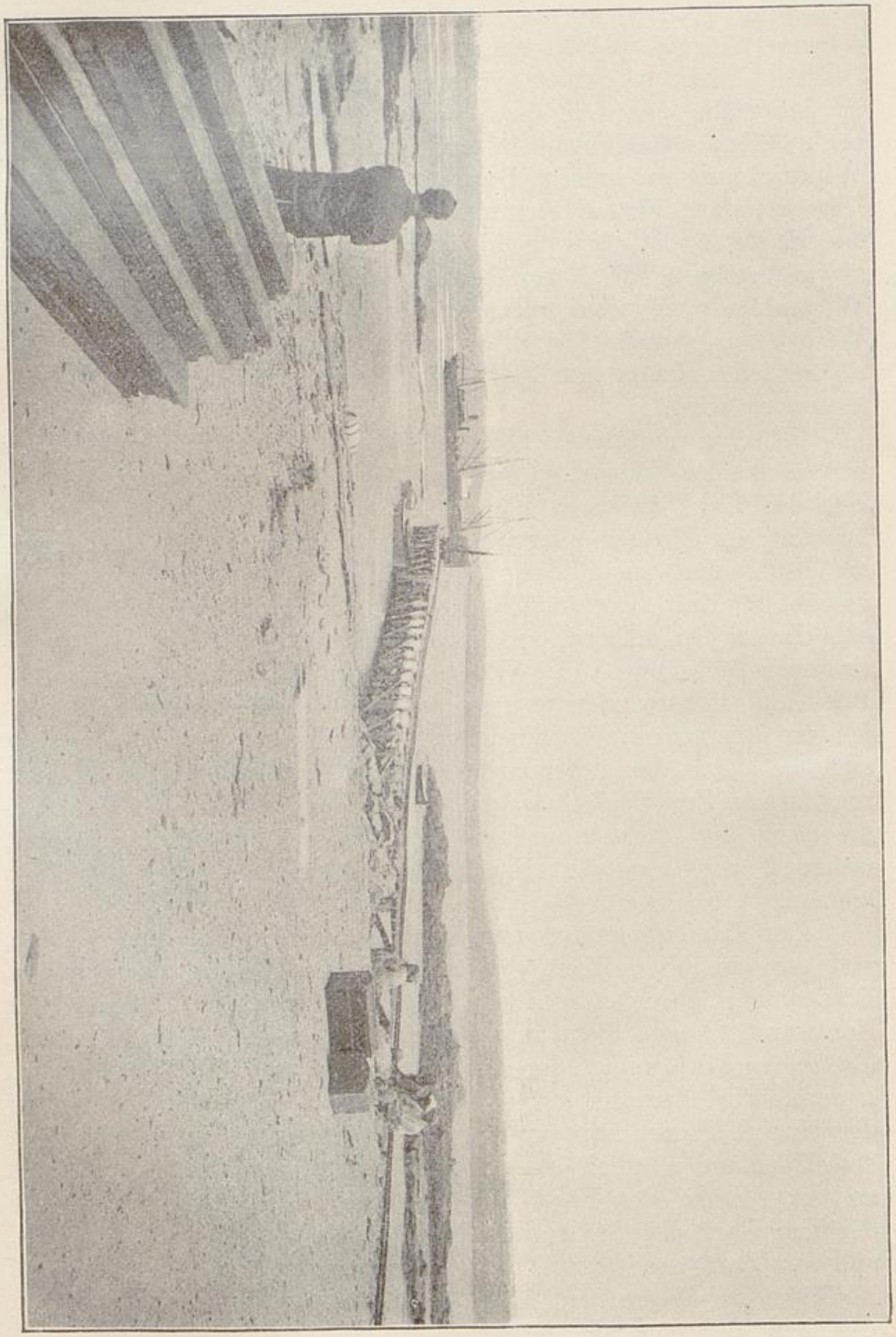
Man begegnet nur an wenigen Stellen unseres Planeten einem Gebiet, das sich schon in seiner äussern Erscheinung so sehr von den Nachbargegenden unterschiede wie das Westland von Südwestafrika. Werfen wir zunächst einen Blick auf das Küstenmeer, dessen niedrige Temperatur bereits erwähnt wurde. Jahraus, jahrein weht hier, nur ganz ausnahmsweise einmal von andern Luftströmungen unterbrochen, Wind aus vorwiegend südlicher Richtung, besonders häufig aus Südwest. Ist diese weitaus überwiegende Richtung auch für den Verkehr nach dem Kap nicht gerade angenehm — sie verzögert selbst für einen mit guten Maschinen versehenen kleinen Dampfer die Fahrt südwärts

um einen Tag gegen die nordwärts gerichtete —, so kann man die Windverhältnisse und die damit zusammenhängende Wasserbewegung doch nicht als ungünstig bezeichnen, denn besonders schwere Stürme und unregelmässige Seen, wie sie z. B. an der Ostküste nicht so selten auftreten, fehlen in diesem Meeresteile in der Nähe des Landes. Segler allerdings, welche den Weg nach Süden nehmen wollen, sind durch die Gleichmässigkeit der Windrichtung zu grossen Umwegen genötigt. Diese ist auch die Ursache, dass Versandung und entsprechende Veränderungen an der Küste selbst vorwiegend in einer Richtung erfolgen, womit gewissermassen die Natur selbst Gewähr für die langdauernde Wirksamkeit gewisser menschlicher Schutzbauten leistet, deren Wichtigkeit gerade für diese verhältnismässig offene und unzugängliche Küste nur ein eingefleischter Gegner der Kolonie bestreiten wird.

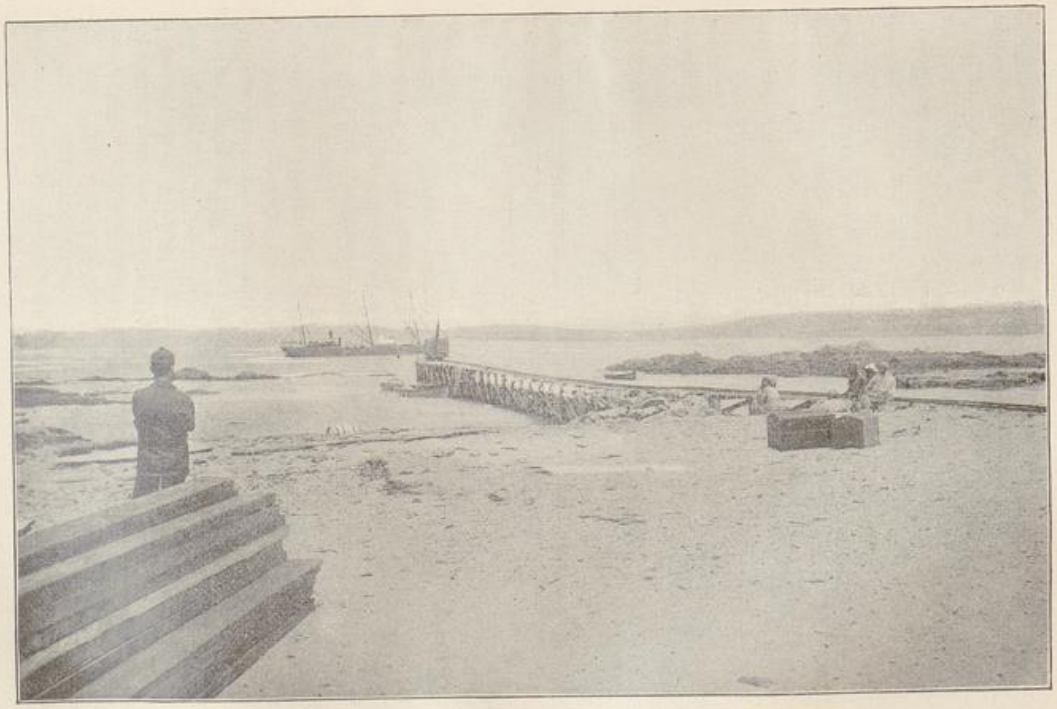
Es mag auffallend klingen, ist aber eine Thatsache, dass wir über das Wüstengebiet des Westens sehr wenig wissen. Nur das Land zwischen Kap Cross und Sandwich-Hafen ist gut bekannt, im Übrigen aber werden gerade hier spätere Aufnahmen erst eine Ergänzung des Kartenbildes zu leisten haben. Die unsichtige Luft, der häufige Nebel und die Schwierigkeit, sich dem Lande zu nähern, erschweren selbst von Bord aus unternommene Messungen; die Wasserarmut und die Öde des Landes, Fels- und Lehmwüsten und an andern Stellen ungeheure Dünengebirge hindern die Untersuchung vom Innern her. So erklärt sich, da der Süden unter noch grösserer Ausdehnung der äusserst regenarmen Zone leidet als der Norden, dass südlich von Walfischbai das völlig unbekannte Land seine grösste Ausdehnung besitzt, während wir von der Nordhälfte wenigstens einige Strecken kennen.

Der Landungsplätze an dieser langen Strecke sind wenige, und nur einige von ihnen verdienen die Bezeichnung eines Hafens. Eine völlig geschützte Bucht ist der natürliche Eingang ins Namaland, Angra Pequena oder Lüderitzbucht. Sein Nachteil, die weite Entfernung der ersten brauchbaren Weideländer im Innern, wird dadurch aufgewogen, dass es auf weite Entfernung der einzige Punkt ist, von wo aus überhaupt ein Verkehr mit dem Hochland möglich ist. Denn die Mündung des Oranjeflusses an der Grenze der Kapkolonie kommt leider ebensowenig wie der Unterlauf des Stromes selbst für den Verkehr in Betracht, und die gut geschützte kleine Hottentottbai vermag wohl als Nothafen zu dienen, ist aber durch einen Wall riesiger Dünen von dem hier gänzlich unerforschten Hinterlande abgesperrt.

Erst in der Mitte der ganzen Küstenstrecke, unter dem 23° südlicher Breite, finden sich wieder verschiedene Landungsstellen,



Hafen von Lüderitzbucht.



Hafen von Lüderitzbucht.

von denen die südlichste, der schon erwähnte Sandwich-Hafen, aus dem Verkehr neuerdings überhaupt ausgeschieden ist. Anders die in englischen Händen befindliche Walfischbai, die ebenso wie die Hottentottbai dadurch besonders gut gegen die offene See geschützt ist, dass die sie bildende Landzunge in ziemlich nördlicher Richtung verläuft. Doch auch diese Bucht, ein wirklicher und sogar ein ziemlich guter Naturhafen, ist augenblicklich als wertlos zu bezeichnen. Wenigstens als Eingangsthor in das Innere, denn wenn auch die Versandung desselben keineswegs so schnell fortschreitet, wie bisweilen angegeben wird,*) so ist es auch hier wieder ein zwar nicht übermässig hoher, dafür aber sehr breiter Gürtel von Sanddünen, der die Bucht von den bequem zu befahrenden Flächen der sogenannten Namib trennt. Bei dieser Beschaffenheit des britischen Hafens kann man ruhig aussprechen, dass es völlig unverständlich sein würde, wollte man ihn gegen irgend eine Abtretung an andrer Stelle unsres Kolonialbesitzes eintauschen. Denn wenn auch die nördlichste der drei Landungsstellen, die in deutschem Besitz befindliche Swakobmündung, keineswegs die Bezeichnung eines Hafens verdient, vielmehr nur eine offene Reede genannt werden kann, so sind doch die Vorzüge dieser Stelle so grosse, dass sie genügen, die englische Bai wirtschaftlich dauernd ausser Betrieb zu setzen, zumal seit durch Kunstbauten eine gewaltige Verbesserung der Landungsstelle selbst angestrebt wird. Bei der Bedeutung dieses Punktes für unser gesamtes Schutzgebiet mögen die günstigen Seiten desselben hier kurz angeführt werden.

Sie bestehen vor allem in einer Verbindung mit dem Innern, wie sie besser kaum irgendwo an dieser Küste von Südafrika gefunden werden dürfte. Diese war schon ehedem dadurch ausgezeichnet, dass für eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Zugtieren Futter und Wasser sich längs des Flussbettes fand, während es auf dem sogenannten Baiwege daran fast gänzlich fehlte. Und auch jetzt, nach Eröffnung der Bahn, ist das Vorhandensein dieser beiden Dinge von grösstem Wert für die verschiedenen in der Nähe der Küste gelegenen Stationen.

Dies war aber nicht der einzige Vorzug Swakobmunds vor der eintönigen Umgebung der Walfischbai. Hier, auf der deutschen Seite des Flussbettes, giebt es keinen Dünengürtel und die Sand-

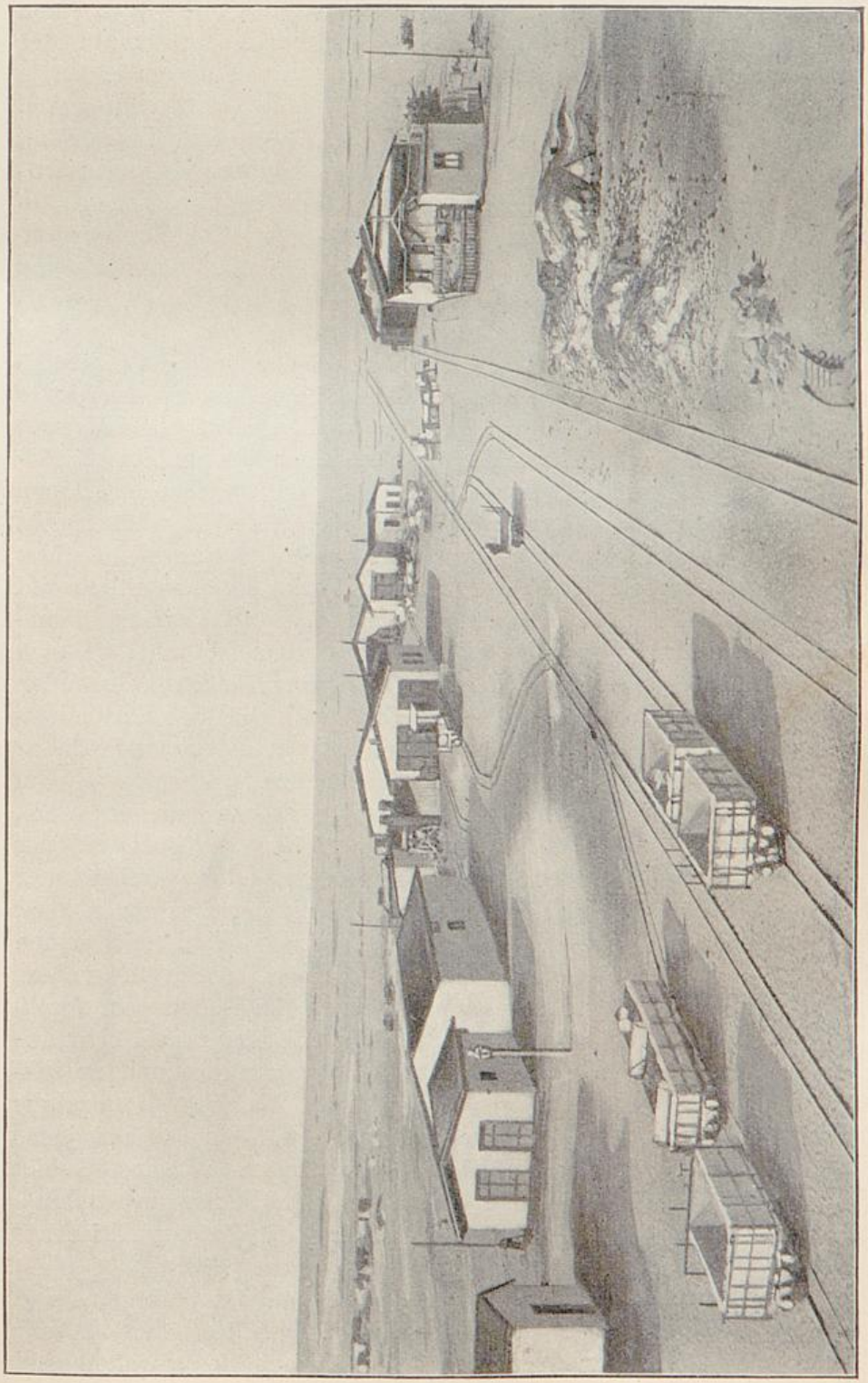
---

*) Im Jahre 1892 lag unser Schiff, ein Dampfer von 800 Tonnen, etwa ebensoweit vom Strande entfernt vor Anker, wie dies noch Jahre nachher die viel grössern Woermann-Dampfer gethan haben. Bei stärkerer Wirkung des Südwest auf die Hafenversandung müsste auch eine solche in höherem Masse in der Veränderung der Dünen sich geltend machen, als es in der That der Fall ist.

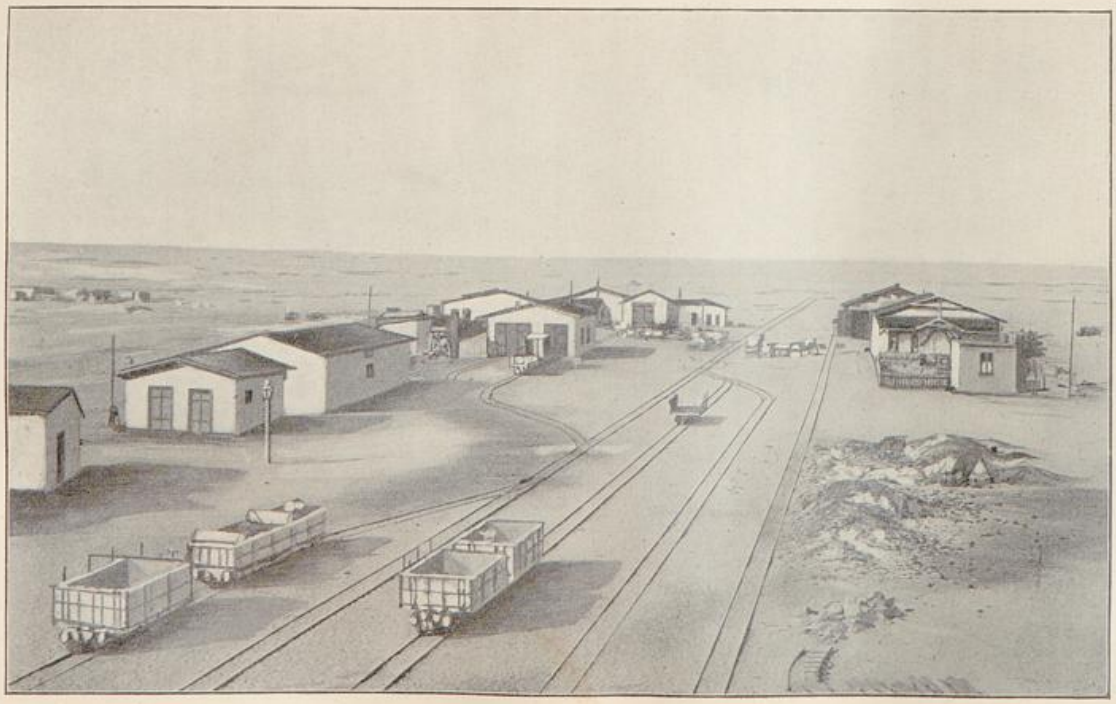
wehen, die südlich vom Swakop vermutlich den Betrieb jeder selbst mit den grössten Kosten angelegten Bahnlinie aufs höchste erschweren müssten, sind hier nicht zu fürchten. Es ist der Regenfluss selbst, in dessen breites Mündungsbett zwar der Sand noch in grössern Mengen hineingeweht wird, der sie von Zeit zu Zeit, d. h. in den Jahren, in denen er stärker fliesst, in das Meer hinausschafft. Dass sie dort in Zukunft nicht mehr zu so grossen Verschiebungen der Tiefenlinien beitragen, wie dies noch während meiner Anwesenheit im Lande in den Jahren 1892 und 1893 der Fall war, das zu verhindern wird ebenso die Aufgabe des im Bau befindlichen Steindammes sein wie die Ermöglichung eines durch die Brandung nicht mehr gefährdeten An- und Ablaufens der Landungsboote der auf der Reede ankernden Schiffe. Das ist aber auch alles, was füglich von den augenblicklich im Gange befindlichen Arbeiten verlangt werden kann, denn ein wirklicher Hafen im eigentlichen Sinne des Wortes, wie man in manchen Kreisen unsres Vaterlandes glaubt, wird Swakobmund nie werden, wohl aber wird es bei der ziemlich beständigen Richtung von Wind und See ein verhältnismässig brauchbarer und ungefährlicher Landungsplatz werden. Zu den besonders gefährlichen Strecken dieser Art kann man es eigentlich auch jetzt nicht rechnen. Denn wenn sich auch einige bedauerliche Unglücksfälle daselbst ereignet haben, so muss man andrerseits berücksichtigen, dass der Personen- und Frachtverkehr in beständigem Steigen begriffen sind. In dem Berichtsjahre vom 1. Juli 1899 bis zum 30. Juni 1900 wurde die Reede bereits von fünfzehn Postschiffen und drei Kriegsschiffen, also von achtzehn grössern Dampfern, angelaufen, ungerechnet die Anlaufziffern mehrerer kleinerer Küstenschiffe.

Nördlich von Swakobmund wird augenblicklich höchstens noch die nicht ungefährliche Reede von Kap Cross benutzt, doch wird eine genauere Untersuchung in dieser weniger dünenreichen Uferlandschaft gewiss noch einzelne Stellen auffinden lassen, die sich ganz gut zur Benutzung für den Seeverkehr eignen.

Wie weit man das Küstenland, d. h. die Wüste des Westens, in das Innere hinein rechnen will, das wird von den Erwägungen abhängen, die einen bei der Abgrenzung leiten. Seinem orographischen Aufbau nach dürfen wir in diesem Gebiet die unterste Stufe der nach Osten zu aufeinanderfolgenden Terrassen sehen. Doch darf man sich diese nicht etwa als ein nach dem Innern zu durch mauerartige Abhänge der höheren Stufen begrenztes Gebiet denken, wie wir es an der dem Indischen Ozean zugekehrten Seite der südafrikanischen Länder beobachten. Wie Südwestafrika überhaupt niedriger ist als jene ihm entgegengesetzten Landschaften, so ist hier im allgemeinen auch der Anstieg



Teil des Ortes Swakobmund.

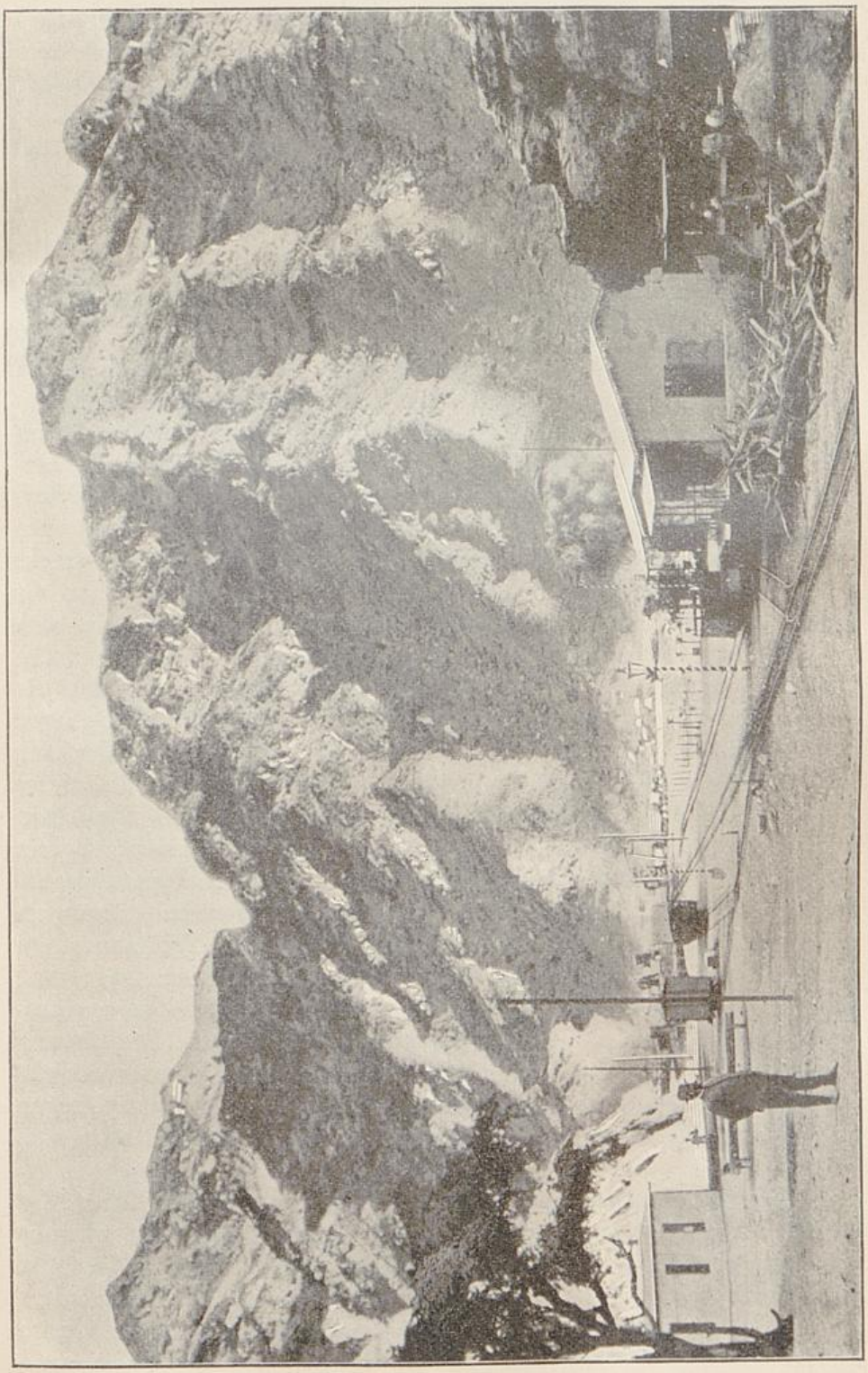


Teil des Ortes Swakobmund.

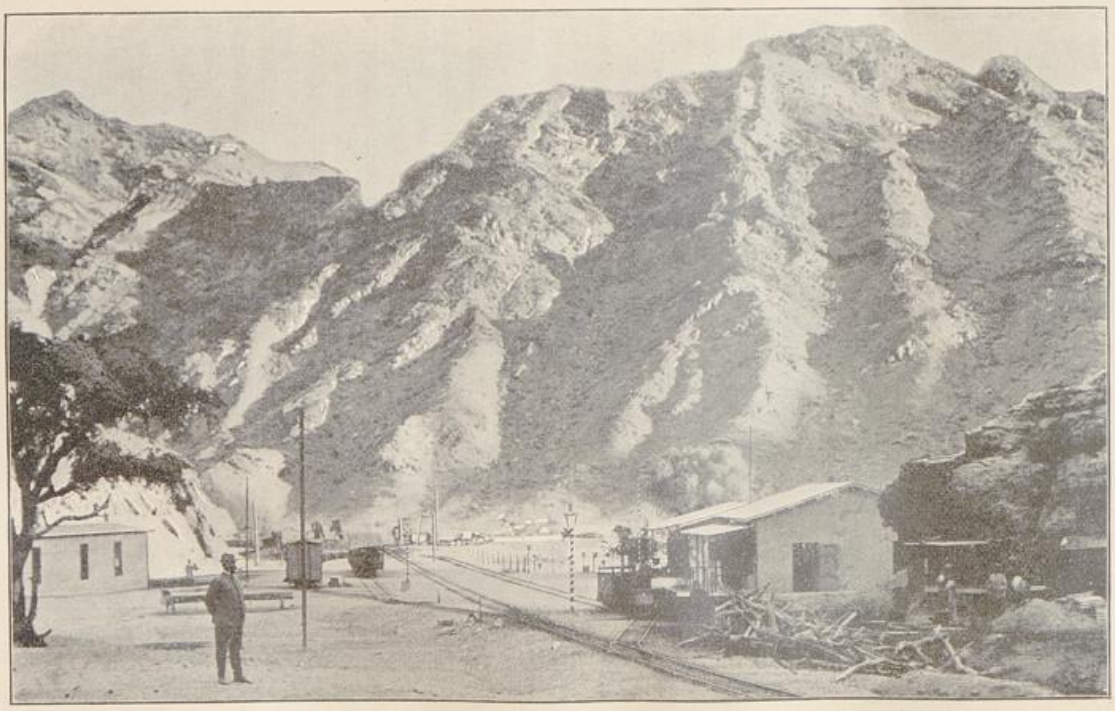
sanfter und allmählicher, die aus den Flächen aufragenden Gebirge niedriger, und die Randgebiete der einzelnen Stufen erscheinen hier viel weniger geschlossen als etwa im Abhangslande der Drachenberge. Will man indessen für das Land, soweit es einen einheitlichen Charakter auch in seinen äusseren Formen offenbart, eine Grenze suchen, so mag man sie in 50—60 km Entfernung von der Küste ansetzen. Dies dürfte zugleich derjenigen durchschnittlichen Entfernung entsprechen, in der die Wüste allmählich in eine zunächst allerdings noch sehr trockne Steppenlandschaft übergeht und wo auch eine eigentümliche Erscheinung des meeresnahen Gebietes, der allnächtlich vom Ozean heraufsteigende Nebel, zu verschwinden beginnt.

Es wäre indessen verkehrt, wollte man sich diese Wüstenzone von Südwestafrika als eine überall gleichartig entwickelte Fläche vorstellen. Während in der Nachbarschaft des Meeres, bisweilen aber auch im Innern, wie z. B. am Tsondabflusse südöstlich von Walfischbai, grosse Strecken von ungeheuren Dünen erfüllt sind, ist das Binnengebiet besonders im Norden höchst selten von ausgedehntern Sandmassen erfüllt. Bisweilen stösst man hier auf steinige Flächen, auf Geröll und namentlich auf eine Reihenfolge ziemlich ebener Landschaften mit hartem, lehmähnlichem Boden, die man als Namib bezeichnet und die sich vielfach durch eine gelbrötliche Färbung von andern Gegenden unterscheiden. Fehlen diesem Gebiete auch höhere Erhebungsmassen, so bildet es dennoch keineswegs eine ununterbrochene Ebene. Einzelne Kuppen, kleinere Höhenzüge vermögen dem einsamen Reisenden oder Jäger als Landmarken zu dienen; tiefe, schluchtartig in die Fläche eingerissene Thäler, die im Laufe der Jahrhunderttausende vom Wasser ausgearbeiteten Kañons der Regenflüsse nötigen ihn, sich durch enge Seitenspalten einen Weg in das das unentbehrliche Element bergende Thal mit seinen Parkbeständen schattiger Bäume und grüner Büsche zu suchen, ehe er auf der andern Seite auf ähnlichen, zwischen sonndurchglühten Felswänden aufwärts führenden Pfaden zum Hochlande emporklimmt, wo höchstens eine zähe Wüstenpflanze und an einzelnen Stellen die wunderliche Gestalt der Welwitschia mirabilis darauf hindeutet, dass selbst inmitten der Wüste nicht jedes pflanzliche Leben erlischt. Auch von Tieren ist das Gebiet keineswegs entblösst. Da indessen von der Fauna des Schutzgebietes noch weiter unten die Rede sein wird, so kann hier auf diese nicht näher eingegangen werden.

Die Meereshöhen, welche man im Küstenlande erreicht, sind noch nicht sehr bedeutend. Doch sind die Flussthäler oft sehr stark eingeschnitten; so erreichen die Kañons des Swakop und Kuiseb eine Tiefe von 150 bis 200 Metern unter der Hochfläche,



Seitenthal des untern Swakob.



Seitenthal des untern Swakob.

und wenn man gleichzeitig die ausserordentliche Steilheit der Thalwandungen berücksichtigt, so begreift man, wie hinderlich diese Unterbrechungen des Hochlandes für den Verkehr sein müssen. Als glücklichen Umstand kann man dabei noch gelten lassen, dass infolge ihrer zunächst westöstlichen Richtung die grossen, in das Innere führenden Verkehrswege kaum genötigt sind, im untersten Teile des Landes diese Schluchten ganz zu durchqueren.

2. Das Amboland und der Nordosten.

Wenn irgendwo in Südafrika das Bild einer hochgelegenen Ebene auf ein ganzes Land angewandt werden darf, so ist es im Ambolande und dem weit nach Nordosten reichenden Landstreifen der Fall, der die Verbindung mit dem Sambesilande herstellt. Von den letzten Bodenwellen des Kaokofeldes bis zur Ostgrenze unter 21° ö. L. v. Gr., und von Upingtonia und den Omuramben unter dem 20. Parallel bis zur Nordgrenze erstreckt sich, 800 km lang und 200 km breit, die Ebene, die man als das Tropenland von Südwestafrika bezeichnen kann, und die sich in dem eben erwähnten schmalen Striche bis in das Herz des Weltteils fortsetzt. Auf hunderte von Kilometern erleidet die Meereshöhe des Landes kaum einen Wechsel und nur an wenigen Stellen finden sich Höhenunterschiede, die einige Abwechselung in das landschaftliche Bild bringen. Die mittlere Höhe dieser Flächen, die im Süden etwa 1000, im Norden und Nordosten nur wenig über 900 Meter betragen mag und diesem Gebiet somit den Charakter des niedrigsten Teiles von Innersüdwestafrika verleiht, ist zu gering, um in dieser ziemlich aequatornahen Gegend eine ähnliche Herabminderung der Temperatur zu verursachen, wie wir ihr in den andern Landschaften begegnen. So scheidet dies Gebiet schon infolge dieser Eigenart seines orographischen Baues aus den Gegenden aus, die für die Besiedelung mit Weissen in Frage kommen. Dafür aber wird es vielleicht dereinst ein Plantagenland werden, dem die engen Beziehungen zu den europäisch besiedelten Teilen des Landes dann sehr zum Vorteil gereichen mögen.

Wie ausserordentlich flach diese riesige Ebene ist, geht daraus hervor, dass das Land von der sogenannten Etosapfanne bis zum Kunene nur etwa 30 cm auf 1 km absinkt und dass die Höhenabnahme vom Ambolande nach Osten bis zum Ngamisee noch viel geringer ist. Auch hebt Schinz hervor, dass man im Ambolande und in der Kalaharisenke, der das Okavangogebiet angehört, schon eines scharfen Auges bedürfe, um einen

Omuramba, d. h. in diesem Falle natürlich das wasserlose Thalbett eines Flusses, als solchen erkennen zu können.

Nur in einer so gearteten Landschaft vermochte sich eine Pfanne von bedeutendem Umfange zu entwickeln. Begegnet man solchen Resten früherer Wasseransammlungen von oft ziemlich beträchtlichem Umfange in den wirklichen Ebenen des östlichen und südlichen Teiles von Südafrika häufiger, so ist die Etosapfanne im Westen des hier behandelten Gebiets das einzige Vorkommnis dieser Art von grosser Ausdehnung innerhalb unsres Schutzgebiets, auf das übrigens heute schon längst nicht mehr die Bezeichnung einer brackigen Lagune angewandt werden darf. Nur Bodenbeschaffenheit und pflanzliche Bedeckung lassen in der Trockenzeit die Grenzen der ehemaligen Wasserlandschaft erkennen, innerhalb deren es auch an den bezeichnenden, an frisch gefallenen Schnee erinnernden Salzausblühungen nicht fehlt. Doch gewährt sie in günstiger Regenzeit ein verändertes Bild und wer wie Schinz das Glück hat, sie in den beiden einander entgegengesetzten Jahreszeiten zu sehen, der blickt anstatt auf die salzgeschwängerte Ebene dann auf eine weite Wasserfläche.

Überhaupt bildet das Flachland des Kuneue- und Okavangolandes in hydrographischer Beziehung auch insofern eine Ausnahme, als unser Schutzgebiet hier wenigstens in seiner Grenzlandschaft an zwei ständig fliessende und, wie es scheint, wasserreiche Flüsse stösst, deren Fluten in späterer Zeit gewiss noch einmal für die Bewirtschaftung ihrer Ufergebiete nutzbringend verwertet werden können. Beide Ströme verdanken ihre Bedeutung wesentlich ihrem Ursprunge in einem regenreichern Tropengebiet, beide haben innerhalb des Hochlandes eine Strecke zu durchfliessen, die nicht so tief in dasselbe eingeschnitten ist wie das Thal des südlichen Grenzflusses.

v. Üchtritz, der den Kunene ebenso wie Schinz, allerdings auf portugiesischem Gebiet, erreichte, giebt seine Breite im August, also während der Trockenzeit, auf 80 m an, während letzterer die Entwickelung des Stromes gegen Ausgang derselben jahreszeitlichen Periode zu 105 m Breite, 1 m mittlerer Tiefe und 0 • 5 m Stromgeschwindigkeit bestimmte, so dass er zur Zeit der Beobachtung einem kleinern deutschen Flusse in seiner Wasserführung verglichen werden konnte.*) Während des Sommers dagegen steigt er hier um mehrere Meter und erfüllt dann das etwas nördlich von der deutschen Grenze noch ungefähr 1000 m breite Überschwemmungsbett mit be-

*) Zum Vergleiche mag hier angeführt werden, dass die Wasserführung der Saale bei Halle auf ungefähr 200 Kubikmeter in der Sekunde angenommen werden kann.

trächtlichen Wassermassen. Leider ist er auf der diese Grenze darstellenden untersten Strecke seines Laufes nicht für den Verkehr zu benutzen, da er hier mit grossem Gefälle und selbst Katarakte und Stromschnellen bildend dem Meere zustrebt.

Der Okavango, der als Oberlauf des in die Ngamilagune mündenden Tioge gelten kann, ist trotz einiger kleiner und wohl nur in der Trockenzeit sich bemerkbar machender Stromschnellen für Boote fahrbar. Leutnant Eggers, der ihn neuerdings untersuchte, fand ihn etwas über 100 Meter breit und mehrere Meter tief unter dem obern Uferrand strömend. Er schätzt aber das während der Regenzeit unter Wasser gesetzte Seitenland auf eine Breite von mehreren Kilometern. Von Interesse ist ferner, dass ihm gegenüber von den Eingebornen die Angaben von Aurel Schulz bestätigt wurden, nach denen der das deutsche Sambesiland in sumpfiger Ebene durchfliessende Tschobefluss, den wir wegen seiner Zugehörigkeit zum zentralen Afrika hier nicht weiter berücksichtigen können, durch eine Bifurkation mit dem Okavango in Verbindung stehe. Denn diese seltene Erscheinung beweist ebenso wie die Ausdehnung des Sumpflandes an dem erstgenannten Strome, dass die ausserordentliche Flachheit des Grenzgebietes der Kalahari sich bis diese entlegene Gegend verfolgen lässt.

3. Das Hereroland.

Dies grosse Gebiet, der Wohnsitz des stärksten Eingebornenstammes von Südwestafrika, zerfällt in mehrere grosse Landschaften, die sich in ihrem orographischen Aufbau keineswegs überall gleichen, viel mehr dagegen in den natürlichen Grundbedingungen, von denen das wirtschaftliche Leben in diesen Zonen abhängt. Man kann drei solcher Teilgebiete unterscheiden, das Kaokofeld im Nordwesten, ungefähr gleichbedeutend mit dem nach dem Meere zu absinkenden Terrassengebiet des nördlichen Hererolandes, sodann die vorwiegend ebenen Gegenden im Norden und Nordosten dieser geographischen Provinz und endlich den Süden, den man in seinem mittlern Teile geradezu als ein Gebirgsland bezeichnen kann, während nach der Kalahari zu auch hier die flachere Landschaft überwiegt.

Ein guter Kenner des Kaoko in neuerer Zeit, Dr. Hartmann, macht darauf aufmerksam, dass schon in geologischer Beziehung dies Land sich stark von den östlichen, dem Karstgebiet Europas in Bezug auf die umgestaltende Thätigkeit des Wassers vergleichbaren Ebenen unterscheide. Auch die mit den geringen Höhenunterschieden zusammenhängende Unfertigkeit der

Flussläufe in jenem Teile des Schutzgebietes hebt er in Übereinstimmung mit früheren Reisenden hervor. Ganz anders im Kaoko, wo nach Hartmann Urgesteine und zwar vornehmlich granitische Gesteine vorherrschend werden und der ebene Charakter des Ostens einem welligen Aussehen mit Thalbildung und steinigen Rücken zwischen den Thälern Platz macht. „Die Thäler sind Flussbildungen, also Erosionsthäler, die alle die Tendenz haben, nach Westen zu entwässern.“ Nach der Ansicht dieses Reisenden hat man dies ganze Feld als eine ursprünglich zusammenhängende Felstafel anzusehen, die durch vieltausendjährige Erosionsarbeit zerwaschen und zerklüftet ist. So entstand durch allmähliches Verschwinden des weichern Gesteins an den Angriffen besonders ausgesetzten Stellen ein auffallender Wechsel von Granithügeln und Sedimentklötzen, von Kegel- und Tafelbergen, wie er in andern Teilen von Südwestafrika in solchem Masse nicht vorkommt. So wurden auch die Flussthäler selbst zu grossen Unterbrechungszonen des Tafellandes, von deren Bedeutung im landschaftlichen Bilde man sich einen Begriff machen kann, wenn man berücksichtigt, dass z. B. der Hoanibfluss nach Hartmann sein Thal von 2—3 km Breite mehrere hundert Meter tief in das Tafelland eingeschnitten hat.

Die Höhe des Kaokofeldes mag im östlichen, höchsten Teile im Norden etwa 1000, im Süden etwa 11—1200 m betragen, während das Land dort, wo es in die Küstenstufen übergeht, nur etwa 800 m mittlerer Meereshöhe besitzt. Wie tief manche Thäler im Westen des Hochlandes bereits in dasselbe eingesenkt sind, zeigen besonders einige am Hunabfluss ausgeführte Höhenmessungen, dessen Mittellauf 250 m unter der benachbarten Platte und 500 m unter dem Plateaurücken der kaum 20 km entfernten Tsawisisberge liegt. Diese Angaben werden genügen, um zu zeigen, dass man selbst in diesem am deutlichsten als solchem entwickelten Terrassenlande von Südwestafrika in keiner Weise jener Gleichmässigkeit des Aufbaus begegnet, die man wohl nach der Darstellung älterer Karten hier vermuten mochte.

Überhöhungen des Tafellandes durch ausgedehnte gebirgsartige Bildungen kommen dagegen nur vereinzelt vor. Ausser den erwähnten Tsawisisbergen, in denen man lediglich eine weit nach Westen vorspringende Zunge des Hochlandes selber zu sehen hat, verdient höchstens der schmale, etwa 300 m über dasselbe emporsteigende Zug des Etendekagebirges zwischen 19° und 20° S. B. und das aus den tiefen Thälern des Nugab wie ein Eckpfeiler des hier ziemlich zerrissenen Plateaus bis in Brockenhöhe aufsteigende Brandbergmassiv erwähnt zu werden.

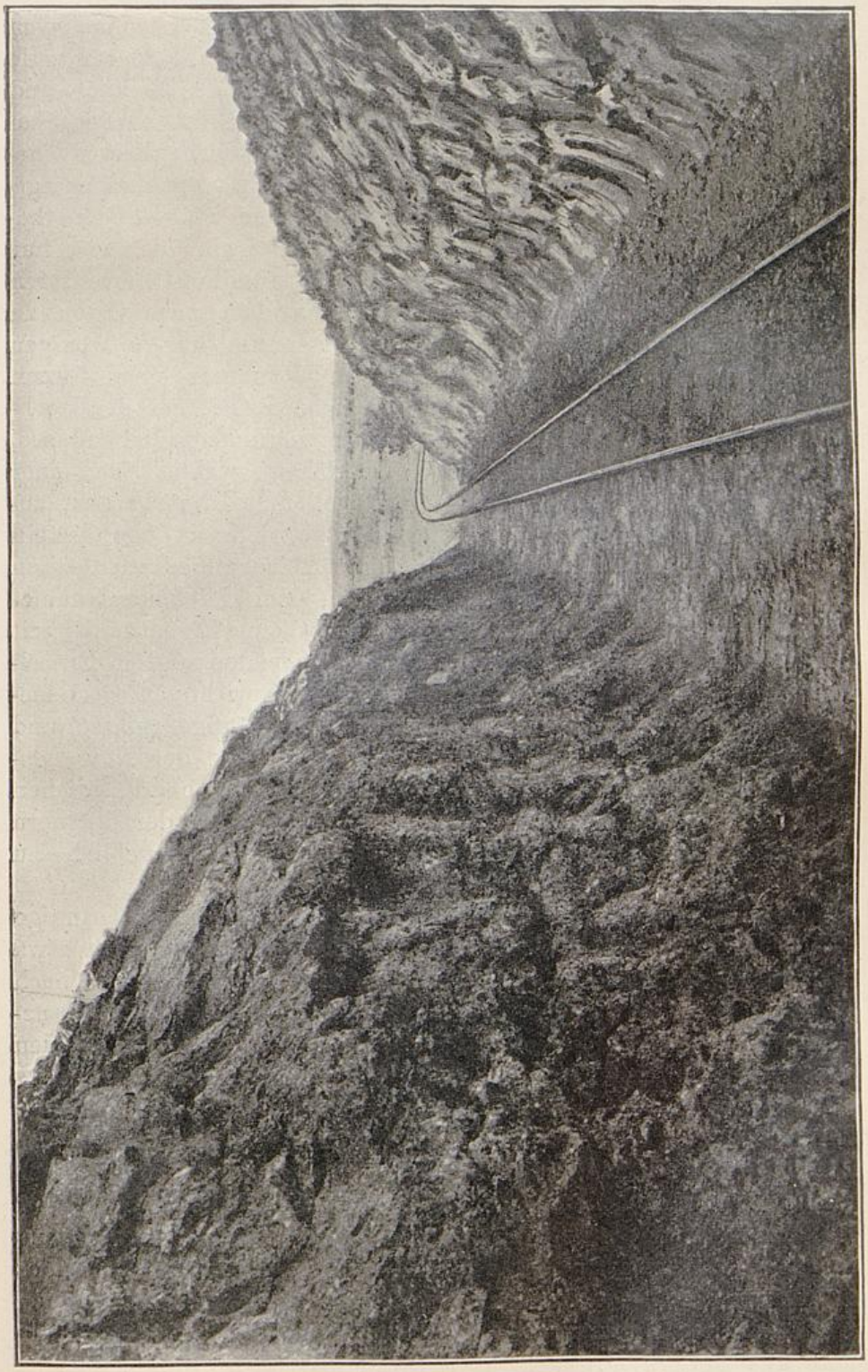
Ist somit das Kaokofeld gewissermassen als ein Teil des Westabhanges unsrer Kolonie zu betrachten, so kann man das

nördliche Hereroland als das Gebiet der grössten Ebenen innerhalb des aussertropischen Teiles von Südwestafrika bezeichnen. Während indessen im Westen noch mehrere isolierte Plateaus sich in einiger Ausdehnung über das Hochland erheben, verlieren sich nach Osten zu selbst die niedrigeren Rücken und die vereinzelten Kuppen, bis östlich vom 18.° ö. L. die endlose, völlig steinarme Ebene der Omaheke, des „Sandfeldes", beginnt, um allmählich in die Kalahari überzugehen.

Es ist immerhin von Interesse, dass wir in einigen der erwähnten Plateaus, wie in der Outjoterrasse und namentlich in dem weitbekannten Massiv der Omuverumeberge oder des Waterberges, einem rötlichen Sandstein begegnen, der einer viel ältern Periode seine Entstehung verdankt, als die im Innern des Schutzgebietes überaus häufigen, zum Teil sehr jungen Kalkschichten. So steht diese Gegend auch in der Zusammensetzung ihrer Gesteine in einem ziemlich scharfen Gegensatz zu dem Süden des Damaralandes, dessen Urgesteine sich nach Schinz bis zum Omuramba Matako erstrecken. Dieser Flusslauf, der bedeutendste des ganzen ebenen Teiles des Hererolandes, nimmt seinen Ursprung in dem bereits zum Süden gehörigen Hochgebiet in der Nähe des bis 2700 m aufsteigenden Doppelgipfels der Omatakoberge und durchzieht in nordöstlicher Richtung das ganze Land, mit seinen zahlreichen Wasserstellen einer ausserordentlich grossen Zahl von Hererowerften die wichtigsten Daseinsbedingungen schaffend, trotz seiner wadiartigen Beschaffenheit eine Lebens- und Verkehrsader ersten Ranges für dies ganze Gebiet.

Die mittlere Höhe der Ebenen von Nordhereroland darf man trotz der wenigen von hier vorliegenden Höhenmessungen bei der geringen Änderung der Niveauverhältnisse zu 11—1200 m im Westen und zu 1000—1100 m im Osten ansetzen. Wie gleichmässig diese sind, geht daraus hervor, dass auch dieser Regenfluss eine Bifurkation bildet, indem er unter $19^2/_3{}^0$ S. B. einen Arm nach Osten in die Kalahari entsendet.

Das südliche Hereroland, zu dem wir uns nun wenden müssen, ist nicht nur in der äussern Entwickelung seines Aufbaues am mannigfaltigsten gestaltet, sondern auch das wichtigste Gebiet der ganzen Kolonie. Ist es doch nicht nur der Mittelpunkt der deutschen Herrschaft, sondern zugleich die Landschaft, in deren Gebirgen und auf deren Hochländern die Anfänge der Besiedelung sich entwickelten. Hier, wo die Besetzung des Landes mit Europäern begann, wird sie wegen der in der Natur selbst begründeten Verschiedenheit der Bedingungen wirtschaftlichen Lebens auch in Zukunft ein wechselvolles Bild gewähren, an dem am besten die Grundgesetze kolonialen Werdens und Wachsens studiert werden können.



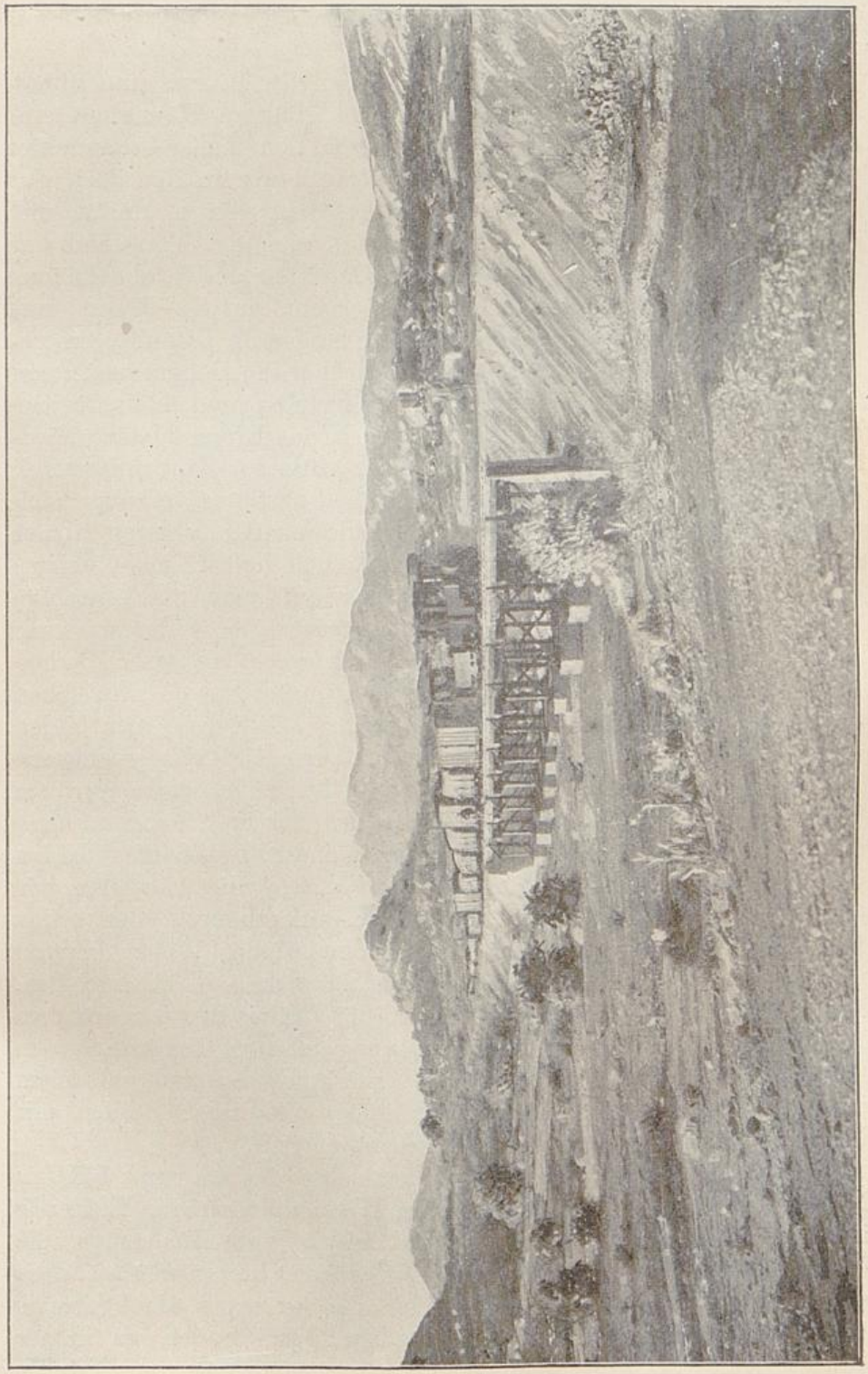
Blick auf die Trockensteppe im westlichen Hereroland.

Blick auf die Trockensteppe im westlichen Hereroland.

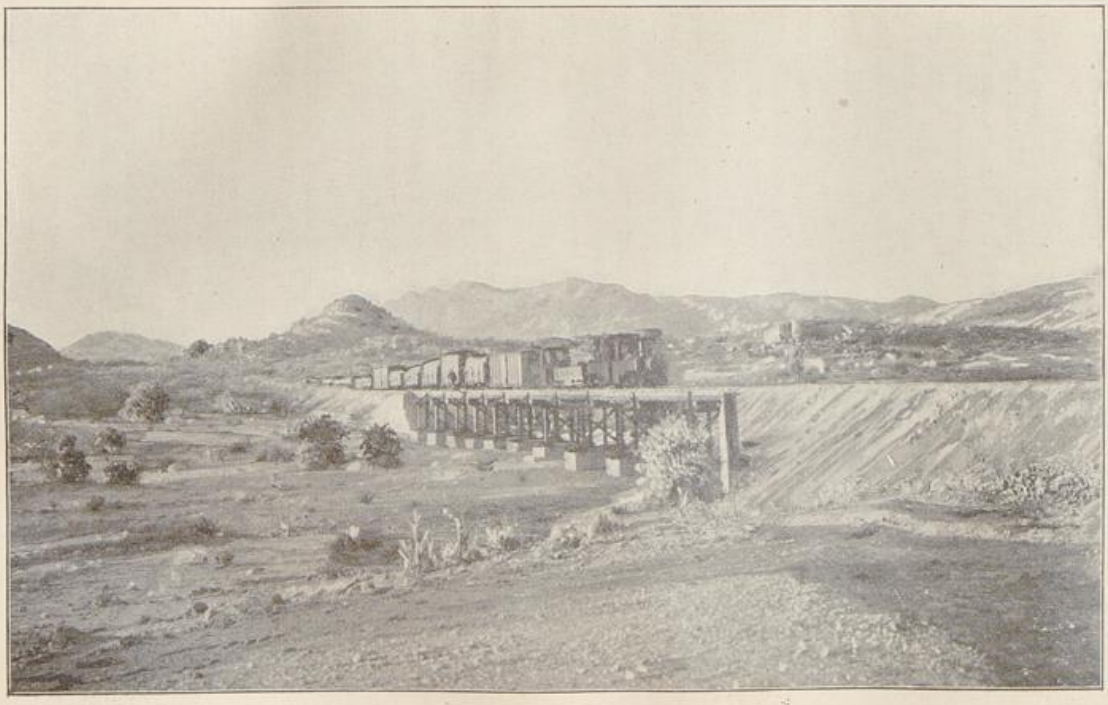
In der Nähe der Küstenzone ist uns hier eigentlich nur das langsam nach dem Innern zu ansteigende Gebiet nördlich vom Kuiseb genauer bekannt, in dem zunächst noch die hier gerade besonders engen Thalschluchten, namentlich die des Swakob und die noch steilwandigere des erstgenannten, in die Walfischbai mündenden Flusses, die grössten Niveauverschiedenheiten darstellen. Denn was sonst über die einsame Steppe emporragt, erreicht selten eine relative Höhe, welche der 150—200 m betragenden Tiefe jener Kañons entspricht. Auch sind es meist nur einzelne Kuppen, vielfach schon durch ihre rundliche Form ihren granitischen Ursprung verratend, die aus dem nach Osten zu immer stärker ansteigenden Lande aufragen, und nur an wenigen Stellen erscheint irgend ein Rand, dem Wanderer einen fernen Hügelzug vortäuschend. An einer einzigen Stelle, auf der Hochfläche zwischen dem Swakob und seinem nördlichen Nebenflusse, dem Kanrivier, schliessen sich die Höhen wirklich zu einer höhern und schmalen Kette, den Geieseb und Khousbergen, zusammen, die sich mit ihrem steilen Kamme, den schroffen Gipfeln und unheimlichen Schründen trotz ihrer keineswegs bedeutenden Höhe wie eine alpine Berglandschaft von dem tiefblauen Himmel dieser Gegenden abhebt. Es ist überhaupt eine Eigentümlichkeit der von hier ab wesentlich aus Gneis bestehenden und in Einzelkuppen wie in Gebirgen oft sehr steil aufgerichteten Gesteinsmassen, dass je weiter nach Osten um so häufiger spitze und scharfe Formen überwiegen, und dass die Grösse der Neigungswinkel im Verein mit der äussern Gestalt den oberflächlichen Beobachter leicht dazu verführen, die Höhe auch der kleinern Kuppen und Bergzüge über dem Sockelplateau erheblich zu überschätzen.

In der Nähe des Kuiseb trifft man nicht allein sandige Flächen, die sich nach F. J. v. Bülow's Erfahrungen noch etwa 100 km landeinwärts, östlich von Hudaob finden, sondern nach Süden zu auch wirkliche Dünen, die sogar in diesem Grenzgebiete der Küstenwüste ganz unzugänglich genannt werden müssen. Im Westen dieses Gebietes verlieren sich mehrere aus dem zentralen Hochlande kommende Wasserläufe, darunter der Tsauchab, im Sande, deren Wasser nach ziemlich zuverlässigen Erkundungen im Innern des Dünenlandes wieder zu Tage treten und dort verschiedene wildreiche Oasen bilden soll.

In dieser Gegend bis hinauf nach Hoornkrans tritt bereits die für das Namagebiet besonders charakteristische Form des Tafellandes auf; die weiter nach dem Innern zu liegenden Gegenden der Nankluft und von Hoornkrans können wir deshalb und aus andern Gründen überhaupt nicht mehr dem zentralen Hochlande der Südherero zurechnen. Auch die für dieses so



Landschaft im Westen des südlichen Hererolandes.



Landschaft im Westen des südlichen Hererolandes.

bezeichnenden Gneisgebirge machen am obern Tsauchab nach Dr. Fleck bereits geschichteten Sandsteinen der Kapformation Platz.

Das Übergangsland zum Hochgebiet des Innern nun unterscheidet sich nicht allein durch die viel grössere Häufigkeit einzelner Kuppen und kleinerer Plateaus von den bisher behandelten Gegenden, sondern es zeichnet sich, obwohl wir in ihm doch nur eine mittlere Terrasse sehen dürfen, vor ihnen durch viel bedeutendere Meereshöhen aus. Während man den Westrand der ebenen Flächen, da wo die Namib in der Nähe des Swakobkañons in die Gras- und Enphorbiensteppe übergeht, auf 4—500 m veranschlagen kann, steigt das Hochland bereits in 70—80 km geradliniger Küstenentfernung beträchtlich über die Höhengrenze von 1000 m empor und die einzelnen Bergmassen und kleinern Gebirgszüge, deren ausgedehnteste Gruppen das Erongoplateau nördlich vom 22.° bilden und die, in immer grösserer Zahl auftretend, das landschaftliche Bild höchst wechselvoll gestalten, erheben sich oft um mehrere hundert Meter über die an Ausdehnung immer mehr verlierenden wirklichen Ebenen. Auch in den nicht eigentlich gebirgigen Teilen des Landes gewinnt eine stark wellige Beschaffenheit der Flächen Platz zu greifen, je weiter wir uns nach Osten begeben, und zwischen den meisten dieser Bodenwellen lassen sich schon westlich von Otjimbingue die Anzeichen zeitweilig vorhandenen Wassers erkennen. Die Flussthäler bilden indessen westlich des 16.° ö. L. noch immer tief eingeschnittene Thäler mit steilen Wänden, und das ist nicht etwa nur am Swakob und dem Mittellaufe des Omaruru der Fall, sondern auch die Nebenflüsse besonders des erstgenannten Flusslaufes bilden oft enge und schwer zugängliche Schluchten, die bisweilen wie die Thäler des Dorstflusses und des Kamikaub trotz der selbst für den Ochsenwagen schrecklich schwierigen Wege benutzt werden müssen, um das Hochland vom Hauptthal aus zu erreichen. Dieses aber erweitert sich erst in der Nähe des angeführten Längengrades zu den schönen und ausgedehnten Thalkesseln, in denen man, wie z. B. in der Gegend von Anawood und vor allem in dem weiten Kessel von Otjimbingue, die ersten Stellen mit intensiverer Ausnutzung des Weidelandes trifft.

In Otjimbingue, wo das Flussbett selbst bereits rund 1000 m Meereshöhe besitzt, erblickt der von Westen kommende Reisende im Süden und Osten bedeutende und ausgedehnte Höhenzüge, die er für Gebirge zu halten geneigt sein würde, bis er erfährt, dass es nur die etwas überhöhten Ränder des grössten Hochgebietes von Südwestafrika sind, die, nach Osten und Süden zu immer gewaltigeren Massen aufsteigend, sich sehr von dem etwas flacher gewellten, seltener von Höhen überragten Lande zwischen

Otjimbingue und dem obern Omaruruflusse unterscheiden. Denn während dieses im Mittel nur etwa 13—1400 m hoch ist, erreicht das Swakobbett bereits an der Stelle, wo der Windhoeker Fluss in dasselbe einmündet, eine Höhe von mehr als 1200 m, 25 km östlich von da in der Nähe von Okahandja sogar schon 100 m mehr. Das wasserscheidende Hochland aber, das zwischen 17° und 18° östlicher Länge die Zuflussgebiete des Swakob von denen des früher erwähnten grossen Amuramba und von denen des nach Osten ziehenden Schwarzen Nosob trennt, übersteigt mit einem Mittel von 16—1700 m Erhebung die Höhe des Schneekoppengipfels noch um Einiges.

Doch auch diese Gegend wird durch das eigentlich zentrale Hochland an Grossartigkeit noch übertroffen. Das ganze Land südlich vom Swakob und östlich von $16^1/_4$° ö. L. bis etwa zum 18.°, also in einer Längenerstreckung von rund 160 km, nach Süden zwischen 23° und $23^1/_2$° durch verschiedene Randgebirge gegen das Namaland begrenzt, übersteigt auf einer Fläche, die mit rund 20000 □km etwa dem Königreich Württemberg gleichkommt, die Mittelhöhe von 1600 m, und dieses ganze grosse Gebiet ist keineswegs etwa nur eine wellige Fläche, sondern ein sehr mannigfaltig gestaltetes Gebiet.

Bestimmend für die Hauptlinien des Gneisgerüstes, das diese Massenerhebungen bildet, ist das 3—400 m unter dem Rande des Hochlandes verlaufende, bis an das Awasgebirge reichende Thal des Windhoeker Flusses, auch wohl Windhoeker Swakob genannt, dessen oberer Teil am Hauptorte selbst wieder über 1600 m hoch liegt. Das östliche trägt zahlreiche, zum Teil schroffe Höhen und Bergketten, von denen einige, wie die Gipfel südöstlich von Okahandja, 2000 m übersteigen. Das westliche ist mehr ein welliges Hochland, am Ostrande 2000 m hoch, ohne besonders hervorragende Überhöhungen. Allmählich niedriger werdend und stellenweis, wie bei Heusis selbst, weite Ebenen bildend, verläuft dies Gebiet, das sogenannte Khomasland, das bis auf den heutigen Tag von wilden Bergdamaras durchstreift wird, nach dem wenig bekannten Westen, und seine Gewässer dienen in der Regenzeit hauptsächlich zur Versorgung des Kuiseb. Beide Hochlandschaften indessen werden orographisch gewissermassen zu einem Ganzen vereinigt durch den mauergleichen Querriegel des bis über 2100 m ansteigenden Awasgebirges, über das in 1850 m Höhe der wichtigste Pass der ganzen Kolonie vom Damaralande nach dem Lande der Bastards und der Naman herüberführt.

In diesem Aufbau des inneren Hochgebietes ist auch die Bedeutung von Windhoek und der am Swakob vom Meere aufwärts und über den genannten Ort zu den nördlichen Hottentotten-

stämmen führenden Verkehrsstrasse wesentlich begründet. Ich habe an anderer Stelle ausgeführt und betone auch hier, dass Windhoek auch ohne die zufällige Begünstigung durch politische Ereignisse infolge dieser ausserordentlich vorteilhaften Lage an der Hauptverkehrsstrasse in der Mitte zwischen dem Norden und Süden ein wichtiger Handelsplatz hätte werden müssen, und dass es sich mit der zunehmenden wirtschaftlichen Erschliessung des Landes auch aus diesem Grunde immer stärker heben muss. Denn auch die Seitengebiete am obern Elefanten- und Schafflusse und das Khomasland werden nur von hier aus bequem erreicht. Die Anstiege aber sind trotz der Höhe des Landes so wenig bedeutend, dass die Strasse über das Awasgebirge immerhin zu den leicht zu überwindenden Wagenwegen gerechnet werden darf, was von der Linie am Kuiseb entlang nicht gesagt werden kann.

Ich lasse als Beispiel die Anstiege der (natürlichen) Strasse hier folgen. Sie betragen:

zwischen Otjiseva—Windhoek 1 : 420,
Windhoek—Passhöhe in den Awasbergen 1 : 80,
Awaspass—Rehoboth 1 : 170.

Im Süden des Awasgebirges und des Hochrandes, der das Khomasland umzieht, betreten wir eine Höhenstufe, die man eigentlich schon als die oberste Terrasse des Namalandes ansehen könnte, denn die mauerartig aus dem hier wieder ebener werdenden Lande aufsteigenden Felsgebirge bedeuten nur den Übergang zur zweiten, tiefern Stufe, dem eigentlichen Rehobother Lande. Auch sendet dies im Durchschnitt etwa 1700 m über dem Meere liegende Hochgebiet seine Gewässer bereits den später den Grossen Fischfluss bildenden Thalebenen zu. Indessen kann eben auf Grund ihrer Seehöhe dieser Teil des Landes noch zu der zentralen Erhebungsmasse von Südwestafrika gerechnet werden, die ja aus demselben Grunde in klimatischer und wirtschaftsgeographischer Hinsicht als eine einheitliche Provinz gelten darf. Überwiegend wird dagegen der ebene Charakter des Hochlandes erst östlich vom 18. Längengrade, jenseits dessen in der Richtung auf Gobabis und die Kalahari noch eine Folge von bis zur Grenze etwa 200 km weit sich erstreckender Flächen ohne bemerkenswerte Überhöhungen sich erstreckt. In ihrer Erhebung über den Meeresspiegel sind diese indessen durchaus als eine Fortsetzung der mittleren Massenerhebungen anzusehen, denn sie liegen mit etwa 1400 m noch um mehrere hundert Meter über den riesigen Ebenen des nördlichen Damaralandes.

Bei der grossen Ähnlichkeit und dem in manchen Gegenden bestehenden unmittelbaren Zusammenhang der Wasserläufe dieses

Gebietes mit denen des Namalandes mag die Hydrographie des gesamten Hererolandes mit derjenigen jener grossen Südlandschaft unserer Kolonie gemeinsam behandelt werden. Zuvor setzen wir unsre Wanderung fort und werfen einen Blick auf die vierte und letzte der geographischen Provinzen, welche unser Schutzgebiet bilden.

4. Das Namaland.

Im trockneren Süden erstreckt sich die Steppe nicht ganz so weit nach Westen wie im Damaralande. Erst bei Aus 100 km Küstenentfernung beginnt in der Breite von Lüderitzbucht nach Schenck die Steppe, und dort befindet man sich bereits 1400 m über dem Meeresspiegel.

Der orographische Aufbau des eigentlichen Namalandes steht nur im Norden noch in einem gewissen Zusammenhange mit den vorhin besprochenen zentralen Erhebungsmassen. Das Gebiet von Rehoboth mit 14—1500 m Höhe können wir gewissermassen als eine untere Stufe jenes Gebirgslandes auffassen und vom südlichen Khomaslande ziehen sich ebenfalls noch ziemlich hohe Plateaus nach dem Gansberg bei Hoornkrans herüber, dessen Tafel von den Abhängen des erwähnten Hochlandes aus im fernen Südwesten sichtbar ist. Einzelne die welligen Steppen um ein Beträchtliches überragende Bergzüge, unter denen die Hakosberge unter dem südlichen Wendekreise erwähnt werden mögen, folgen hier noch derselben ostnordöstlichen Richtung, in der die Ränder der Terrassenlandschaften und das Awasgebirge verlaufen, bis endlich im Süden des Kuiseb das wildromantische, etwa dem Harz gleichkommende Massiv der Naukluftberge die einigermassen bekannten Gegenden nach dem der Forschung noch vorbehaltenen Westlande hin abschliesst. In den diesen Schauplatz der letzten Witbooikämpfe umgebenden Höhen aber hat man wohl die nördlichsten Abhänge des Homsplateaus zu sehen, das bereits in der Richtung der Tafeln des eigentlichen Grossnamalandes verläuft. Als eine wahrhaft grossartige Gebirgswelt bezeichnet Dr. Fleck, der als erster Europäer dies Gebiet am obern Tsauchab durchzogen hat, die Landschaft, und man kann daraus auf die absolute Höhe auch dieses Hochlandes einen Schluss ziehen, denn wenig östlich vom 16. Längengrade hat das Thal des Flusses noch eine Seehöhe von 1300 m, so dass also der Sockel der hohen Binnengebiete hier bedeutend höher liegt als unter der entsprechenden Länge im Swakoblande.

Im Osten und Südosten der Rehobother Terrasse beginnen endlose Ebenen vorzuherrschen, die jenseits der Gegend von

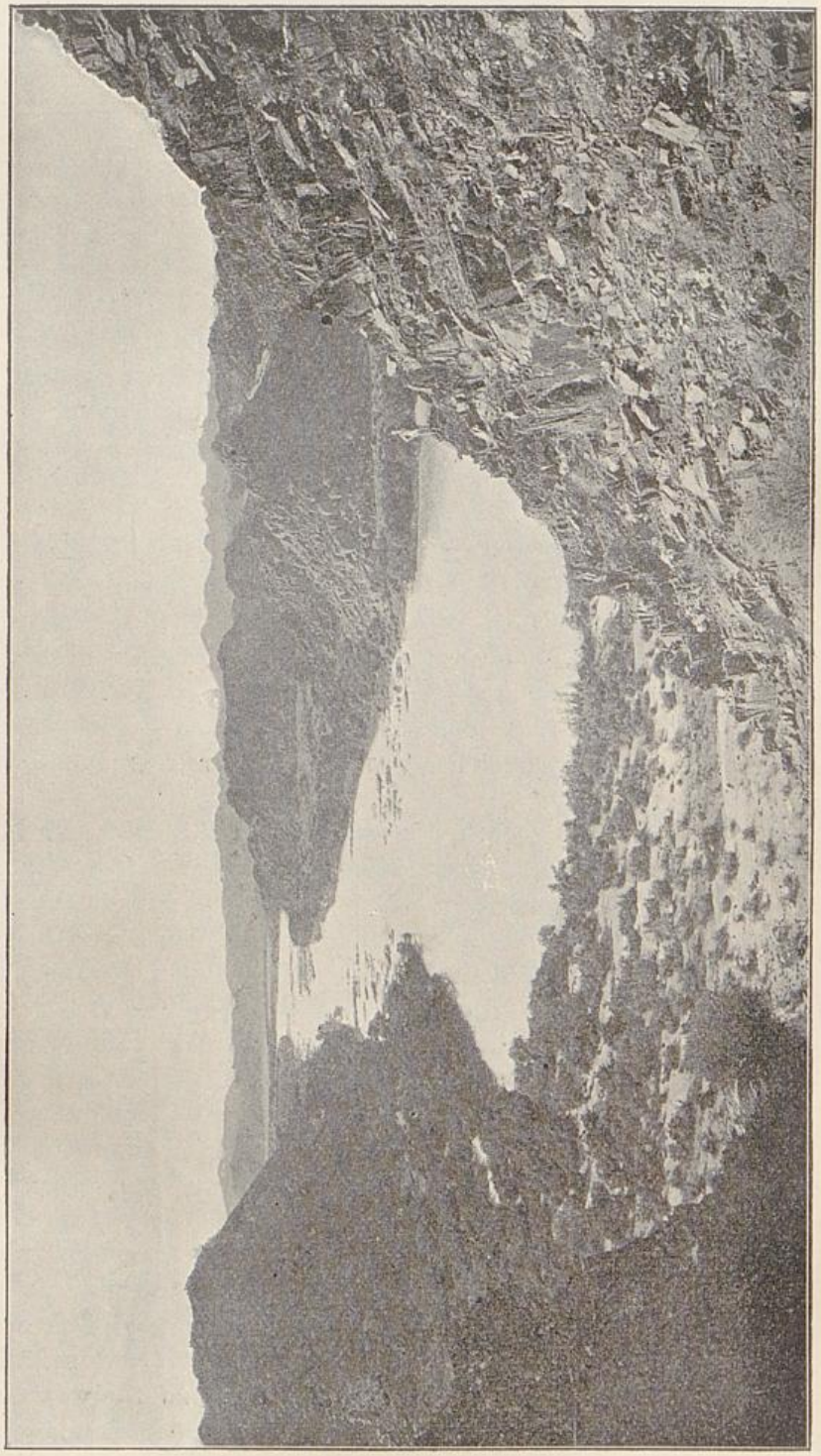
Hoachanas nur äusserst selten noch von kleineren Hügeln überhöht werden. Dafür erscheinen hier an einzelnen Stellen Sandhügel und Dünen und die Flussläufe dieser Gegend folgen bereits derselben Südostrichtung, die sie, wie den bedeutendsten unter ihnen, allmählich hineinführt in die wenig bekannten Regionen der grossen Binnensteppe Südafrikas, der Kalahari. Die Flachheit des Landes lassen auch hier wieder einzelne, allerdings nur kleine Salzpfannen erkennen, die nach v. Üchtritz auch hier täuschend den Eindruck einer leicht schmutzigen Schneedecke erzeugen. Sie sind übrigens nach dem Bericht eben dieses Reisenden oft nur mehrere hundert Meter breit.

Die Meereshöhe dieses flachen Ostlandes beträgt zwischen dem 23.° und 24.° noch 13—1400 m, südlich vom 24.° bis ungefähr zum 26.° S. B. noch 11—1200 m und sinkt erst südlich vom letztgenannten Breitengrade auf 1000 m und darunter, während die Flussthäler im allgemeinen hier tiefer in die Hochfläche eingeschnitten zu sein scheinen als in den nördlichen Flachgebieten unsrer Kolonie.

Im westlichen Teile des Namalandes nun verlaufen die grossen Linien des Landschaftsbildes südlich vom 24. Breitengrade fast genau in nordsüdlicher Richtung. Ausserdem vollzieht sich hier eine durchgreifende Aenderung im Charakter der Höhen. Die Gebirge im engern Sinne des Wortes sind verschwunden und an ihrer Stelle finden wir Tafellandschaften von einer Ausdehnung, wie sie sie in keinem andern Teile des Schutzgebiets erreichen. Wenn auch die Grundlage der Plateaus von demselben Granit- und Gneisssockel gebildet wird, der im Hererolande auch die äussere Form der Erhebungen beeinflusst, so sind sie hier von horizontalen Sandstein- und Kalksteinbänken und im Osten von Schiefern bedeckt, die nach Dr. Schenck ihren Plateaucharakter bedingen.

Zwei Haupttafelländer, die durch eine lange, im Süden von einem Parallelflusse des Grossen Fischflusses durchzogene Bruchspalte von einander getrennt werden, durchziehen das Land bis weit in den Süden, das Huibplateau im Westen und das Hanamiplateau im Osten. Jenseits des zuletzt genannten folgt dann die tiefer liegende, einem sehr breiten Thale vergleichbare Hochebene des Grossen Fischflusses selbst. Dass man sie einem Thale vergleichen kann, zeigt das Auftreten verschiedener kleinerer Plateaus im Osten des Flusslaufes, die alle in wesentlich nordsüdlicher Richtung verlaufen. Nicht zu ihnen zu rechnen ist dagegen die stattliche Porphyrmasse des Geitsigubib nördlich von Bersaba, der etwa 700 m aus dem umliegenden Lande emporsteigt.

Überhaupt sind es wesentliche Höhenunterschiede zwischen Flussebenen und den Tafelländern, welche den Rändern der



Das Thal des Oranjeflusses.

Das Thal des Oranjeflusses.

Plateaus hier den Charakter ziemlich bedeutender Gebirge verleihen, soweit man sie eben von dem tiefern Lande aus erblickt. Das gilt namentlich von dem im Südosten dieses Gebiets in dem Winkel zwischen 27.° S. B. und der Westseite des 19.° Ö. L. ebenfalls südlich verlaufenden Karasplateaus und den dasselbe nach Osten fortsetzenden Erhebungen. Die relative Höhe, bis zu dieses ungefähr 75 km lange Massiv sich über die angrenzenden Ebenen erhebt, dürfte mit 800 m nicht zu gross angegeben sein.

Südlich vom 26.° S. B. sinken die südwärts streichenden Thalzüge des Grossen Fischfluss-Systems unter 1000 m herab, bis sie in verhältnismässig geringer Seehöhe in das Thal des Oranje einmünden. Dies bildet mit seinen steilen Wänden, die, vom Flusse aus gesehen, durchaus den Eindruck wilder und unzugänglicher Gebirge machen, nicht nur die politische Grenze, sondern gleichzeitig eine scharfe Unterbrechung des zu beiden Seiten schroff ansteigenden Tafellandes.

Die **hydrographischen Verhältnisse** des Herero- und des Namalandes gleichen sich insofern, als namentlich in den Landschaften mit stärkern Neigungswinkeln des Geländes die Flüsse ziemlich überall unter sonst gleichen Verhältnissen einander ähneln. Ehe wir uns jedoch dem fliessenden Wasser zuwenden, mag Einiges über das Wasser in diesen beiden Ländern in seinen allgemeinen Beziehungen zur Natur des Landes vorausgeschickt werden.

Wie überall auf unserem Planeten sind auch hier die Flüsse und die wenigen Quellen Erzeugnisse des Klimas, d. h. in erster Linie also des Zusammenwirkens von Niederschlagsmenge und Niederschlagsverteilung und natürlich auch von der die Verdunstung so ausserordentlich stark beeinflussenden Feuchtigkeitsverhältnissen der Luft. Erst in zweiter Linie steht dann die orographische Eigenart des Landes, namentlich die Neigungswinkel des nach den Thälern zu absinkenden Geländes und das Gefälle dieser Thalspalten selbst. An dritter Stelle endlich ist die Beschaffenheit des Bodens, die Verbreitung mehr oder weniger durchlässiger Schichten und in der nächsten Umgebung des eigentlichen Flussbettes auch die Ausdehnung des aus Gerölle und Schwemmland bestehenden Untergrundes von Bedeutung. Während aber in unsern mitteleuropäischen Ländern mit ihrer gleichmässigeren Verteilung des Regens die Abhängigkeit wenigstens der grossen Wasserläufe vom Klima nur vom schärferen Beobachter bemerkt wird, ist sie in den Steppen Südwestafrikas so gross, dass man in den stärker geneigten Gegenden auch die grössten von ihnen ohne weiteres als Regenrinnen bezeichnen kann. Der selbst in dem besser bewässerten Innern bestehende

scharfe Gegensatz zwischen einer sehr langen Trockenzeit und einer kurzen Regenzeit lässt die Abhängigkeit der fliessenden Gewässer von diesen beiden Perioden fast noch stärker hervor treten als die Verschiedenheiten, welche die Schwankungen der Regenmenge in feuchtern und niederschlagsärmern Jahren auch im Verhalten der Flüsse klar erkennen lassen. Eine sorgfältige Aufzeichnung der Wasserführung der einzelnen Rinnsale in längern Perioden könnte uns ein fast ebensogutes Bild der Regenverteilung im Laufe verschiedener Jahre und auch während der verschiedenen Monate desselben Jahres geben wie die sorgfältigsten meteorologischen Beobachtungen. Bei dem engen Zusammenhange der hierher gehörigen Erscheinungen und bei der ungeheuren Bedeutung der Wasserführung der grössern und kleinern Adern für die Nutzbarmachung ihrer anbaufähigen Seitenländereien ist die Anstellung sorgfältiger hydrographischer Messungen und ihre Vereinigung mit den Untersuchungen einer meteorologischen Zentralstation sowie die Leitung der Erhebungen durch fachmännisch gebildete Beobachter eine unerlässliche Forderung, von deren Erfüllung das Gedeihen des Landes eine grössere Förderung erwarten darf als von allen möglichen Massnahmen der Verwaltung und der daselbst thätigen Erwerbsgesellschaften.

Ehe ich zur Schilderung der fliessenden Wasserläufe übergehe, mögen den stehenden Gewässern einige Betrachtungen gewidmet werden. Zu diesen gehören zunächst die sogenannten Vleys. Unter einer Vley versteht man in Südafrika in der Regel eine teich- oder seeartige Ansammlung von Wasser, wie solche sich in kleinen Bodensenken während der Regenzeit bildet oder wie sie auch durch zutage tretende Grundwassermengen entstehen kann. Der ganzen Art der Entstehung nach finden sich solche Vleys in vorwiegend ebenen Landschaften, und so sind es besonders die Stufen des Rehobother Landes und die nach der Kalahari zu verlaufenden Ostebenen des Schutzgebietes, wo wir ihnen begegnen. In dem welligen Hochlande und den Gebirgen fehlen meistens die Bedingungen zu ihrer Bildung, und es ist somit auch natürlich, dass ihre Tiefe im Verhältnis zur Ausdehnung nur gering ist. Ich habe verschiedene solche Vleys gesehen, deren Durchmesser über hundert Meter betrug, und in deren Mitte das Wasser unsern Pferden nur bis an die Kniee reichte.

Der Mangel eines regelrechten Abflusses und die starke Verdunstung lassen es erklärlich erscheinen, dass viele dieser Wassertümpel in hohem Grade salzhaltig sind und dass sie zum

Teil überhaupt unter die Salzpfannen gerechnet werden können. Zu dieser Art von Vleys gehören die oben erwähnten Salztümpel im nordöstlichen Namalande, von denen v. Üchtritz angiebt, dass ihre Tiefe während der Regenzeit bis zu 2 m betrage.

Sind die Vleys so recht eigentlich als stehende Gewässer zu bezeichnen, so giebt es im gebirgigen Lande eine grosse Menge von solchen, die genau genommen nichts andres sind als die die Trockenzeit überdauernden Reste kleiner und kleinster Wasserläufe. Da diese indessen in den meisten Fällen nur wenige Tage, ja vielfach wohl nur wenige Stunden geflossen sind, so kann man die zurückbleibenden Wasseransammlungen mit einigem Recht zu der hier behandelten Art zählen. Es ist klar, dass es sich bei diesen meist um beckenartige Löcher und Vertiefungen in den Felsen handelt, die meist keine grosse Oberfläche, bisweilen aber eine nicht unbeträchtliche Tiefe besitzen. Sehr häufig finden sich solche Wasserstellen natürlich in den abseits von den breitern Thälern liegenden Felsschluchten und Seitenspalten der Gebirge oder der Plateaus oder, wie z. B. im Khomaslande, in der Tiefe zwischen den zahllosen Geländewellen des Hochlandes. Langdauernde Beschattung und vor allem ein ziemlich wirksamer Schutz vor dem Winde sind die weiteren und wesentlichen Folgen dieser Lage, denn besonders der zuletzt erwähnte Umstand ist die Ursache, dass diese mit dem unentbehrlichen Nass gefüllten Höhlungen bei weitem nicht so sehr der Verdunstung unterworfen sind wie die freier liegenden Vleys oder die künstlich hergestellten Bassins in der Nähe europäischer Siedelungen.

Ausserordentlich gross ist die Bedeutung dieser Wasserstellen im Haushalte der Natur. Zunächst sind sie viel zahlreicher, als man bei einer flüchtigen Durchwanderung des Landes anzunehmen geneigt ist. Wie häufig sie sich besonders im Innern des Hochlandes finden, lehrt erst ein längerer Aufenthalt in den hier in Frage kommenden Bergländern, namentlich dort, wo es den Eingebornen in den Sinn kommt, von den ihnen meist bekannten Punkten gegen Geld und gute Worte den Weissen nach und nach Kenntnis zu geben. So wurden in den anderthalb Jahren, während welcher ich mich im Gebiet von Windhoek befand, wenigstens ein halbes Dutzend derartiger, zum Teil recht guter Wasserstellen in der weitern Umgebung des Ortes entdeckt, und von noch mehreren sehr ergiebigen hörten wir die Bergdamara erzählen, ohne dass es einem Europäer damals gelungen wäre, sie aufzufinden. Diese natürlichen Sammelbecken aber sind es, die dem Wilde des Hochlandes und der Bergsteppen ein Leben in Strichen ermöglichen, denen der menschliche Verkehr im allgemeinen und besonders der grosse Transportverkehr fern

bleibt, und wo das Getier der Wildnis schon aus diesem Grunde freier und weniger durch seinen ärgsten Feind gestört sich umhertreiben kann. Auch in Zukunft wird manche von ihnen, wie es in der Nähe der Orte nicht selten schon heute der Fall ist, zur Tränkung kleinerer Herden zu dienen vermögen. Wie leistungsfähig viele dieser Wasserstellen sind, habe ich an denen von Heusis auf dem Khomoslande zu beobachten vermocht, wo eine Schaf- uud Ziegenherde von zusammen achthundert Stück die ganze Trockenzeit hindurch aus einigen derartigen Becken getränkt worden war. Gleichwohl war das Wasser im Anfang Oktober, über ein halbes Jahr nach dem Ende der letzten Regenzeit, in dem zur Tränke benutzten Felsenbassin noch 1—1.5 m tief.

Einer Versalzung ist diese Art von Wasseransammlungen wegen ihrer Lage in einem wenn auch nur kurze Zeit fliessenden Wasserlaufe natürlich nicht ausgesetzt.

In einem Steppenlande wie Südwestafrika mit seinem Gegensatz zwischen Trocken- und Regenperiode ist die Seltenheit einer in Europa so häufigen Form fliessenden Wassers, der wirklichen Quellen, eine nicht gerade auffallende Thatsache. Man darf sich nicht durch die Bezeichnung zahlreicher Punkte auf unsern Karten mit dem für Quellen gebrauchten hakenförmigen Zeichen täuschen lassen; ebenso irrtümlich wäre es, die vielen Ortsbezeichnungen, in denen das holländische Wort „Fontein" vorkommt, als einen Beweis für das Vorhandensein eines selbständigen, d. h. nicht etwa mit einem Flusse in Verbindung stehenden Zutagetretens von Grundwasser aufzufassen. Mir sind zahlreiche Plätze bekannt, an denen die aus irgend einem Grunde plötzlich oberflächlich sich zeigende, für gewöhnlich aber unter dem Sande fliessende Ader selbst grösserer Flüsse ohne weiteres Fontein genannt wird.

Gleichwohl giebt es an manchen besonders günstigen Stellen wirkliche Quellen, d. h. solche, die man auch bei uns in Europa als solche bezeichnen würde, und manche Gegenden, wie z. B. der vielgerühmte Waterberg und die Gegend von Windhoek zeichnen sich sogar durch einen ziemlich beträchtlichen Reichtum an aus dem Erdinnern hervorströmenden Wasser aus. Besonders der letztere Ort, der schon an und für sich durch seine Lage, wie bereits ausgeführt wurde, der wichtigste im Schutzgebiete genannt werden darf, verdankt diesem Umstande eine noch beträchtlich grössere Bedeutung.

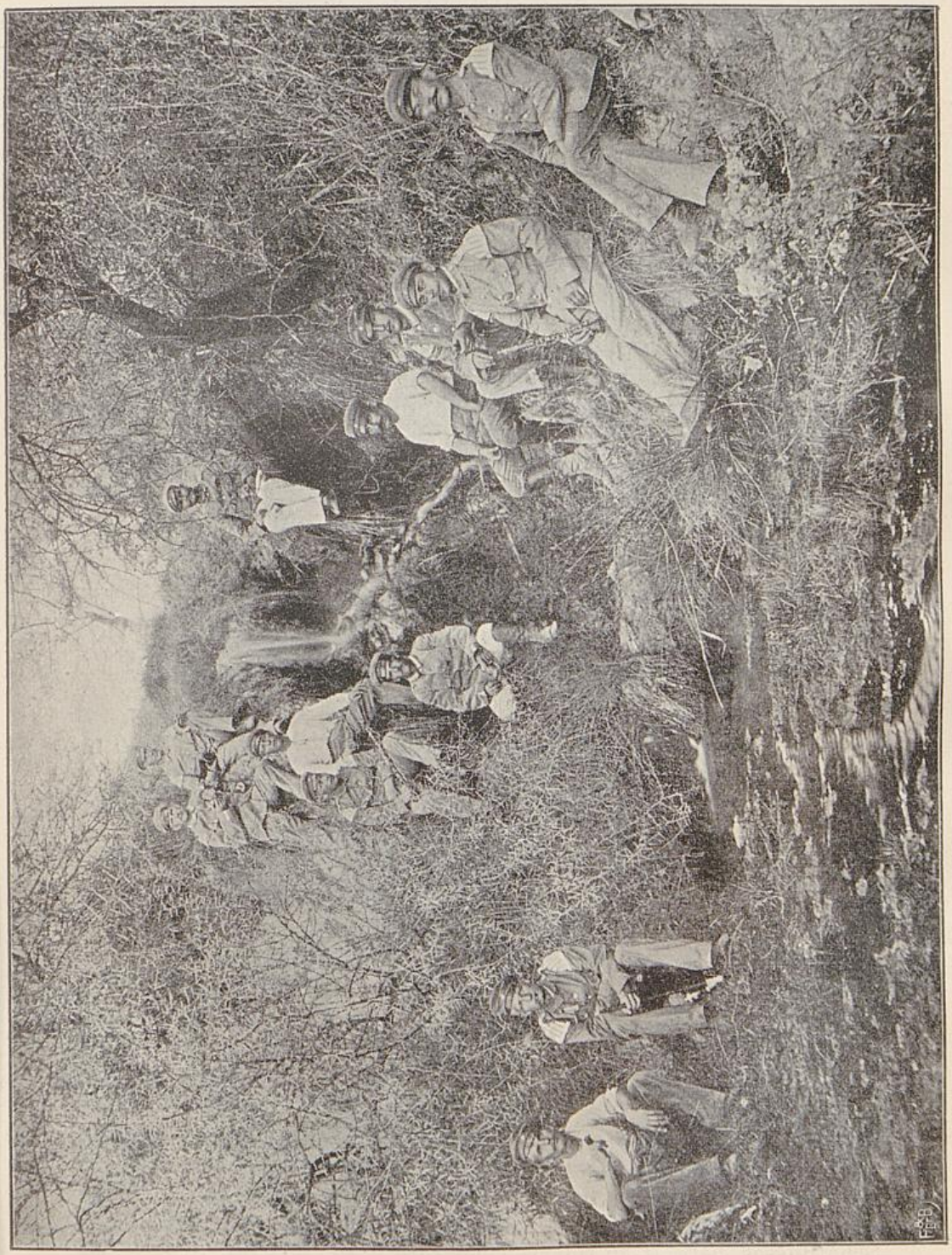
Es ist interessant, zu beobachten, wie unter diesen echten Quellen eine ganze Anzahl sich finden, die mit einer sehr erheblichen Temperatur dem Boden entströmen. Die meisten von ihnen liegen in einer nordsüdlich verlaufenden Zone, die man

übrigens noch weit über die Grenzen unseres Schutzgebietes hinaus bis in die Gegend östlich vom Kap der Guten Hoffnung verfolgen kann. Eine ganze Anzahl von ihnen sind wärmer als 50° und mehrere haben eine Wärme von über 60°. Die wärmsten bekannten Sprudel dieser merkwürdigen Zone scheinen diejenigen von Omburo zu sein, deren Temperatur Prof. Rehbock zu 76—77° bestimmte, und diejenigen von Gross-Windhoek, die im Mittel der von mir und von dem ebengenannten Reisenden gemachten Messungen an der heissesten Stelle eine solche von rund 78° besitzen. Diese sind so auffallend und der von ihnen in den kühlern Tagesstunden emporsteigende weissliche Dampf ist eine so sonderbare Erscheinung, dass sie zu dem hottentottischen Namen des Ortes, Eikhams, Veranlassung gaben, der nichts andres bedeutet als „die feurigen Wasser". Diese warmen Quellen, die vielleicht noch einmal in irgend einer Weise eine medizinische Verwendung finden können, enthalten bisweilen mineralische Beimengungen, und besonders die Quellen von Otjikango zeichnen sich mehr noch als andre durch einen intensiven Schwefelgeruch aus.

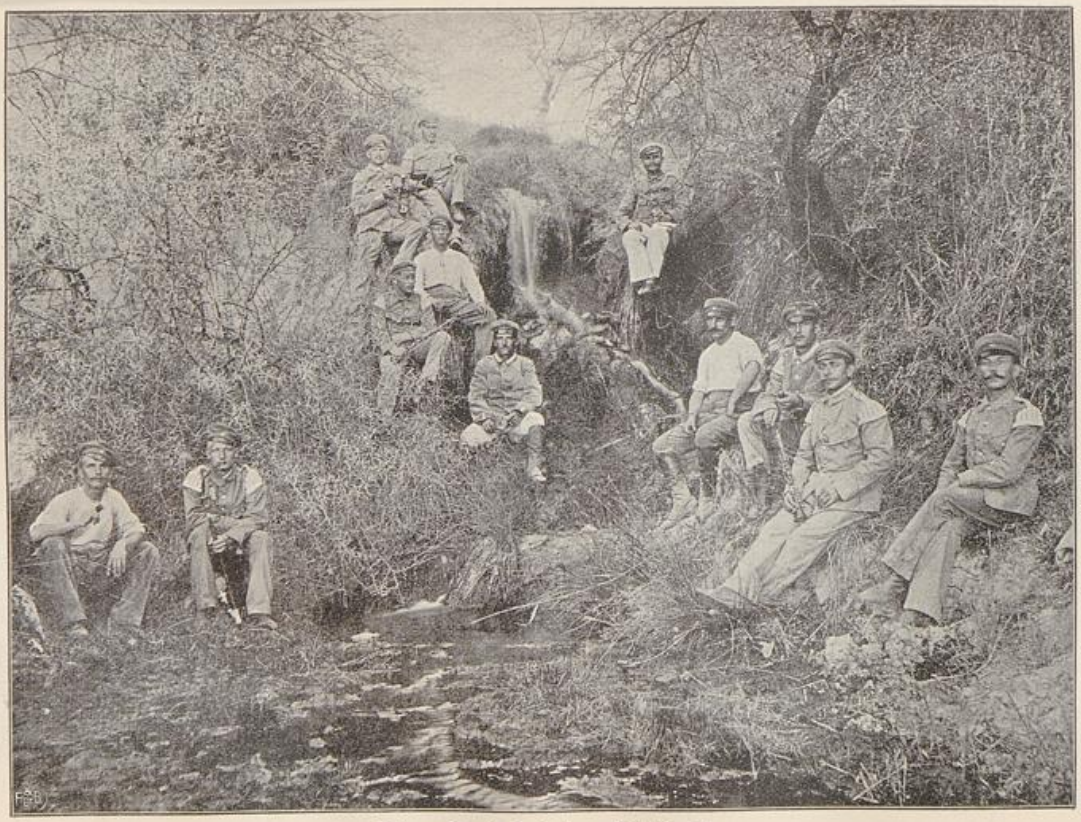
Es mag auch hier erwähnt werden, dass nach Dr. Gürich auch intermittierende Quellen vorzukommen scheinen. Dies würde für einen sehr starken Einfluss der Niederschlagszeiten auch auf manche dieser Quellen sprechen, den man, nebenbei bemerkt, an den warmen Sprudeln nur in unbedeutendem Maße beobachten kann.

Wenden wir uns nunmehr zu den Flüssen des Landes, so müssen wir von vornherein den Begriff dessen, was man in Deutschland unter einem fliessenden Gewässer versteht, aufgeben. Selbst mit den italischen, im Sommer trocken liegenden Flüssen kann man sie nicht vergleichen; eher noch mit einigen der nordafrikanischen Wadis. Da indessen diese den meisten Lesern unbekannt sein dürften, so mag ein solcher Fluss hier etwas ausführlicher geschildert werden.

Die Rinnsale, die man unsern kleinen Bächen gleichstellen könnte, und die sich in ungezählter Menge besonders in den gebirgigern Landschaften finden, gleichen noch am ehesten den namentlich in trockenen Kalkgebirgen Deutschlands sich findenden Thälchen, in denen auch nur nach stärkeren Regengüssen ein sichtbarer Wasserfaden thalwärts rieselt, um vielleicht noch an demselben Tage wieder zu verschwinden. Nun wird vielleicht mancher etwas verwundert fragen, wie es komme, dass man gerade die kleinsten Rinnen in diesem Steppenlande mit denen eines besser bewässerten Weltteils vergleichen könne. Die Antwort ist sehr einfach in dem vorher Gesagten begründet, dass in Südwestafrika viel mehr als bei uns das fliessende Wasser von



Heisse Quelle bei Gross-Windhoek.



Heisse Quelle bei Gross-Windhoek.

den Niederschlägen abhänge. Da nun die durchschnittliche Regenmenge der einzelnen Tage mit Niederschlag eine beträchtlich grössere ist als in Deutschland, und da ferner in den Binnenlandschaften unserer Kolonie die meisten Regen in Form heftiger Güsse von kurzer Dauer niedergehen, so ist ein Fliessen der erwähnten kleinsten Wasserläufe während und unmittelbar nach grössern Schauern etwas durchaus natürliches. Diese Adern sind es denn auch, die in den stark geneigten Gebirgs- und Plateauländern trotz der bedeutenden Verdunstung einen oft nicht geringen Teil ihres Wassers den grössern Betten zuführen, da ihr eigener, steiniger Boden der Flüssigkeit nur an wenigen Stellen Gelegenheit zum Versickern bildet.

Anders in den grössern und grössten Flussthälern, welche das stärker geneigte Land durchziehen. Sie alle haben hinsichtlich ihres Querschnittes und der Art ihrer Wasserführung viel Ähnlichkeit untereinander, während die Flüsse in den grossen Ebenen des Ostens in dieser Beziehung nicht mit ihnen verglichen werden können.

Für gewöhnlich erkennt man diese Wasserläufe bereits aus grosser Entfernung an dem üppigeren Graswuchs, dem dichten Gestrüpp und dem viele von ihnen seitlich begleitenden Baumbestande, aber auch das eigentliche Bett des „Flusses" ist bereits aus weiter Ferne deutlich sichtbar, selbst wo jene Erscheinungen fehlen und selbst wo auch nicht die geringste Wassermenge an der Oberfläche sichtbar ist. Blendend weiss breitet sich eine Sandschicht da aus, wo bei uns in Mitteleuropa das Wasser selbst dahin strömen würde, und sie hebt sich sogar des Nachts so scharf von ihrer Umgebung ab, dass wir im Stande waren, den Verlauf einer solchen Senke kilometerweit mit dem Auge durch die Dunkelheit zu folgen. Wie tief diese Sandschicht in den grossen Flussbetten unter die Oberfläche hinabreicht, darüber wissen wir nichts. Bei mehreren kleineren habe ich ihre Mächtigkeit zu 2 m und darüber gefunden. Unter dieser Sandschicht findet sich dann überall eine Geröllschicht, die sich, wie selbstverständlich, auch noch unter das höher liegende Seitenland hinzieht, und in der man die eigentlich wasserführende Schicht sehen kann, wenn auch das fliessende Wasser oft noch weit in die Landschicht hinaufreicht.

Die Flüsse des Hochlandes zeichnen sich nun, soweit sie den höher gelegenen Landschaften angehören, durch ein sehr starkes Gefälle aus. Der Swakob hat beispielsweise ein solches, das dasjenige des Rheines bei Worms um mehr als das 10fache übertrifft, und das Gefälle des dem Namalande angehörenden Schafflusses beträgt in seinem Oberlaufe etwa 1 : 300, d. h. mehr als 3 m auf 1 km. Diese grosse Neigung des Flussbettes in der

Thalrichtung ist denn auch die Ursache dafür, dass die Flüsse der hier geschilderten Art das ganze Jahr hindurch, solange der Vorrat reicht, ihr Bodenwasser*) seewärts senden. Wo durch unterirdische Felsriffe oder ähnliche Hindernisse oder auch durch veränderte Neigungswinkel oder eigenartige Beschaffenheit des Flussbettes eine Veränderung des obern Niveaus dieses unterirdisch fliessenden Stromes verursacht wird, tritt dann in den grössern Sandbetten das Wasser an solchen Stellen auch in der Trockenzeit zu Tage, sei es als brunnen- oder quellartige Ansammlung oder geradezu als murmelnder Bach, wie man deren selbst in der Nähe der Küstenzone einige findet.

In der Regenzeit aber beginnt der Spiegel der unter dem Boden strömenden Gewässer sich allmählich zu heben. Dagegen sind es gerade die vorhin erwähnten kleinen Rinnsale, welche von Zeit zu Zeit die plötzliche und in günstigen Regenjahren selbst eine längere Zeit hindurch anhaltende Füllung der Hauptadern zustande kommen lassen. Dann „kommt der Fluss ab", wie man das oberflächliche Fliessen desselben im ganzen aussertropischen Südafrika nennt, und bei den oft ganz bedeutenden Wassermassen, die ein solcher Regenstrom abwärts führt, bei dem starken Gefälle und der Weichgründigkeit der Uferwände in den Thalebenen vermag man sich einen Begriff von der zerstörenden Gewalt dieser brausend und donnernd sich heranwälzenden Berggewässer zu machen. Aber auch noch lange, nachdem der wilde Strom wieder zu einem schmalen Bache geworden ist, behält das Flussbett eine sumpfige Beschaffenheit, und so bildet es an besonders ungünstigen Stellen oft noch Wochen nach dem Aufhören der stärkern Güsse ein unangenehmes Hindernis für den Verkehr mit schweren Wagen.

Wie oft die einzelnen Flüsse im Durchschnitt längerer Zeiträume abkommen, wie gross die Schwankungen in dieser Erscheinung sind, wie gross ihre Wasserführung dann ist und wie die Regen beschaffen sein müssen, die ein derartiges Abkommen bei jedem einzelnen Stromgebiet zur Folge haben, das alles sind Fragen, deren Beantwortung im Interesse der Bewässerungs- wie der Wegebautechnik möglichst angestrebt werden müsste, über die wir aber heute leider noch so gut wie gar nichts wissen. Leider sind die von mir in dieser Beziehung geplanten Erhebungen, deren Weiterführung gerade im Interesse all jener Kulturarbeiten gewesen wäre, überhaupt nicht fortgesetzt worden. Es sind eben alles Fragen, deren sachgemässe Untersuchung und

*) Die Bezeichnung „Grundwasser" wird bei diesen unterirdisch fliessenden Gewässern besser vermieden, da sie meist in deutlich sichtbarer Bewegung thalwärts strömen.

Beantwortung Geldmittel erfordern würde, die hoffentlich bald einmal für den gedachten Zweck flüssig gemacht werden.

Ich selbst habe am Klein-Windhoeker Flusse und an einigen andern Wasserläufen einige wenige Untersuchungen anstellen können, deren Ergebnisse hier angeführt werden mögen, da sie so ziemlich die einzigen auf einer Vereinigung hydrographischer und meteorologischer Beobachtungen beruhenden Feststellungen sind, die wir aus dem Gebirgslande von Südwestafrika besitzen.

An einigen kleinern Wasserläufen, so am Klein-Windhoeker Rivier und am obern Schaaprivier vermochte ich den Nachweis zu erbringen, dass Regenfälle von ungefähr 15 mm genügten, um selbst im Beginn der feuchtern Jahreszeit ein mässiges Abkommen zu verursachen. Ja, selbst Tagessummen von der angegebenen Grösse scheinen zu einem oberflächlichen Fliessen zu genügen. So kam das zweite der beiden Gewässer in der Nacht vom 9. zum 10. Dezember 1892 als ganz schwache Ader ab, nachdem es in den letzten 24 Stunden 14.6 mm geregnet hatte. Gegen Ende des Monats brachten ihn in der Ferne niedergegangene Güsse zu starkem Laufen, aber im Januar, nach längerer Pause, kam er zuerst wieder ab, als es in den vorhergehenden 24 Stunden 18.5 mm geregnet hatte. Schliesslich kam er nach längerer Pause auch im März 1894 einmal nach einem Regen von 15 mm ab.

Kleinere Bäche können natürlich, und zwar bei stark geneigtem Zuflussgelände um so eher, auch schon bei niedrigern Regenhöhen zu fliessen beginnen. So kam das sogenannte Heusisrivier, ein Bach von mässiger Grösse und wenig ausgedehntem Zuflussgebiet, bereits nach einem Regen von 10.2 mm ab.

Die Wassermengen, welche von den verschiedenen Rinnsalen thalwärts gefördert werden, sind sehr viel beträchtlicher, als man vielfach vermutet. Selbst die kleineren, bachartigen Bodensenken führen dann ziemlich viel, und der Inhalt der grössern Betten ist bisweilen recht beträchtlich. So wuchs in der Regenzeit die stündliche Förderung am Klein-Windhoeker Flusse 15 km unterhalb seines Ursprunges von 20 kbm (überirdisch strömenden) Wassers auf 15000 kbm in der Stunde. Noch grösser ist selbstverständlich in solchen Zeiten die Wasserförderung der grossen Stromläufe, die man in dieser Hinsicht wenigstens während ihres Abkommens mit unsern mittlern deutschen Flüssen vergleichen kann. So stellt Oberst Leutwein die Wassermenge, welche der Grosse Fischfluss in der Breite von Gibeon trotz der geringen Ergiebigkeit der Regenzeit von 1893/94 führte, derjenigen der Lahn bei Giessen an die Seite. Ich selbst berechnete die Förderung des Swakob in seinem Mittellauf nach stärkern

Regen auf 1000000 kbm in der Stunde, so dass er dann etwa die Saale bei Halle noch um ein Erhebliches übertrifft.

Dass solche Wassermengen nicht nur im Ober- und Mittellaufe eine gewaltige Arbeit an der Umgestaltung der Ufer und des Bettes selbst zu leisten vermögen, sondern dass ein Teil von ihnen in günstigen Regenjahren infolge des starken Gefälles in den grösseren Stromläufen die Küste erreichen kann, wird Niemanden in Erstaunen setzen. Allerdings ist eine derartige Erscheinung selbst bei den von der Natur besonders begünstigten Stromrinnen wie beim Swakob eine Ausnahme, aber selbst die weniger wasserreichen Adern entsenden bisweilen eine oberflächlich fliessende Wassermasse in das Meer. Sogar der Kuiseb kommt etwa alle zehn Jahre einmal bis zum Meere herab, und die von ihm mitgeführten Gewässer sind bisweilen so stattlich,

Flussthal in der Trockenzeit.

dass die ganze Fläche zwischen der Walfischbai und dem Dünenwalle dann einem See gleicht. Unter dem Boden des Bettes aber strömt in diesen Betten das ganze Jahr hindurch das Wasser in den Ozean, was für den Kuiseb schon durch Stapff bewiesen ist, für die nördlichern Flüsse und besonders für den Swakob aber gar nicht erst festgestellt zu werden brauchte. Nach Rehbock erreicht einer dieser Wasserläufe, der Omaruru, sogar alljährlich das Meer. Derselbe dürfte übrigens Recht haben, wenn er annimmt, dass nicht allein die Niederschläge für diese Erscheinung massgebend sind, sondern auch die Entwickelung des Bettes und der Ufer. Danach würde die Seltenheit des Abkommens des Kuiseb in seinem Unterlaufe damit zusammenhängen, dass er bereits 50 km oberhalb seiner Mündung sein linksseitiges Felsufer verliert. Wie heftig übrigens auch das Abkommen kleinerer Wasserläufe sich geltend machen kann,

das zeigt so manches unliebsame Vorkommnis. So kamen in einem Nebenflusse des Huabflusses im Kaokofelde 1898 42 Pferde mit 4 Menschen in den Fluten um, und in demselben Jahre wurde ein Teil der Eisenbahnstrecke und der Telegraphenleitung am Khanflusse zerstört.

Eine zweite Klasse von Wasserläufen bilden nun die Flüsse der grossen Ebenen im Osten des Herero- und des Namalandes. Ein Versickern des Wassers ist hier schon wegen des viel geringeren Gefälles nicht nur im Flussbett, sondern aus demselben Grunde auch auf den weiten Flächen in viel höherem Grade möglich als in den nach dem Atlantischen Ozean zu absinkenden Gebieten. Sind daher auf der einen Seite die Betten der Omuramben und der nach der südlichen Kalahari zu ziehenden Wasserläufe nicht so ausgearbeitet, wie die tiefen Thalschluchten der Westflüsse, so ist auf der andern Seite hier das Land grösserer Grundwassermassen, die sich auch ausserhalb der Flusssenken in den meisten Gegenden finden, und die zu erlangen hier wohl in den meisten Fällen keiner sehr kostspieligen Anlagen bedürfen wird. Infolge der geringern Neigungswinkel der Thäler hält sich das Wasser hier länger als im Westen in grösseren, oberflächlich anzutreffenden Mengen. So fand Schinz in Omuramba Matako noch zwei Monate nach dem Ende der Regenzeit noch Überfluss an Wasser an den tiefern Stellen, und ich selbst konnte im obern Nosob noch vier volle Monate nach dem Aufhören der letzten Niederschläge dasselbe feststellen, als unsere Gebirgsflüsse längst oberflächlich vertrocknet waren. In den Ebenen des Ostens aber findet sich vielfach eine Kalkschicht, unter der sich oft sehr bedeutende Grundwasserbestände finden. Bei Hoachanas z. B. fand v. Üchtritz diese Schicht 0.30 bis 1.50 m dick, und wenn man diese an irgend einer Stelle durchbricht, erhält man in geringer Tiefe unter ihr ein ergiebiges und gutes Wasser.

Ganz Südwestafrika ist, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen ist, viel reicher an Wasserschätzen, als selbst die Freunde unsres Schutzgebietes anzunehmen pflegten. Als „Sandbüchse", wie seine Gegner das Land zu nennen beliebten, wird es wohl heut nur noch selten bezeichnet. Dass aber das unentbehrliche Element noch nicht im höherm Grade zur wirtschaftlichen Verwertung des Landes benutzt worden ist, das hat seinen Grund in dem von mir im ersten Kapitel behandelten Gange, den die Entwickelung der Kolonisation in diesen Steppen genommen. Wir können aber diese allgemeine Betrachtung unserer Kolonie nicht abschliessen, ohne vorher einen Blick auf die Bedeutung zu werfen, welche diese Wassermassen eben für die allmähliche Erschliessung derselben besitzen. Wer sich eingehender mit

diesen Fragen zu beschäftigen wünscht, der sei auf den „Bericht Th. Rehbock's an das Syndikat für Bewässerungsanlagen in Deutsch-Südwestafrika“ aufmerksam gemacht, in dem besonders die technische Seite der hierher gehörenden Fragen eingehend und in klarer Darstellung behandelt wird.

Was zunächst die bisherigen Methoden, Wasser zu erhalten, anbelangt, so handelte es sich in den meisten Fällen nur um das Graben einer sogenannten Pütz, eines gewöhnlich im Grundsande eines Trockenflusses angelegten Brunnenloches, auf dessen Anlage besonders die Ovaherero viel Arbeit verwendeten. Zur Tränkung des Zuchtviehs der Transportwagen und zur Herstellung wirklicher Sammelbecken geschah sehr wenig, denn das Gefühl gemeinsamer Interessen war auch unter den Europäern nicht gross genug, den Einzelnen zur Leistung von Arbeiten zu vermögen, die, wie er sich sagen musste, vielleicht schon von dem nächsten des Weges dahinziehenden Wagentreiber durch Fahrlässigkeit geschädigt oder gar zerstört werden konnten. Dieser Zustand wurde erst besser, als die Regierung thatkräftig eingriff, die in diesem Falle den allgemeinen Bedürfnissen besser Rechnung zu tragen vermochte als der Einzelne. Grössere Anlagen für Aufspeicherung von Wasser aber wurden in der ersten Zeit der Kolonisation nur ganz vereinzelt ausgeführt. Namentlich einige Becken zur Bewässerung von Gärten wurden damals in Angriff genommen, und unter den ersten deutschen Siedlern waren es besonders zwei, die den andern in dieser Beziehung mit gutem Beispiel vorangingen, Leutnant Stoss und J. Ludwig. Das zur Aufnahme von Quellwasser bestimmte Sammelbecken, das der Letztgenannte mit einem Aufwand von etwa 5000 Mark herstellte, zeigte, wie man selbst mit Hülfe eines schwachen Wasserlaufes imstande ist, ganz Hervorragendes zu leisten.

Grössere Stauanlagen zum Zweck der Ausnutzung des Niederschlagwassers wurden erst einige Jahre später ausgeführt, und zwar waren es mehrere aus dem Kap eingewanderte Afrikander und ein deutscher Farmer Gessert, die zuerst aus eigenen Kräften an die Herstellung derartiger Berieselungsbecken gingen. Ähnliche Arbeiten sowie die Verbesserung von Quellläufen, die Anlage von Tränkstellen und Brunnen vermögen nun zwar grossen Nutzen zu stiften und besonders die Grundlage für die Ausnutzung einer Farm zu bilden. Allein später, wenn man in der Lage sein wird, grössere Kapitalien auf den Anbau gut zahlender*) Pflanzen zu verwenden, werden auch jene grösseren

*) Es ist eine unerlässliche Vorbedingung für die Anlage kostspieliger Stauwerke, dass auf dem Berieselungslande Gewächse gebaut werden können, deren Erzeugnisse zu allen Zeiten marktfähig bleiben, auch wenn etwa die Truppe nicht als Abnehmer gerechnet wird.

Stauwerke in Südwestafrika zur Ausführung kommen, wie sie namentlich in der Kapkolonie an verschiedenen Stellen vorhanden sind. Wie schon G. Fritsch 1870 betonte, ist Südafrika durch seinen Aufbau insofern begünstigt, als das Abfangen und die Aufspeicherung grosser Wassermengen mittels verhältnismässig kleiner Werke in den meisten Landschaften durchaus möglich ist. Und die Arbeiten, die man dort ausgeführt hat, zeigen nicht nur dies, sondern auch die wichtige Thatsache, dass bei einer einigermassen verdichteten Europäerbevölkerung solche Staudämme auch rentieren. Die Furcht, als könne die Wirkung der Berieselung sich in einer Schädigung der Gesundheitsverhältnisse äussern, halte ich ebenso wie Rehbock auf Grund der Erfahrungen, die man in Beaufort West in der Karru gemacht hat, für ganz unbegründet. Unter hoher Kultur befindliches Land hat mit solchen Schäden überhaupt viel weniger zu rechnen als die regellose Wasserwirtschaft, wie sie jetzt in der Nähe der Flussläufe noch vielfach betrieben wird. Eine andere Frage ist die Verzinsung, und dass ihre Berücksichtigung sorgfältige Erwägung aller Umstände und grosse Vorsicht verlangt, schon im Interesse des Rufes unserer Kolonie, das bedarf kaum näherer Ausführung. So bin ich persönlich und mit mir viele Andere der Meinung, dass man ein kostspieliges Stauwerk niemals auf die Einnahmen aus dem Getreidebau hin gründen dürfe, sondern dass man womöglich mit dem Anbau solcher Gewächse rechnen müsse, deren Früchte selbst eine Ausfuhr aus dem Lande gestatten würden.

Doch das sind spezielle Fragen, die innerhalb des Rahmens dieses Buches nicht erörtert werden können. So mag denn der Hoffnung Raum gegeben werden, dass, ebenso wie man keine Kosten gescheut hat, um mineralische Vorkommnisse auf ihren etwaigen Wert hin zu untersuchen, auch für das Studium der Verwendbarkeit derjenigen natürlichen Schätze, deren Wert bereits feststeht, der Gewässer des Landes, in oben gedachtem Sinne Mittel flüssig gemacht werden mögen. Sie werden, das steht fest, dereinst reiche Zinsen tragen.

Drittes Kapitel.

Die mineralischen Schätze des Landes.

Ist auch die Fabel vom „Deutschen Goldlande Angra-Pequena“ ein üppiges Spiel der Phantasie gewesen, wenigstens soweit es sich um das mühelose Auffinden ungeheurer Schätze handelte, so birgt doch der Boden unseres Schutzgebietes genug des Wertvollen, um ein Suchen danach reichlich zu lohnen. Von dem Vorhandensein mancher Dinge wissen wir genug, um ihnen für die Zukunft eine wichtige Rolle in der Entwickelung des wirtschaftlichen Lebens vorauszusagen; dass sie diese heutigen Tages noch nicht zu spielen vermögen, liegt nicht an ihnen selbst, sondern an den Schwierigkeiten und den Unkosten, mit denen der Transport bisher zu rechnen hatte. Auch wirkliche Schätze im engeren Sinne des Wortes mögen vorhanden sein, aber auch zu ihrer Erschliessung und Gewinnung bedarf es nicht nur des Wunsches, sondern fleissiger Arbeit und reichlicher Geldmittel.

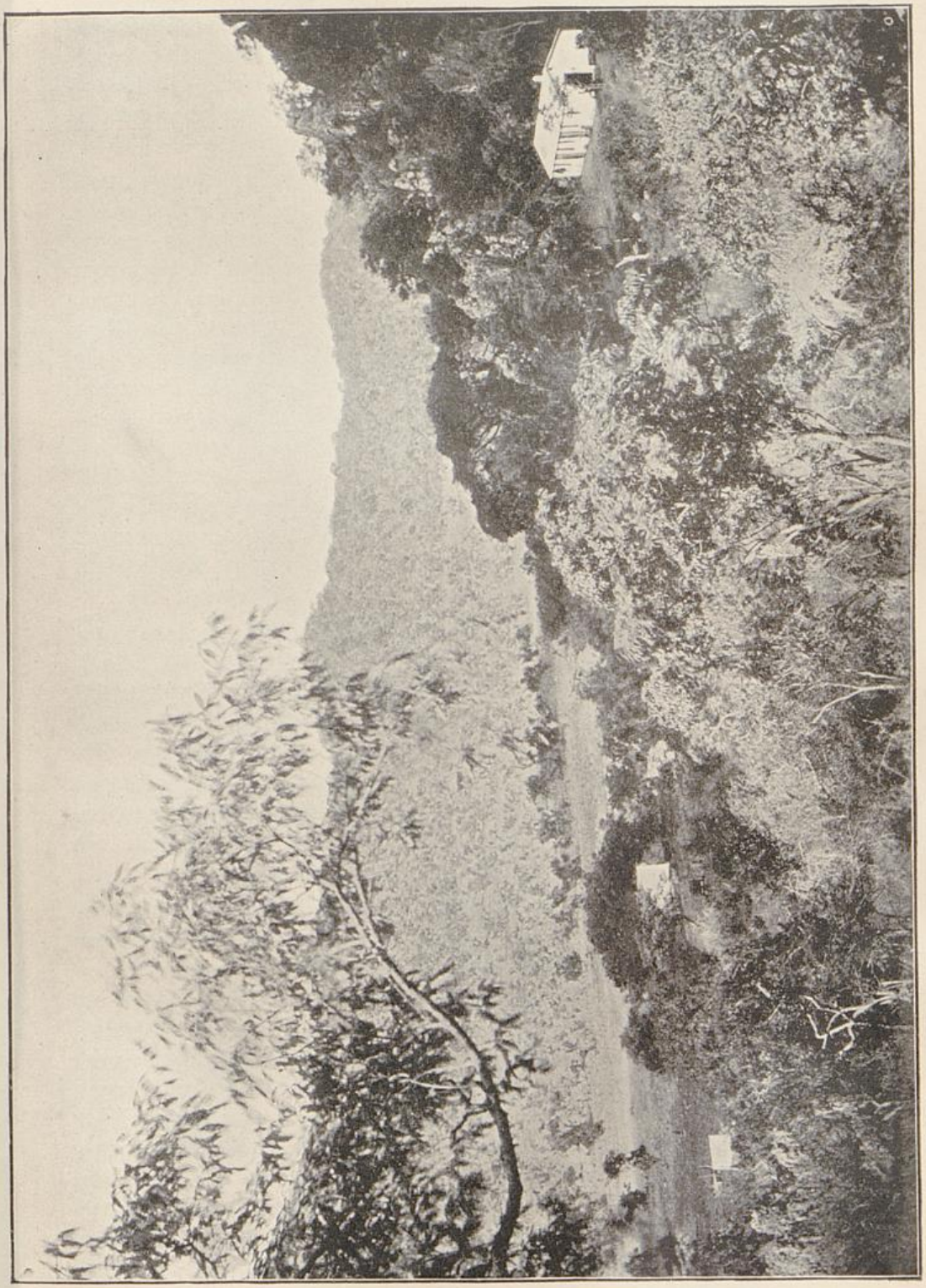
Obenan in der Reihe der wertvollen Dinge, welche Südafrika seit einer Reihe von Jahren der Menschheit liefert, stehen edle Gesteine und Gold. Ihnen mag deshalb auch an dieser Stelle eine kurze Betrachtung gewidmet werden.

Von Edelsteinen würden in erster Linie Diamanten in Betracht kommen. Bereits vor einem Jahrzehnt ging das Gerücht, dass solche sich auch innerhalb unseres Schutzgebietes fänden. Doch wurde den damaligen Äusserungen einzelner Europäer selbst von der Bergbehörde wenig Gewicht beigelegt, zumal die eines Tages als Beweisstücke vorgelegten Steine sich als Bergkrystall entpuppten. Neuerdings dagegen scheint das Vorkommen dieses äusserst wertvollen Minerals im Bezirk Gibeon thatsächlich erwiesen zu sein. Auch der sogenannte „Blaue Grund“, die in ganz Südafrika als charakteristisch geltende Diamanterde, ist dort vorhanden, sodass also die Möglichkeit der Entdeckung einer den Betrieb wirklich lohnenden Fundstelle keineswegs ausgeschlossen ist.

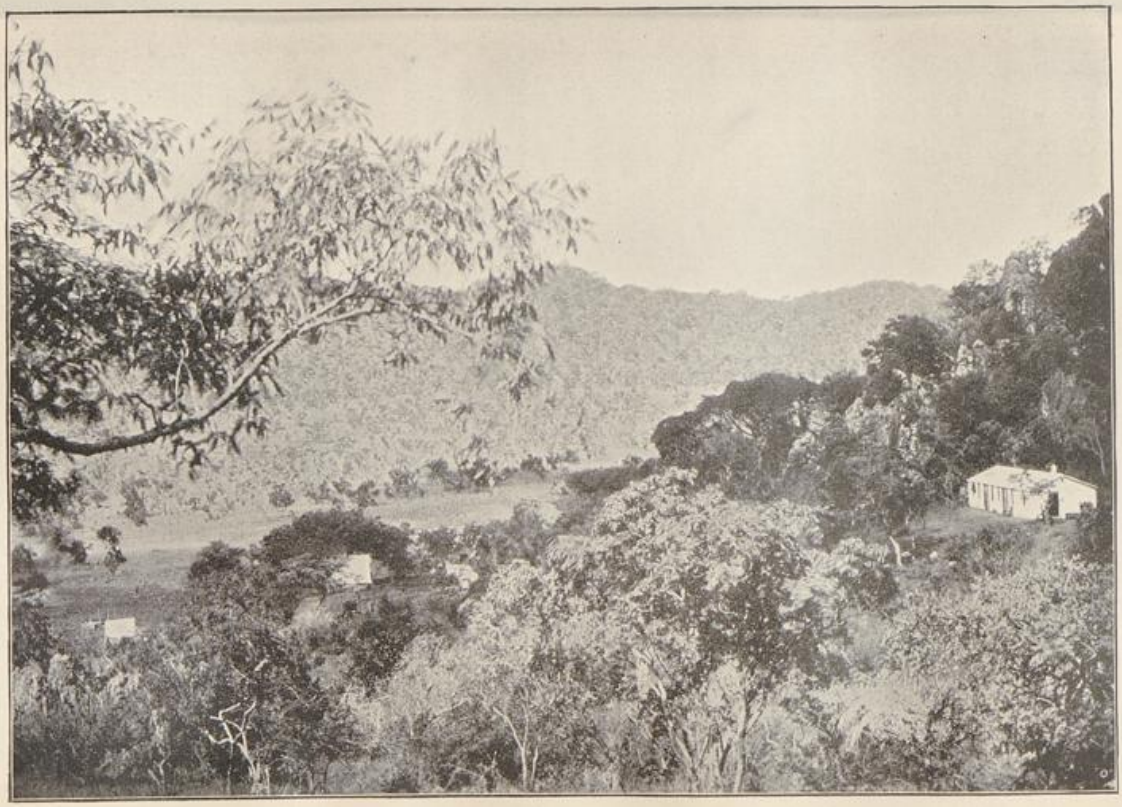
Von anderen kostbaren Gesteinen scheinen an einzelnen Stellen auch Rubinen vorzukommen. Granaten fanden wir häufig in der Umgegend von Windhoek, allein es handelte sich stets um ganz minderwertige Stücke, die kaum zu irgend etwas zu verwenden sein würden.

Was das wichtigste Edelmetall, das Gold, anbelangt, so ist sein Vorkommen in Südwestafrika so gut wie in den meisten Ländern der Erde erwiesen und auch von der ernstesten Wissenschaft niemals angezweifelt worden. Bei der Auffindung von vereinzelten goldführenden Gesteinen handelt es sich aber gar nicht darum, ob das Erz als solches vorhanden, sondern vielmehr um die Frage, ob es in abbauwürdiger Menge vorhanden ist. Und dieser wird man, ohne die Möglichkeit irgendwie zu bestreiten, solange mit der grössten Vorsicht gegenüberstehen, bis thatsächliche Funde eine Bejahung ermöglicht haben werden. Jedenfalls darf schon jetzt die Behauptung aufgestellt werden, dass bei der Zusammensetzung der Gesteine in unserer Kolonie Goldlager von der Reichhaltigkeit der auf der Ostseite von Südafrika entdeckten schwerlich vorhanden sein werden. Die goldführenden Gesteine sind nach Schenck, wie es scheint, an dieselben Gänge gebunden, in denen sich auch die noch näher zu besprechenden Kupfererze des Landes finden.

Eines dürfte sich indessen selbst bei dem Auffinden reicherer goldhaltiger Gänge mit Sicherheit herausstellen, und das ist das wahrscheinliche Fehlen derjenigen Form des Vorkommens, in der das Metall am leichtesten dem Boden entnommen werden kann, nämlich ausgedehnterer Waschgoldfelder. In einem Lande, in dem nicht allein die Flüsse eine verhältnismässig geringe Arbeit der neuerlichen Aufschüttung zerstörter Gebirge zu leisten vermochten, sondern in dem auch das Gefälle der Wasserläufe so gross ist, dass die von oben stammenden Schuttmassen schneller und leichter als anderwärts nach der Küste und schliesslich in das Meer befördert werden mussten, darf man auf das Vorhandensein ausgedehnter und ergiebiger Goldseifen kaum rechnen. Dass sie in kleinem Umfange sich an einzelnen Stellen finden mögen, soll durchaus nicht bestritten werden. Wurde doch im Mündungsbette des Swakob im Jahre 1892 thatsächlich ein wenig Waschgold gefunden. Aber gerade diese Fundstelle lieferte einen Beweis für die Richtigkeit der eben geäusserten Ansicht; denn als einige Monate nach der Auffindung der goldhaltigen Sandschicht eine abermalige Untersuchung von Bodenproben stattfinden sollte, stellte sich heraus, dass der damals gerade stark fliessende Strom die ganze Bank bereits weit in das Meer hinausgespült hatte. Wenn ferner mit der Auffindung von solchen Stellen überhaupt gerechnet werden kann, so werden sie



Im Minengebiet von Otavi.



Im Minengebiet von Otavi.

wesentlich auf das Gebiet im Westen der Kolonie beschränkt sein, in dem die beiden erwähnten Umstände eben gerade in ungünstiger Weise sich geltend machen. Denn je weiter nach Osten, wo wir ja ziemlich beträchtlichen Massen aufgeschütteten, weichgründigen Bodens begegnen, um so tiefer dürften derartige Stellen dort unter der Oberfläche vergraben liegen.

Das Vorkommen des Goldes im Muttergestein erfordert nun aber zu seiner Gewinnung derartige technische und maschinelle Einrichtungen, dass damit die Träume, welche etwa an grosse und unmittelbare Gewinne des einzelnen, mittellosen Goldsuchers anknüpfen wollten, sich gar bald als ein leeres Spiel der Phantasie erweisen würden. Nur Gesellschaften mit ihren grossen Kapitalien sind imstande, derartige Minen nutzbringend zu verwerten, wie ja das Beispiel der Goldwerke am Witwatersrand in Transvaal zur Genüge erweist. Dass in anderer Weise das ganze Land einen ungeahnten Aufschwung nehmen müsste, wenn einmal abbauwürdige Goldlagerstätten erschlossen würden, das steht fest und bedarf keiner näheren Begründung. Dass es aber auch nicht kluge Berechnung, sondern wilde Spekulation genannt werden müsste, wenn Jemand schon heute auf eine solche Möglichkeit hin wirtschaftliche Pläne fassen wollte, das steht ebenso fest.

Was die Auffindung der etwaigen Fundstelle selbst anlangt, so habe ich von jeher wie auch v. Bülow und Andere den Standpunkt vertreten, dass die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung wächst, je mehr man durch freigebige Erteilung von Schürfrechten von Seiten der Regierung und der landbesitzenden Gesellschaften die Massensuche erleichtert. Hundert einigermassen erfahrene Digger, die an ebensoviel verschiedenen Plätzen suchen, haben genau hundertmal soviel Aussicht etwas zu finden, als eine einzige, noch so gut vorbereitete Expedition.

Was aber die in den Augen mancher Kolonialfreunde bedauerliche Verzögerung des wirklichen Auffindens verwertbarer Goldlager anbetrifft, so haben gerade die wahren Freunde unseres Schutzgebietes keinen Grund zu solchem Bedauern. Denn der wirtschaftliche Zustand und die Entwickelung junger Kolonialländer wird durch die Auffindung von Edelmetallen in ganz verschiedener Weise beeinflusst, je nachdem sie sich zur Zeit solcher Entdeckungen bereits einer gewissen Kultur erfreuen oder nicht. Namentlich die Besiedelung ist es, die unter solchen Umständen ganz verschiedene Formen annimmt, und auch für die mit dem Minenbetrieb verbundenen Kosten ist es keineswegs gleichgültig, ob alles zum Unterhalt der Beamten und Arbeiter Erforderliche erst aus weiter Ferne herbeigeschafft werden muss oder ob Handel und Landwirtschaft bereits in der Lage sind, plötzlich

erhöhten Ansprüchen zu genügen. So ist Südwestafrika heute schon eher in der Lage, die Eröffnung von Minen irgendwelcher Art ohne eine allzu grosse Umwälzung des bestehenden Zustandes zu ertragen, und so darf man also eine gnädige Fügung darin erblicken, dass dem Lande in dem ersten Jahrzehnt seiner Entwickelung die alles bewegende Unruhe erspart geblieben ist, die man als sicher eintretende Folgeerscheinung voraussagen kann, wenn alle wirtschaftlich thätigen Kreise von Anbeginn an lediglich durch die Interessen irgendwelcher Minenbezirke in Anspruch genommen werden.

Neben dem vielleicht einmal eine Bedeutung erlangenden Golde treten die etwa vorhandenen, andere wertvollere Mineralien liefernden Erze, über deren Vorkommen wir übrigens ebenso wie über das des edelsten Metalles noch herzlich wenig wissen, vorläufig noch ganz in den Hintergrund. Dagegen giebt es eine Reihe von Erzlagerstätten geringeren Wertes, jedoch von grösserer Ausdehnung, die sicher am ehesten in bergmännischen Betrieb genommen und lohnende Ausbeute liefern werden. Wie das britische Klein-Namaland gehört auch Südwestafrika einer sich bis in das Kaokofeld hinziehenden Zone an, innerhalb welcher mehr oder weniger reiche Kupfererze eines der häufigeren mineralischen Vorkommnisse bilden. Ihr Auftreten ist bereits seit längerer Zeit bekannt, und verschiedene Fundstellen sind schon vor mehr als einem Jahrzehnt nicht nur wissenschaftlich untersucht, sondern einige von ihnen sogar vorübergehend in Bearbeitung genommen worden.

An das Auftreten der den Gneis durchsetzenden Gänge andersgearteter Zusammensetzung, die bereits erwähnt wurden, ist auch das Vorkommen der Kupfererze gebunden. Man bezeichnet nun in ganz Südafrika die dort am häufigsten sich findende Art des Auftretens als „Nest". Obwohl der Ansicht, dass das Erz nur in dieser Weise sich zeige, von verschiedenen Kennern, besonders von dem Vorsitzenden der Bergbehörde G. Duft, widersprochen wird, darf man auch in den Fällen, in denen es sich sicher um solche Lagerstätten handelt, nicht annehmen, dass es sich um kleine Mengen des Gesteins handle. So sind einzelne der berühmten Kupferminen von Ookiep in der Kapkolonie nach Schenck ebenfalls weiter nichts als solche Nester, und so hat man heute auch in unserem Schutzgebiet solche von beträchtlicher Ausdehnung gefunden. Zu den bekanntesten Fundstätten gehören die bereits in Bearbeitung genommenen Minen von Otavi im nördlichen Hererolande, zu den ebenfalls bereits versuchsweise bearbeiteten die sogenannte Potmine auf einer Insel im Mittellaufe des Swakob und die Matchlessmine auf dem Khomashochlande westlich von Windhoek.

Von allen Kupfererzen der Kolonie kann trotz ihres verhältnismässig grossen Gehalts an Metall gesagt werden, dass eine lohnende Ausbeute nicht eher denkbar ist, als bis eine bessere Verbindung mit der Küste hergestellt ist. Denn da die Verhüttung der kupferhaltigen Gesteine nur in Europa stattfinden kann, muss die Fracht nach der See ganz erheblich verbilligt sein, ehe man etwa mit der Verschiffung beginnen könnte. Daher die ausserordentliche Bedeutung, welche man der künftigen Otavibahn zuerkennen muss. Ist aber erst eine Ausfuhr der Erze ermöglicht, so werden wahrscheinlich die Kupferminen des

Minenarbeit im Otavigebiet.

Landes die ersten Stellen sein, wo auch ausserhalb der grösseren Truppengarnisonen eine zahlreichere europäische Einwohnerschaft und damit im Zusammenhange eine Menge eingeborener Arbeiter Anlass zur Bildung neuer Mittelpunkte für Handel und vor allem für den Verbrauch landwirtschaftlicher Erzeugnisse geben werden.

Neben den erwähnten Mineralien giebt es offenbar noch manche andere, die bei genauerer Durchforschung des Landes eine Ausbeute versprechen werden. So mag nur erwähnt werden, dass erst ganz neuerdings zwischen dem Kaokofelde und der Küste an mehreren Stellen Anzeichen ausgedehnter Eisenerzlager

entdeckt wurden. Leider fehlen dem Schutzgebiet höchst wahrscheinlich die im Südosten Afrikas vorkommenden, für die Verkehrslinien der Zukunft unentbehrlichen Kohlenlager. Auch ist bei dem geologischen Aufbau gerade dieses Gebiets kaum anzunehmen, dass solche irgendwo vorhanden sein möchten. Wohl aber werden auch die Erden und Böden in Zukunft für das Land nutzbar gemacht werden. Von ganz besonderem Wert namentlich für die Anlage von Stauwerken und Wasserbauten aller Art wäre es, wenn es gelingen sollte, die zu diesem Zweck nötigen Zementmengen im Schutzgebiet selbst herzustellen. Dass auch die Ausscheidungen der heissen Quellen vielleicht nach der einen oder anderen Seite hin eine Verwendung gestatten, lässt sich ebenfalls für eine spätere Zeit erhoffen. Wünschenswert für all die Arbeiten, die eine eingehende Untersuchung der mineralischen Schätze des Landes erfordern wird, wäre vornehmlich die Gewährung von Mitteln für sorgfältige, in Windhoek vorzunehmende Arbeiten, wie solche nur in gut ausgestatteten chemisch-technischen Laboratorien erfolgen kann.

Viertes Kapitel.

Das Klima von Südwestafrika.

Die grundlegende Bedeutung der klimatischen Untersuchungen gerade für praktische Berufszweige und ganz besonders für die Landwirtschaft steht ausser Frage. Da die Arbeit des Fachmannes ohne die hilfsbereite Thätigkeit privater Beobachter indessen nichts zu leisten vermöchte und da dies Werkchen nicht allein für den Leser in der Heimat, sondern auch für denjenigen bestimmt ist, der sich etwa draussen anzusiedeln wünscht, so mag hier einiges Allgemeine vorausgesandt werden, das speziell auf die in Südwestafrika zu unternehmenden Beobachtungen Bezug nimmt.

Die wichtigsten der in Südwestafrika etwa anzustellenden Beobachtungen sind Regenmessungen. Da die Benutzung eines Regenmessers so gut wie gar keine Arbeit erfordert und der Farmer sich diese in den meisten grösseren Orten des Schutzgebietes zeigen lassen kann, so brauche ich an dieser Stelle nicht darauf einzugehen. Wohl aber möchte ich die Gelegenheit wahrnehmen, darauf hinzuweisen, dass jeder Siedler, auch ohne sich im Besitze eines Messapparates zu befinden, die wertvollsten Beiträge zur Erforschung der Niederschlagsverhältnisse liefern kann. Dazu gehört nichts weiter als eine regelmässige und gewissenhafte Aufzeichnung der einzelnen Tage, an denen es regnet, wobei die Stärke des Niederschlags noch besonders zu bezeichnen wäre. Auf ausgedehnten freien Flächen, an denen in der Kolonie ja kein Mangel ist, ist es ausserdem von höchstem Wert, wenn gleichzeitig Windrichtung, Wolkenzug und Art der Bewölkung besonders in den Monaten vor der eigentlichen Regenzeit sorgfältig aufgezeichnet würden, also namentlich in der Zeit von Oktober bis Dezember. Aus solchen Aufzeichnungen vermögen wir uns durch Vergleich mit denen meteorologischer Stationen ein Bild der klimatischen Verhältnisse einzelner Landschaften zu machen, das vielleicht mehr als alles andere uns in die Lage setzt, die Häufigkeit und die Art des Auftretens guter und schlechter Regenjahre kennen zu lernen.

Temperaturbeobachtungen sind schon schwieriger anzustellen, zumal gerade der Siedler nicht immer in der Lage sein wird, bestimmte Beobachtungsstunden innezuhalten. Indessen genügt für manche wissenschaftlichen und für die meisten praktisch in Betracht kommenden Untersuchungen die wohl fast immer durchführbare Beobachtung eines Maximal- und eines Minimal-Thermometers. Diese sind wichtiger, als die nach Beobachtungen an einzelnen Pflanzen in Gärten gewonnenen Ergebnisse, da z. B. für niedrige Wärmegrade die meisten Kulturpflanzen eine ganz verschiedene Empfindlichkeit zeigen, so dass man aus dem Schaden, den ein einzelnes Gewächs erleidet, durchaus noch nicht einen Schluss auf etwa eingetretenen Nachtfrost ziehen kann. Die Kenntnis aber gerade der Minima wie auch der aus diesen und den Maximis abzuleitenden ungefähren Temperaturmittel und ihrer etwaigen Schwankungen in den verschiedenen Jahren ist für die Gartenkulturen im Schutzgebiet von der allergrössten Bedeutung.

Es sei noch darauf hingewiesen, dass die Regierung in der Lage ist, die hier erwähnten einfachen Instrumente an solche Siedler abzugeben, welche dieselben in einer für sie selbst und für das ganze Land nutzbringenden Weise zu Beobachtungen verwenden wollen. Auch sind zur Aufzeichnung der Ablesungen besonders vorbereitete Formulare mitzunehmen und diese thunlichst an die Regierung in Windhoek einzusenden, damit sie dort oder in Berlin einer Zusammenstellung und Bearbeitung unterworfen werden können.

Da das Küstenland eine ganz selbständige Stellung einnimmt, so sollen seine klimatischen Verhältnisse für sich behandelt werden, ehe ich zur Schilderung der inneren Landschaften übergehe. Wie man aber ein Gebiet, will man es anders richtig auffassen, in seiner Temperatur und seinen Niederschlägen nicht von gleichartigen Nachbarlandschaften trennen kann, so dürfen wir auch in dem meeresnahen Wüstenstreifen des Schutzgebiets nur den nördlichen Teil der öden Nebelküste des westlichen Südafrika erblicken. Dies schmale, dafür aber ungefähr 2000 km lange, eintönige Gebiet beginnt nicht weit nördlich von Kapstadt, und es zieht sich bis über den Kunene hinaus nach Norden, so dass die ganze Uferlandschaft unserer Kolonie ihm angehört.

Man kann sagen, dass dieser öde Streifen in seinen Witterungsverhältnissen fast in jeder Beziehung in vollkommenem Gegensatze zu allem steht, was wir im Innern kennen lernen werden. Höchstens in einem Punkte erkennt man auch hier eine Verwandtschaft mit den grossen Grundzügen des südafrikanischen Klimas; auch in diesen Gegenden ist der Unterschied der Mitteltemperatur zwischen dem wärmsten und dem kühlsten Monat sehr

gering. Dies ist im allgemeinen der geringen Landentwickelung zuzuschreiben; die riesigen Wassermassen der Südhalbkugel, welche das südafrikanische Dreieck umspülen, machen diesen Einfluss überall geltend. Aber hier, unter der ständigen Einwirkung frischer Seewinde und der Nähe des Meeres überhaupt, unter dem Zusammenwirken feuchter Luft und starker Bedeckung des Himmels ist der Ausgleich der Wärme in den einander entgegengesetzten Jahreszeiten doch ein viel grösserer als in den sich durch ihre klare, dünne Luft auszeichnenden Hochländern des Innern.

Die Mittelwerte der Temperatur des Jahres scheinen nach den vorliegenden, wohl nicht immer ganz sicheren Messungen*) ungefähr 16° zu betragen. Dabei beträgt indessen der Unterschied zwischen dem wärmsten und dem kühlsten Monate nur 6—7°, d. h. er ist nur etwa ein Drittel des in Mitteldeutschland beobachteten. Die Wärme ist bei Tage gerade im Sommerhalbjahr nicht besonders hoch, hauptsächlich die Folge der starken Bewölkung und der namentlich in den Mittagsstunden dann ziemlich erheblichen Stärke der um diese Jahreszeit in den Mittagsstunden fast immer von der See herkommenden Winde. Da aber die Luft in diesem Halbjahre auch in dieser Tageszeit für südafrikanische Verhältnisse recht feucht ist und da ausserdem die Abkühlung des Nachts nicht sehr gross ist, so empfindet man auch die nicht besonders hohen Tagesmittel als ein wenig drückende Temperaturen.

Anders in den Monaten des Winterhalbjahres. Bei Tage steigt die Wärme dann oft höher als um die Zeit des höchsten Sonnenstandes. Allein die nächtliche Abkühlung ist dann so gross, dass man schon in den ersten Abendstunden bei einem Gange im Freien gehörig frieren kann, zumal wenn man nicht durch einen Mantel gegen die Einwirkung des nasskalten Hauches geschützt ist, der dann vom Meere heraufzieht.

Bisweilen kann die Temperatur in dieser Jahreszeit ganz ausserordentliche Hitzegrade erreichen, mit denen zugleich eine ungewöhnliche Trockenheit der Luft sich geltend macht. Das sind die allerdings nur ausnahmsweise eintretenden Tage, an denen der zuerst von v. Danckelman als solcher erkannte föhnartige Wind aus dem Osten weht. Dann erreicht die Wärme eine Höhe, wie man sie sonst nur im Innern zu finden glaubt. Für gewöhnlich aber herrscht auch im Winterhalbjahr in den Morgen- und Abendstunden jene nasskalte Luft, die im Verein mit den häufigen Nebeln ein schlimmer Feind aller Haushaltungen

*) Infolge der Schwierigkeit einer in jeder Hinsicht richtigen Aufstellung der Instrumente. Von Walfischbai gilt dies in hohem Grade.

an dieser Küste genannt werden kann. Denn ihre Folge ist der Rost, ein Rost von einer Wirksamkeit, von der man sich höchstens an Bord eines Schiffes einen richtigen Begriff zu machen imstande ist. Alle Gegenstände, die aus einem vom Rost angreifbaren Metall gefertigt sind, werden in kürzester Zeit hart mitgenommen, und ich habe seinerzeit in Walfischbai Wellblechwände gesehen, in die dieser von den durchnagelten Stellen aus quadratmeter grosse Löcher gefressen hatte.

Nebel und unsichtige Luft ist namentlich in den Morgen- und Abendstunden eine überaus häufige Erscheinung. Es giebt nur ganz wenige Tage, an denen der dichte Dunst, der den Horizont nach dem Meere zu umlagert, auch in den Mittagsstunden verschwände, und eine genauere Aufzeichnung, als sie nach den Vorschriften der meteorologischen Landjournale möglich ist, würde erweisen, dass ein Teil des Himmels fast täglich mit Nebel bedeckt ist. Dieser Nebel ist es auch, der ausserordentlich häufig während der Nacht zu einer starken Kondensation gebracht wird. Es ist keine seltene Erscheinung, dass gegen Morgen das Wasser von den Dächern tropft, und der Boden erscheint bisweilen befeuchtet wie nach einem Regen. Streift man aber mit einem Stocke oder mit dem Finger die oberste Bodenschicht hinweg, so bemerkt man, wie schon ein Centimeter tief unter der Oberfläche das weichgründige Erdreich gänzlich staubtrocken ist. Für die Pflanzenwelt kommt somit dieser Nebelniederschlag trotz seiner Häufigkeit so gut wie gar nicht in Betracht. Und wirklicher Regen ist etwas so seltenes in diesem Gebiet, dass man mit einiger Sicherheit nicht einmal in jedem Jahre auch nur auf einen einzigen wirklichen Regenfall rechnen kann. In dieser Beziehung ist das Land wirklich eine Wüste, denn auch wenn es wirklich einmal zu der Ausnahmeerscheinung eines Regengusses kommt, so hat ein solcher doch gar keine Bedeutung für das wirtschaftliche Leben. Die grösseren Siedlungen, also Walfischbai und Swakobmund, sind für ihren Wasserbedarf gänzlich auf das unterirdisch aus dem Innern herabströmende Wasser angewiesen.

Eines aber gilt unbedingt von dem gesamten, bodentrockenen und gemässigten Gebiete der Küste; es ist überaus gesund für den Europäer. An dieser Thatsache vermag das Auftreten einzelner Krankheiten, welche bisweilen auch Weisse hingerafft haben, nichts zu ändern. Denn man muss berücksichtigen, wie sehr derartige, zeitweise sich geltend machende Schädlichkeiten hinter den Krankheitserregern zurückstehen, welche das menschliche Leben unter den entsprechenden Breiten der Ostseite Südafrikas gefährden. Auch darf man nicht vergessen, dass jene Krankheiten, die sich namentlich in der Zeit der grossen Rinder-

pest zeigten, die davon Befallenen unter Verhältnissen heimsuchten, die man in hygienischer Beziehung keineswegs als auf der Höhe stehend bezeichnen konnte.

Gesundheitlich ganz anders beschaffen und darum auch wohl auf die Dauer kaum die Besiedelung des Landes mit deutschen Ackerbauern gestattend, ist das Klima der nördlichsten Striche von Südwestafrika, also des Ambolandes und der Gegenden, welche sich nach dem Sambesi hinüberziehen. Mag auch die in diesen Gegenden herrschende Malaria ausgerottet werden, so ist doch eines nicht zu vergessen; die Höhe und die Gleichmässigkeit der dort herrschenden Wärmegrade ist so gross, dass sie, wenn anders die Anschauungen unserer Physiologen richtig sind, mit der Zeit sicher eine Entartung der den ersten Siedlern folgenden Generationen zur Folge haben müsste. Der Europäer wird also hier vielleicht einmal zu leben vermögen, ohne seine körperliche Gesundheit auf's Spiel zu setzen; die geistige Spannkraft und damit die europäische Denkweise seiner Nachkommen aber würde sicherlich leiden, und darum thun wir besser, auf Grund dessen, was wir über das Klima jener Gegenden wissen, diese aus dem Siedelungsplane*) auszuscheiden. Zur Plantagenwirtschaft aber mit eingeborenen Arbeitskräften mögen sie wohl geeignet sein. Längere Beobachtungsreihen, die uns in die Lage versetzen würden, genaue, namentlich für den praktischen Kolonialmann brauchbare Mittelwerte zu bilden, stehen leider noch nicht für diese Teile unseres Schutzgebietes zur Verfügung. Denn die fünf Jahre umfassenden Beobachtungen des verdienstvollen Missionars Rautanen in Olukonda sind leider zu Tagesstunden angestellt, aus denen sich zuverlässige Mittel der Wärme nicht bilden lassen. Ich habe indessen unter Anwendung einer hier nicht näher zu erörternden Korrektion aus den um 9 Uhr abends von dem Genannten aufgezeichneten Temperaturen ungefähre Tagesmittel berechnet, die zu meiner Freude mit den von Missionar Pettinen daselbst erhaltenen richtigen Mittelwerten verschiedener Monate die denkbar grösste Uebereinstimmung zeigen. Somit dürfen die mühevollen Aufzeichnungen des erstgenannten Herrn benutzt werden, um ein wenigstens in grossen Zügen richtiges Bild der im Ambolande herrschenden Wärmeverhältnisse zu zeichnen.

Schon die Mitteltemperatur des Jahres erreicht mit 22° in dem betreffenden Gebiet eine Höhe, die weit über die Wärme hinausgeht, die wir in irgendeinem von Europäern dichter be-

*) Das Wort ist hier im engeren Sinne, also im Hinblick auf eine Besiedelung mit vorwiegend körperlich thätigen Landwirten, zu verstehen.

siedelten Teile des aussertropischen Südafrika finden.*) Wichtiger aber als dieser Umstand ist doch noch, dass gerade die physiologisch so wichtige Herabdrückung der Wintertemperaturen hier bei weitem nicht so wirksam sich äussert wie in dem ganzen übrigen Schutzgebiet. Die Sommertemperaturen steigen hier wohl kaum über das Mass hinaus, das man auch sonst in den wärmeren Teilen der Kolonie zu ertragen genötigt ist. Aber die Abkühlung der Sommernächte ist keineswegs mehr so beträchtlich wie dort, ihre erfrischende Wirkung muss also bedeutend eingeschränkt sein. Und die Wintermittel liegen um 3—4 ° höher als in den uns in dieser Beziehung einigermassen bekannten wärmsten Teilen des mittleren Hererolandes. Man darf auch nicht einwenden, das sei die Folge der an sich niedrigeren Lage über dem Meere, und eine Reduktion der Temperaturen auf den Meeresspiegel ergebe eine viel grössere Verwandtschaft des Klimas der von mir den Tropen zugerechneten Amboländer mit dem des Hererolandes. (Dieser Einwand ist mir thatsächlich von „wissenschaftlich" gebildeter Seite gemacht worden, und er zeigt nur, wie notwendig hier wahrhaft wissenschaftliche Untersuchungen auch für die Siedelungspraxis sind.) Ganz recht; aber der verwandte Charakter zweier Klimate, der hierdurch nachzuweisen wäre, ergiebt noch keine Gleichheit. Der etwaige Ansiedler im Ambolande müsste doch die Temperaturen so ertragen, wie sie dort wirklich auftreten, und er hat im Hererogebiet so hohe eben nicht zu ertragen, da er sich dort mehrere hundert Meter höher befindet als hier.

Sind nun auch die winterlichen Nachttemperaturen in den an dieser Stelle behandelten Landschaften keineswegs so niedrig wie im übrigen Schutzgebiet, so ist doch vor einer Überschätzung des Landes hinsichtlich seines Wertes für die Plantagenkultur zu warnen. Aus der von mir berechneten fünfjährigen Beobachtungsreihe von Olukonda ergiebt sich, dass Temperaturen von weniger als 2 ° schon fast in jedem Jahre mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden können, so dass ein Pflanzer also mit einem solchen Minimum (unter 1.9 °) immerhin schon rechnen müsste. Auch mit der Möglichkeit eines auf 0 ° sinkenden Nachtminimums ist zu rechnen, wenngleich ein solches schon zu den Ausnahmeerscheinungen zu gehören scheint. Kurz, die rein tropischen Kulturen dürften sich für dies Land schwerlich eignen, wohl aber eine Reihe von solchen, die wir z. B. im Küstenlande von Natal antreffen, besonders aber der Anbau von Gewächsen, die, wie z. B. die Baumwolle, sich ebensogut in Gegenden mit

*) Selbst das an der Grenze der für Weisse bewohnbaren Zone gelegene Durban hat nur eine solche von 20,6 °.

tropischen wie in solchen mit warmen, aber noch nicht rein tropischen Temperaturen ziehen lassen.

Die Niederschläge des Gebietes entsprechen in ihrer Verteilung allerdings fast ganz denen des Hererolandes, indem die weitaus grösste Menge — nach $6^1/_2$jährigen Beobachtungen rund 90% — auf das Sommerhalbjahr, also auf die Zeit von Oktober bis März, fällt. Immerhin zeigt sich die nördliche Lage aber auch in dem Verhalten dieses meteorologischen Faktors, indem die Trockenzeit sich hier auf 5 Monate beschränkt. Das ist eine gerade für etwaige Plantagenkulturen sehr wichtige Thatsache, deren Bedeutung nicht scharf genug hervorgehoben werden kann. Auch die Regenmenge, die zwar weit entfernt ist von den reichlichen Niederschlägen äquatorialer Gebiete, ist doch bereits ziemlich ergiebig. Sie übersteigt jedenfalls ungefähr jenen Grenzwert von 50—60 cm Regenhöhe, bei welchem unsere Regenkarten gewöhnlich die besser bewässerten Gebiete beginnen lassen, und der in Südafrika im engeren Sinne auch als massgebend für die Grenzgebiete zwischen dem eigentlichen Steppenlande und dem kräftigeren Bestande der von der Natur mehr begünstigten Weideländereien angesehen werden kann.

Haben wir nun in den beiden eben kurz besprochenen Landschaften Gegenden kennen gelernt, die schon infolge ihres Klimas, wenn auch aus ganz entgegengesetzten Sonderursachen, für die Siedelung im engeren Sinne nicht in Betracht kommen, so müssen wir uns jetzt ein wenig genauer mit dem Hauptteil unseres Schutzgebietes beschäftigen, der, das gesamte Herero- und Namaland umfassend, in seinen Temperatur- und Niederschlagsverhältnissen uns erst so recht die Zukunft beurteilen lehrt, die wir ihm in wirtschaftlicher Hinsicht in Aussicht stellen können. Darum mögen die verschiedenen Faktoren, welche hier in Betracht kommen, im Einzelnen besprochen werden und zwar gleich unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für das praktische Leben.

1. Temperaturverhältnisse im Herero- und Namalande.

Leider besitzen wir nur sehr wenig zuverlässige Temperaturbeobachtungen aus diesen weiten Gebieten. Indessen mögen hier doch die vorhandenen wiedergegeben werden, obwohl die Zahlen für alle Orte, ausgenommen Windhoek, wahrscheinlich für den Sommer zu hoch sind. Die Mittel für Windhoek entstammen meinen eigenen Beobachtungen, diejenigen der übrigen Stationen

den Aufzeichnungen verschiedener Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft.

Temperaturmittel in Celsiusgraden.*)

	Omaruru	Otjiseva	Windhoek	Rehoboth	Hoachanas
Breite und Seehöhe	$21^1/_2$ °, 1160 m	$22^1/_3$ °, 1550 m	$22^1/_2$ °, 1630 m	$23^1/_3$ °, 1390 m	$23^5/_6$ °, 1400 m
Januar . .	24.0	—	20.0	25.3	26.0
Februar .	24.2	23.1	20.0	24.6	25.7
März . .	22.3	21.8	19.4	23.5	24.0
April . .	20.8	19.6	17.2	20.3	20.0
Mai . . .	15.8	14.6	(11.9)	15.6	15.0
Juni . .	13.8	10.1	—	10.4	11.7
Juli . . .	12.6	10.4	—	10.7	10.5
August . .	13.3	13.8	—	13.8	12.2
September .	19.7	18.7	—	17.9	18.7
Oktober .	21.6	21.9	(20.3)	21.3	22.4
November .	24.3	24.6	22.1	24.5	24.4
Dezember .	25.7	24.7	21.5	26.0	26.4
Jahr . .	19.8	—	—	19.5	19.7

Während im Ambolande der Unterschied zwischen dem wärmsten und kühlsten Monat nur etwa 9 ° beträgt gegen 18 bis 20 ° Differenz, wie wir sie in Mittel- und Norddeutschland gewohnt sind, wächst dieser Gegensatz schon im Hererolande auf 13—16 ° an, d. h. mit anderen Worten, der für die Erhaltung der Gesundheit und besonders der nervösen und geistigen Spannkraft so wichtige Gegensatz zwischen Sommer- und Wintertemperatur nähert sich hier bereits Werten, denen wir auch im westlichen Europa begegnen. In dieser Beziehung unterscheidet sich also das eigentliche Siedelungsgebiet bereits sehr vorteilhaft von den nördlichen Strichen der Kolonie, ja es übertrifft darin sogar um ein Beträchtliches die Küstenlandschaften des britischen Südafrika mit ihrem viel gleichmässigeren Temperaturgange. Den absoluten Werten nach entspricht der Sommer der hier behandelten Gegenden annähernd den im südlichen Italien herrschenden Zuständen. Aber in Wahrheit ist die deutsche Kolonie hinsichtlich

*) Vgl. hierzu: K. Dove, Deutsch-Südwestafrika, Ergebnisse einer wissenschaftlichen Reise im südlichen Damaralande, Gotha, J. Perthes, 1896. Ferner: K. Dove, Das Klima des aussertropischen Südafrika, Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht, 1888.

der gesundheitlichen Wirkungen ihrer Wärme doch noch gewaltig im Vorteil gegenüber jenen Mittelmeerlandschaften. Zwar sind die Tage im Sommer recht heiss, aber die reine Höhenluft, der geringe Dampfgehalt derselben und die verhältnismässige Länge auch der kürzesten Nächte bewirken dann eine so grosse Abkühlung, dass den ganzen Sommer hindurch ein erquickender Schlaf von genügender Dauer möglich ist, was man bekanntlich selbst unseren deutschen Sommernächten keineswegs immer nachrühmen kann. Auf der anderen Seite bewirken im Winter dieselben Ursachen (natürlich hier umgekehrt die verhältnismässig lange Dauer der kürzesten Tage), dass trotz oft sehr beträchtlicher Nachtkälte die Tage mit äusserst seltenen Ausnahmen so warm sind, dass man ohne jede Erkältungsgefahr selbst sitzend sich während des grössten Teiles der hellen Zeit im Freien aufzuhalten vermag. Der ständige Genuss frischer Luft, diese gewichtigste, in Deutschland aber kaum je zu erfüllende Forderung der modernen Hygiene, ist demnach ein Geschenk, das die südwestafrikanische Natur mit allen seinen wunderbaren Folgen für das Gedeihen des Körpers und Geistes einem Jeden zu teil werden lässt.

Einige zahlenmässige Vergleiche mögen diese Gunst des Klimas unserer Kolonie noch näher erörtern. Zum Vergleich mag eine Angabe aus unserer Heimat dienen, da sie am ehesten geeignet ist, eine richtige Vorstellung von der Wirkung der nächtlichen Abkühlung im Sommer zu geben. Im Dezember 1892, einem Monat, der sich durch annähernd normale Niederschläge und verhältnismässig grosse Wärme auszeichnete,*) betrug das mittlere Maximum 29.2°, d. h. es war um 5.2° grösser als das des heissesten Monats in Berlin. Das mittlere Minimum dagegen war mit 15.4° nur um einen einzigen Grad höher als das unserer Reichshauptstadt in demselben wärmsten Monat, dem Juli. Mit anderen Worten, die Abkühlung von der Zeit der höchsten Temperatur bis zur kühlsten war in Windhoek um mehr als 4° grösser als im sommerlichen Berlin, und was eine derart stärkere Abkühlung besagen will, weiss Jedermann bei uns aus eigenster Erfahrung.

Sehr warme Nächte sind aber selbst in den viel niedriger als Windhoek gelegenen Landschaften des Hererolandes eine ausserordentliche Seltenheit. Da die Angaben des Minimalthermometers ziemlich zuverlässige Zahlen ergeben, so sei auf die Ergebnisse der Beobachtungen des verdienstvollen Missionars Viehe aufmerksam gemacht, welcher drei Sommer hindurch in

*) Der Januar und Februar 1893 waren zu regenreich, als dass man ihnen die gleiche Bedeutung wie dem Dezember für eine solche Charakteristik beimessen könnte.

Omaruru Maximal- und Minimalablesungen anstellte. Nach der von mir gemachten Zusammenstellung hatten daselbst in drei Jahren von zusammen 254 Sommernächten nur 8 eine niedrigste Temperatur von 20—21° (die wärmste von allen diesen Nächten hatte ein Minimum von gerade 21°, wie es auch wohl bei uns in der warmen Zeit vorkommen kann). Nur in insgesamt 79 Nächten, also etwa in jeder dritten Nacht einmal, sank die Temperatur nicht unter 18°. Dagegen ging sie in 70 Fällen auf weniger als 15° herab.

Diesen tiefen Nachttemperaturen stehen nun zwar nicht übermässig hohe, aber doch regelmässig hohe Maxima während der Tage gegenüber. Immerhin erreichen auch die grössten Wärmegrade kaum die Werte, die sie beispielsweise in den südlichen Mittelmeerländern annehmen. Das absolute Maximum, das ich vom Dezember bis Februar in Windhoek beobachtete, und das wohl als zuverlässig gelten kann, war nur 34.8°, und das in dem durchaus nicht regenreichen Januar 1900 ebendort gemessene erreichte sogar (in der Zeit vom 9.—31.) nur 33.7°; beide Maxima waren somit um mehrere Grade niedriger als das absolute Maximum in Berlin. Auch in Omaruru mass Viehe (wohl zu hoch) an zusammen 259 Sommertagen nur 3mal 40° und etwas darüber, 20mal eine Wärme von 38—39.9°, und an allen übrigen Tagen hielt sich die höchste Temperatur unter 38°. Zur Beruhigung der Gegner einer zu grossen Sommerhitze muss aber gesagt werden, dass man in Südwestafrika infolge der Dampfarmut der Luft die hohen Temperaturen viel weniger unangenehm empfindet als bei uns in Deutschland. Ja, man ist in den meisten Fällen sogar geneigt, dieselben ganz gewaltig zu unterschätzen, und ich muss gestehen, dass ich es stets leichter gefunden habe, eine Wärme von über 30° in der trockenen Höhenluft unserer Kolonie als eine solche von wenig über 20° in der drückenden Sommerluft unserer Heimat zu ertragen. Auch sind es wenige Stunden, während welcher die Hitze in den Sommermonaten anhält, und die Abnahme der Temperatur findet von 5 Uhr nachmittags an viel schneller statt, als wir es in Europa gewohnt sind. Allerdings thut man gut, in dieser Jahreszeit besonders anstrengende Körperarbeit auf die Morgenstunden vor 10 Uhr und auf die späteren Nachmittagsstunden zu verschieben, doch ist als Grund hierfür weniger die Lufttemperatur als vielmehr der Einfluss der in dieser Jahreszeit ausserordentlich kräftigen Sonnenstrahlung zu berücksichtigen, den man dann namentlich in weniger bewachsener Gegend lebhaft verspürt.

Ganz anders, als man ihn sich bei uns vorstellt, zeigt sich nun aber der südwestafrikanische Winter. Zunächst unterscheidet

sich der Gang der Temperatur schon dadurch von den in der äquatorialen Zone so oft angetroffenen Verhältnissen, dass die kühlste Zeit hier thatsächlich mit der Zeit des niedrigsten Sonnenstandes zusammenfällt. In den hohen Landschaften, wie bei Windhoek, ist der Winter auch bei Tag ziemlich kühl und auf dem Khomaslande habe ich noch im September, der etwa unserem März entsprechen würde, das Wandern in der Sonne um die Mittagszeit angenehmer empfunden, als den Aufenthalt in dem oft recht kühlen Schatten. In Windhoek betrug im Monatsmittel die Temperatur im Juni und Juli 1899 um 12 Uhr mittags nur 18.7°, und um 7 Uhr morgens kam sie genau der um dieselbe Tagesstunde im Oktober in Berlin herrschenden Wärme gleich.

Die Tage kann man in dieser Zeit am besten mit einem milden Tage in der zweiten Septemberhälfte in Mitteldeutschland vergleichen. Die Nächte aber sind oft recht kalt und Nachtfröste gehören nicht etwa zu den Seltenheiten, sondern sie sind überall eine regelmässige Erscheinung. Da sie für den Anbau vieler Pflanzen eine so ausserordentlich grosse Bedeutung besitzen, will ich hier kurz auf dieselben eingehen, indem ich auch hier wieder die Reihe von Omaruru als für einen grossen Teil des Hererolandes bezeichnend benutze. Allerdings steht mir nur für einen einzigen Winter das vollständige Material für alle drei Monate zur Verfügung. Im Jahre 1883 wurden in Omaruru in den Monaten Juni, Juli und August 16 Frostnächte beobachtet. Die Hauptkälte trat im Juli und August ein und das absolute Minimum des ganzen Winters um Mitte Juli betrug —9°. Für den Gartenbesitzer aber ist es von hoher Bedeutung zu wissen, dass ganz wie bei uns auch in Südwestafrika die Gewächse durch besonders frühe oder späte Fröste gefährdet werden können. So trat der erste Frost im Jahre 1885 bereits am 16. Mai ein und die Temperatur sank dabei auf —1.2°, und ebenso fiel das Quecksilber noch am 6. September auf —1.4°. Man kann also selbst in den niedrigeren Teilen des Landes mindestens vier Monate hindurch mit der Möglichkeit selbst ziemlich starker Fröste rechnen. Fast ebenso schädlich aber können in der Zeit, in welcher die Pflanzenwelt bereits in voller Entwicklung begriffen ist, und in der das Gartenland bereits für den Sommer bestellt ist, solche Kälterückfälle für den Gartenbau werden, bei denen die Temperatur beträchtlich unter 5° herabsinkt, da der Boden sich dann meist noch stärker abkühlt. So kam es in dem erwähnten Hereroorte in den Nächten vom 10. zum 12. November 1884 zu so niedrigen Temperaturen (4.6° und 3°), dass sich trotz eines Tagesmaximums von über 33° gegen Morgen Reif gebildet hatte. Dass namentlich zarte Pflanzen durch solche Gegensätze gefährdet sind, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Besonders muss in diesem Buche, das ja auch einige praktische Fingerzeige geben will, darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Gehänge der Thalwände weniger als der Boden der Thäler von der nächtlichen Abkühlung zu leiden haben. Auch dieser Punkt müsste Berücksichtigung finden, wenn es sich darum handelt, Gewächse anzupflanzen, welche Nachtfröste weniger gut vertragen als andere.

Der Süden des Schutzgebietes, das Namaland, hat noch viel mehr und stärkere Nachtfröste als das Hereroland. Das zeigt u. a. folgende Zusammenstellung der Frostnächte, die in Otjiseva im südlichen Hererolande und in Rehoboth im Bastardlande in einem und demselben Jahre verzeichnet wurden.

Nachtfröste

	in Otjiseva 1550 m	in Rehoboth 1400 m
Mai	0	1
Juni	8	17
Juli	3	23
August	0	3
September	0	1
Summa	11	45

Dass es in Südwestafrika auch in den höheren Landschaften der Südhälfte nicht schneit, darf einen nicht verleiten, den Winter daselbst für milde zu halten. Im allgemeinen ist auch im Süden der winterliche Niederschlag so geringfügig, das Sommerhalbjahr so vorwiegend die Zeit der stärkeren Regen, dass dieser Umstand uns die Seltenheit von Schneefällen allein genugsam erklärt. Dass solche vorkommen können, zeigt der Winter 1891, in welchem es in der Nähe von Windhoek schneite. Während der Schnee im Thale indessen gleich nach dem Falle wieder schmolz, blieb er in den Awasbergen bis zum folgenden Tage liegen. Immerhin aber darf man ein solches Vorkommnis als etwas so seltenes ansehen, dass der Gartenbesitzer mit ihm überhaupt nicht zu rechnen braucht. Viel unangenehmer, weil keineswegs so selten wie das eben erwähnte Ereignis, vermögen die bisweilen eintretenden winterlichen Regengüsse die Landwirtschaft zu beeinflussen. Ich habe es erlebt, dass an solchen

Tagen, die ganz an einen nasskalten Oktobertag in Norddeutschland erinnerten, viele Dutzende von Lämmern der in Windhoek gehaltenen Schaf- und Ziegenherden verendeten.

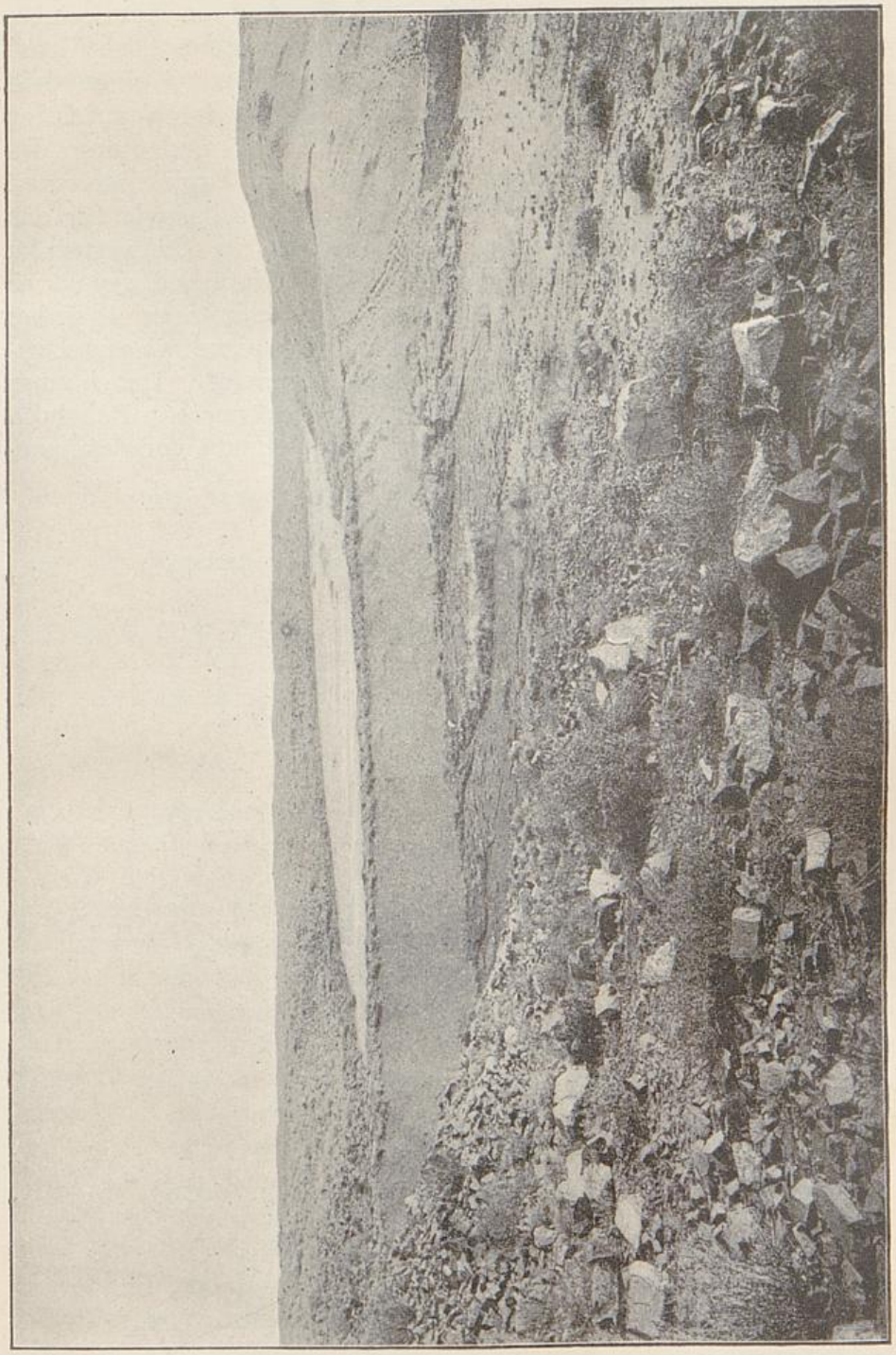
Zu allen Jahreszeiten herrscht im Innern auf freier Fläche und in den weiten Thälern eine bisweilen ziemlich kräftige Luftbewegung. Eigentliche Stürme fehlen aber, denn den heftigen Wind, der sich vor dem Ausbruch eines Sommergewitters bisweilen erhebt, kann man kaum als Sturm bezeichnen. Interessant sind die Wirbelwinde, welche sich oft in den der Regenzeit vorangehenden Monaten erheben, und die den von ihnen eingeschlagenen Weg durch hohe Staubsäulen kenntlich machen. Aber auch sie sind äusserst zahm zu nennen im Vergleich mit den Luftwirbeln anderer Zonen, und Zerstörungen, wie man sie in manchen Ländern der Erde nach dem Eintritt solcher Windhosen beobachten kann, sind in Südwestafrika unbekannt. Die Regelmässigkeit der Windrichtung während der gleichen Jahreszeit lässt die bewegte Luft dieser Zone ganz geeignet erscheinen, einen Windmotor zu treiben, wie dies ja auch in der Kapkolonie bereits an vielen Stellen geschieht.

2. Die Niederschläge im Herero- und Damaralande.

Wichtiger als jedes andere Ereignis, ja man kann sagen die Grundlage des ganzen wirtschaftlichen Lebens sind in einem vorwiegend auf Viehzucht angewiesenen Steppenlande die Niederschläge und ihre Verteilung. Besitzen wir nun auch aus den hier behandelten Ländern noch keineswegs ein ausreichendes und namentlich noch kein sicher kontrollierbares Beobachtungsmaterial, wenige Stationen ausgenommen, so reicht doch das vorhandene aus, wenigstens einige wichtige Punkte zu erkennen.

Bis vor kurzem konnte man noch der Legende von den Strichregen überall im Schutzgebiet begegnen. Wäre sie in der Fassung richtig, wie sie erzählt wurde, dass nämlich ein ganzes Gebiet wenig oder gar keinen Regen empfangen sollte, während ein unmittelbar benachbartes sich etwa reicher Niederschläge erfreute, mit anderen Worten, herrschte thatsächlich, wie man behauptete, eine völlige Regellosigkeit in den hier in Betracht kommenden atmosphärischen Vorgängen, dann ade meteorologische Beobachtungen und etwaige Wettervoraussage der Zukunft, dann aber auch ade Beurteilung der Wasserläufe und Anlage von Stau- und sonstigen Bewässerungswerken.

Zum Glück ist innerhalb gleicher Klimaprovinzen die erwähnte Behauptung gänzlich unbegründet. Sie trifft zwar für



Stausee in den Steppen des Namalandes.

Stausee in den Steppen des Namalandes.

einzelne Regengüsse wohl einmal zu (wo auf der Erde wäre das nicht der Fall), keineswegs aber für die tage- und wochenlang anhaltenden Perioden. Mag doch der Laie, der von Meteorologie nichts versteht, auf diesem Gebiete dem Fachmanne das Urteil ebenso überlassen, wie er es auf technischem Gebiete dem Ingenieur wohl oder übel überlassen muss, anstatt durch unrichtige Behauptungen Verwirrung zu stiften. Bei der Bedeutung des Gegenstandes für die etwaige Beurteilung der Ergiebigkeit von Wasseranlagen will ich den Beweis, den ich seinerzeit für das Bestehen grosser einheitlicher Regengebiete in Südwestafrika geführt habe, an dieser Stelle wiederholen. Natürlich genügt es für diesen Zweck, wenn ich einige der gleichzeitigen Perioden anführe und im übrigen auf die oben angeführte wissenschaftliche Bearbeitung meiner Reiseergebnisse verweise. Dabei muss berücksichtigt werden, dass in dem regenärmeren Rehoboth natürlich einige der Perioden kürzer waren, andere geradezu ausfallen konnten.

Januar 1892:

Erste Regenperiode in Windhoek vom 8.—17., am 23., vom 27.—31.;
in Rehoboth mit kurzen Pausen vom 7.—20., am 22. und 23., vom 27.—31.

Februar 1892:

in Windhoek 1.—5., 14.—18.;
in Rehoboth 1.—4., 14.—16., am 23.

März 1892:

in Windhoek 4.—6., 11.—19., 24. und 25., 28.—1. April;
in Rehoboth 11.—12. und 17.—19., am 24.

Januar 1893:

in Windhoek 1., 8.—31.;
in Rehoboth 1., 7.—29.

März 1893:

in Windhoek 5. (vor dem 4. täglich unmessbar), 8.—21., 26.—27.;
in Rehoboth 1.—4., 10.—11., 18.—26.

Diese Zusammenstellung könnte leicht auf ein weiteres Gebiet ausgedehnt werden. Auch die zu ungewöhnlicher Zeit fallenden Regen unterliegen diesem Gesetz, indem sie in gleichgearteten Klimaprovinzen allgemein zur Beobachtung gelangen. So fiel

am 20. Mai 1892 in Windhoek ein unmessbarer, am 19. in Rehoboth ein sehr schwacher Regen, und ebenso wurden die im August des Jahres 1893 beobachteten starken Niederschläge aus dem ganzen südlichen und mittleren Hererolande bis weit nach Westen hin gemeldet.

Man braucht demnach keine Furcht zu haben, dass ein gutes Regenjahr oder auch nur eine normale Niederschlagsperiode etwa nur einzelnen kleineren Gebieten zu Gute komme. In solchen der Norm entsprechenden Jahren sind auch die Niederschlagsmengen keineswegs so unergiebig, wie man früher selbst in wissenschaftlichen Kreisen annahm. Auch in dieser Hinsicht ist unser Schutzgebiet somit weit besser als sein Ruf. Natürlich genügen die heute bereits vorliegenden Messungen noch keineswegs, um bereits zuverlässige Mittelwerte für grössere Teile des Landes zu berechnen. Immerhin kennen wir solche aber für einzelne Gebiete, und bei der Wichtigkeit des Gegenstandes mögen auch ihm ein paar Worte gewidmet werden. Man kann dabei aus hier nicht näher zu erörternden Gründen das vom Mai 1899 bis April 1900 laufende Jahr für ein wenigstens annähernd normales halten, so dass wir wenigstens einige Zahlen aus den in den Mitteilungen aus den Schutzgebieten mitgeteilten Reihen verwenden können. Im allgemeinen zeigen freilich gerade diese Tabellen, dass offenbar manche der Regenmesser mangels fachmännischer Leitung des meteorologischen Dienstes nicht in für die Landschaft charakteristischer Weise aufgestellt sind.

Im äussersten Norden des Hererolandes sowie im Kaokogebiet scheinen noch ähnliche Regenmengen zu Boden zu gelangen wie im Ambolande. Dann aber nimmt die Regenmenge ab, und wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, dass im ganzen niedrigeren Gebiete des nördlichen und mittleren Hererolandes die Regenmenge 30 bis 40 cm beträgt. Wo die westliche Grenze dieses Gebietes sich befindet, lässt sich bis jetzt natürlich noch nicht feststellen, doch ist soviel sicher, dass Otjimbingue im Süden des Hererolandes bereits ausserhalb dieser verhältnismässig günstigen Landschaft gelegen ist und dass in der Breite dieses Ortes die durchschnittliche Regenmenge in der Fläche nach dem Ozean zu sehr schnell abnimmt.

Eine ganz besondere und recht günstige Stellung nimmt dann das zentrale Hochgebiet unserer Kolonie ein. 40 cm scheint in den Thalweitungen und auf den Flächen unter 1800 m (Windhoek, oberer Schaffluss) hier eine nicht seltene Niederschlagsmenge zu sein, und man kann, fussend auf verschiedenen Erscheinungen im Naturleben dieser Landschaft, annehmen, dass in den höheren Erhebungsmassen, wie in den Awasbergen und auf dem Khomas-

lande, diese Regenhöhe noch um ein beträchtliches überschritten wird. Auch nach Osten, nach der Kalaharisteppe zu, scheint die Ergiebigkeit der Regen im Vergleich mit Windhoek kaum geringer zu sein.

Nach Süden zu nimmt die Regenmenge zunächst rasch ab, denn schon die Ebenen des südlichen Bastardlandes haben weniger als 30 cm Niederschlag. Die Höhe desselben im mittleren Namalande scheint noch ungefähr 20 cm zu betragen, doch erleidet auch diese Quantität nach dem Oranje zu noch eine Abnahme, und man wird kaum fehlgehen, wenn man für das südlichste Hottentottengebiet nur 10—20 cm ansetzt.

In der zeitlichen Verteilung der Regen herrschen keine so grossen Unterschiede, wie man früher wohl annahm. Überall ist das Sommerhalbjahr die Zeit der stärkeren Niederschläge, das Winterhalbjahr diejenige langdauernder Trockenheit. Erst im fernen Süden beginnt mit öfters eintretenden Regenfällen während der kühleren Jahreszeit ein leises Hervortreten einer Verwandtschaft mit dem Winterregengebiet der westlichen Kapkolonie, doch fällt noch immer die grösste Menge in den sechs Monaten des höchsten Sonnenstandes. Die Monate am Jahresschlusse sind im Hererolande noch keineswegs Zeiten sicherer und einigermassen ergiebiger Niederschläge. Nur der Oktober scheint nach allen bisher vorliegenden Messungen am ehesten Aussicht auf wenn auch nicht sehr ergiebige Niederschläge zu gewähren. Auf stärkere Niederschläge kann man jedenfalls auch in normal verlaufenden Zeiten mit Sicherheit erst im Januar rechnen, und dieser Monat scheint ebenso wie der März die meisten Regen zu empfangen. Im April ereignen sich dann in den meisten Jahren nur noch wenige und höchst unsichere Regenfälle, und in vielen Jahren beginnt schon um die Mitte dieses Monats die langdauernde Trockenzeit, die in der Nordhälfte dieses Gebietes meist ununterbrochen bis in den Oktober hinein dauert.

Ein unmittelbarer Vergleich der hier besprochenen Gegenden mit den gleich stark bewässerten Gegenden der Kapkolonie wäre unberechtigt, denn diesen gegenüber erscheinen die Sommerregengebiete von Südwestafrika immer noch stark von der Natur begünstigt. Gerade die Zusammendrängung der Regen auf eine Periode von wenigen Monaten kommt den Flüssen und Wasserläufen sowie einem grossen Teile der einheimischen Pflanzenwelt viel mehr zu statten als die gleichmässigeren Niederschläge, wie man sie z. B. im Innern des Kaplandes beobachtet. Am besten zeigt dies eine Zusammenstellung von Orten aus unserem Schutzgebiet mit solchen der englischen Kolonie, welche eine ungefähr gleiche Regenmenge haben. Die Prozentzahlen bedeuten Prozente der jährlichen Niederschlagsmenge.

Prozente der Regenmenge in den drei aufeinanderfolgenden Hauptregenmonaten:

im Schutzgebiet:		im Kaplande:	
Tsaobis	84.2	Willowmore . . .	39.2
Rehoboth	67.9	Roodeberg . . .	50.3
Omaruru	63.7	Cradock	49.7
Olukonda	66.9	Ft. Beaufort . . .	39.0

Hinzu kommt zu dieser Gunst der Verteilung wenigstens hinsichtlich der Einwirkung der Regen auf die Flüsse die Art und Weise, in der die meisten Niederschläge den Boden erreichen. Nur äusserst selten fallen sie in Gestalt von gleichmässigen Landregen. Fast immer sind es mehr oder weniger heftige Gewittergüsse von meist sehr kurzer Dauer. Kommen diese der Vegetation nun auch weniger zugute als die ruhigen Niederschläge, so vermag dafür die in diesem Lande so ausserordentlich wirksame Verdunstung nicht so viel von der in kürzester Zeit zu Boden gelangten Wassermasse in die Atmosphäre zurückzuführen wie im ersten Falle. Ein erheblich grösserer Teil der Gesamtmenge vermag so entweder zu versickern oder in den stärker geneigten Gegenden den Wasserläufen zuzueilen, in denen er vor dem völligen Verlorengehen ebenfalls geschützt ist. So gleicht die Natur auf der einen Seite durch erneute Vorteile aus, was sie auf der anderen dem Leben dieses Gebietes zu entziehen scheint.

Die Dauer der Trockenzeit ist, besonders im Hinblick auf den Zustand des Weidefeldes und der Wasserläufe, eine Frage von der grössten praktischen Bedeutung. Und zwar ist es wichtiger, die Schwankungen zu kennen, die in dieser Beziehung möglich sind, als den Durchschnitt der Dauer dieser regenlosen Zeit. Leider sind wir bisher nicht in der Lage, in dieser Beziehung mehr als ein ganz unsicheres Urteil abzugeben, doch soll in Ermangelung eines besseren dieses dem Leser nicht vorenthalten werden.

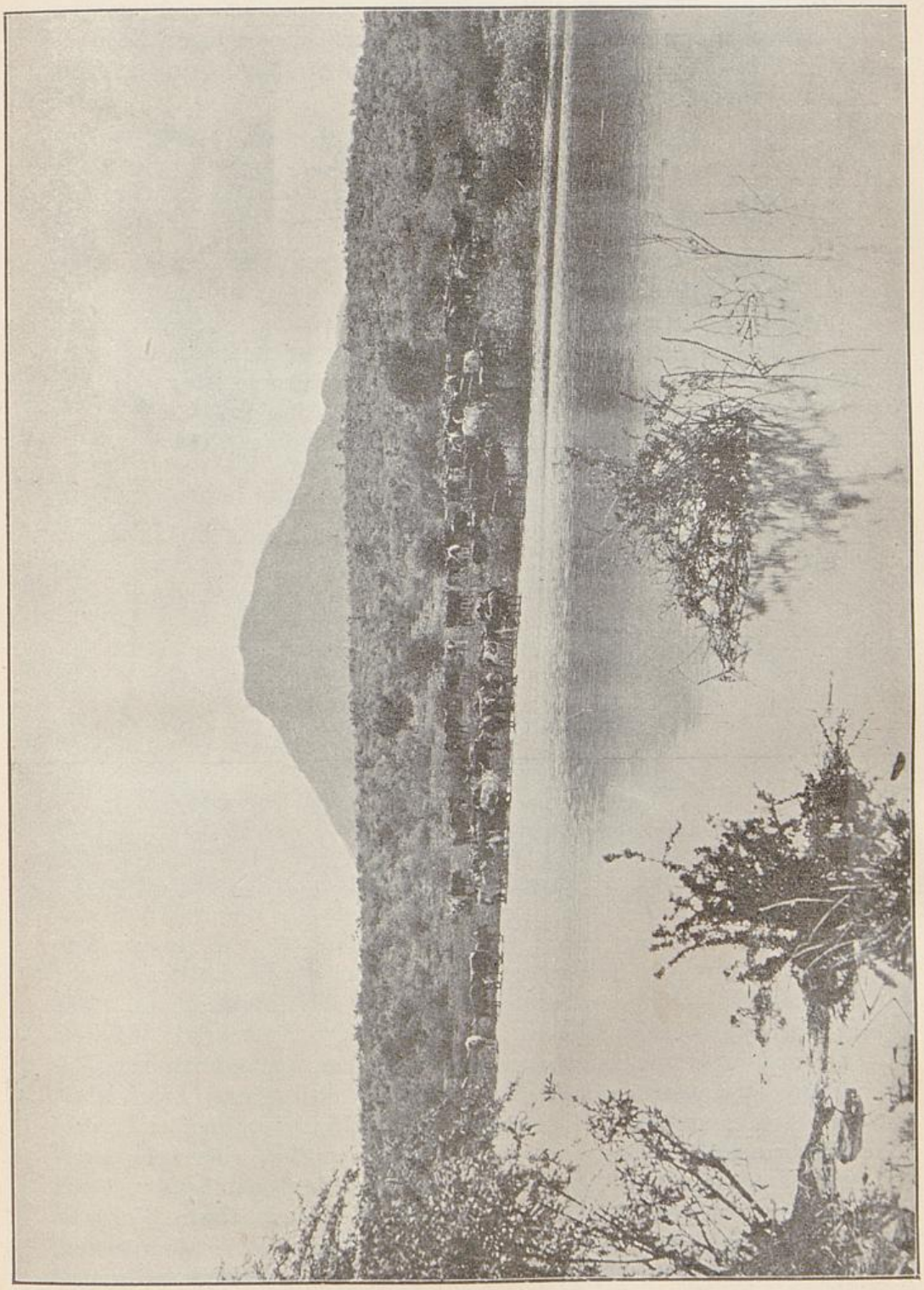
Neun allerdings nicht aufeinander folgende Jahresreihen von Rehoboth und sechs von Windhoek setzen uns in den Stand, wenigstens für das wichtigste Siedelungsgebiet uns ein Bild dieser Periode zu machen. 4—5 Monate dauert in dem ersten der beiden Orte im Durchschnitt die Zeit, während welcher es überhaupt nicht regnet, während in Windhoek diese Zeit zu etwa 3—4 Monaten angenommen werden kann. Zieht man aber die Schwankungen, welche diese regenlose Periode erleidet, in Rücksicht, so wechselte ihre Dauer in Rehoboth im Laufe von

8 Jahren zwischen 3 und 6 Monaten, in Windhoek zwischen 2 und 6 Monaten.

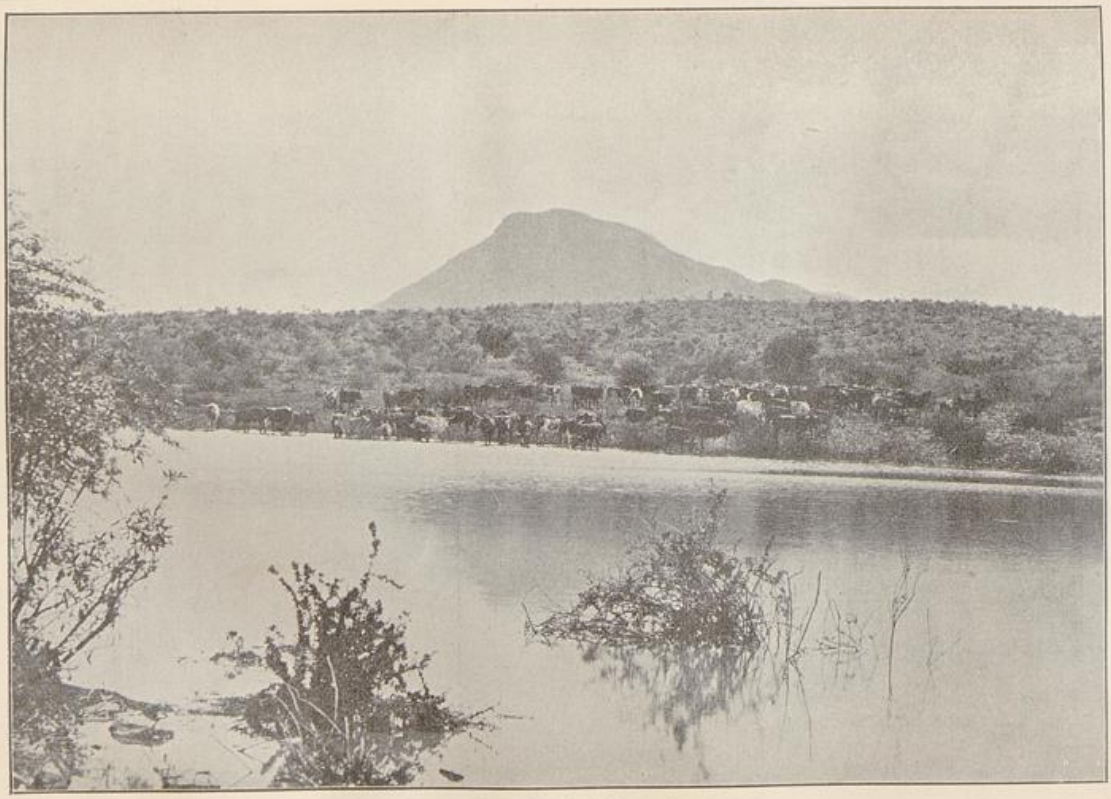
Es wäre sehr wünschenswert für die landwirtschaftliche Praxis, dass wir erst in der Lage wären, uns wenigstens für diese Landschaft auch ein Urteil über die Häufigkeit besonders langer Trockenzeiten zu bilden, wozu nur ein systematischer meteorologischer Beobachtungsdienst uns in die Lage setzen wird. Denn von dieser hängt unmittelbar die Grösse ab, welche man Bewässerungs- und Tränkanlagen zu geben hat.

Nun ist es aber nicht nur die Trockenzeit im engsten Sinne, die man berücksichtigen muss, sondern es giebt ja leider auch andere Monate, in denen eine für das praktische Wirtschaftsleben so gut wie bedeutungslose Regenmenge fällt. Rechnen wir die Monate mit weniger als 1 cm Niederschlagshöhe mit zur Trockenzeit, so erhalten wir ein Bild, das uns noch mehr auf die Wichtigkeit der genauen Kenntnis dieser Dinge für die Kolonisation des Landes hinweist. Wir erhalten dann eine Trockenzeit, welche in der Hauptstadt des Bastardlandes 5 bis 6 Monate hindurch anhält, die kaum jemals weniger als 5 und bisweilen 7 Monate andauern kann. Und in Windhoek war ihre Dauer während der Beobachtungszeit 4—5 Monate, dabei schwankte die Länge dieser in ihren Folgen einer regenlosen Zeit gleichkommenden Periode zwischen 3 Monaten im günstigsten und einem halben Jahre im ungünstigsten Falle, der trotz der kurzen Dauer der mir vorliegenden sechs Beobachtungsreihen zweimal eintrat.

Von noch grösserer Bedeutung aber als die Schwankungen der Dauer der Trockenzeit sind die Veränderungen, denen die Gesamtmenge des Regenfalles in den verschiedenen Jahren unterworfen ist. Denn von diesen Schwankungen hängt ganz wesentlich der Umfang ab, den der Farmer dem sogenannten Sparfelde zu geben hat, d. h. demjenigen Teil seines Weidelandes, das für den Notfall, also namentlich für ein unergiebiges Regenjahr, bestimmt ist. Auch in dieser Beziehung wird uns erst ein fachmässig geleiteter meteorologischer Dienst in die Lage versetzen, Sicheres über die Häufigkeit und Stärke solcher Unterschiede der Regenjahre in den einzelnen Landschaften festzustellen. Einstweilen wissen wir nicht mehr darüber, als dass auch in den am besten bewässerten Landschaften sehr grosse Gegensätze bestehen, eine Thatsache, die ein genaues Studium dieser Verhältnisse um so wünschenswerter erscheinen lässt. Neun Jahre, für die wir für Windhoek das Gesamtergebnis der Niederschläge kennen, zeigen, dass dort vier guten zwei mittlere und



Stausee im südlichen Hererolande.



Stausee im südlichen Hererolande.

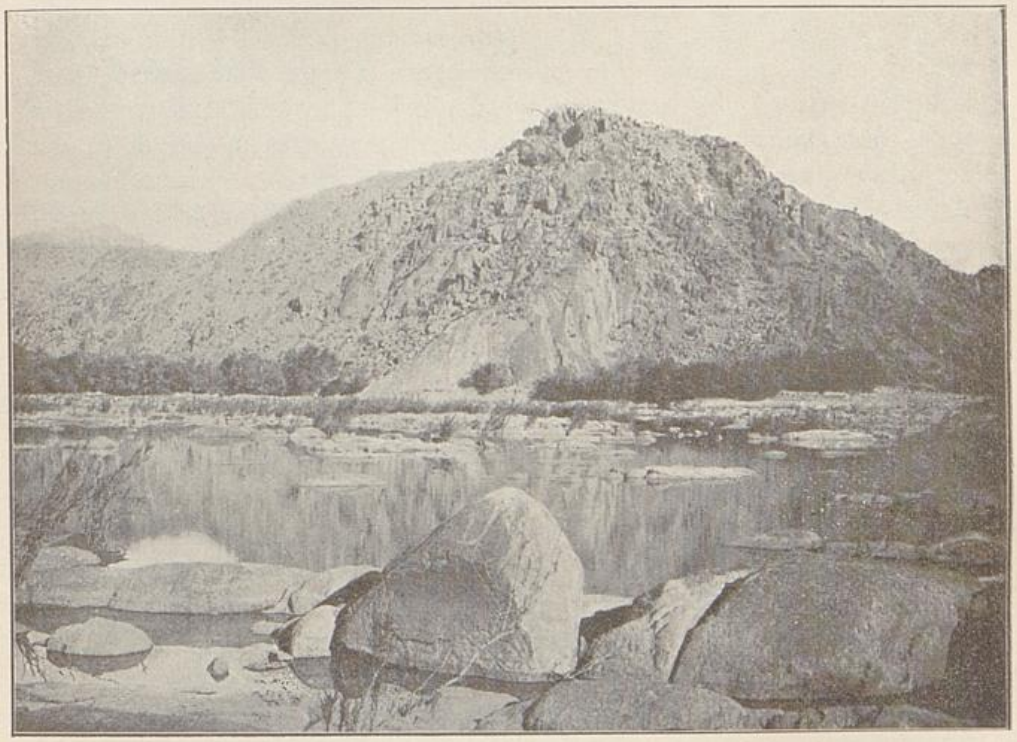
drei schlechte Jahre gegenüberstanden, darunter zwei sehr schlechte. Das Schlimme ist, dass zwar mehrere gute, aber auch mehrere schlechte Jahre aufeinander folgen können, so dass der Nachteil, der schon durch eine einzige ungünstige Regenzeit entsteht, dadurch noch beträchtlich vermehrt wird.

Eine Art Voraussage der Ergiebigkeit der Regenzeit um mehrere Monate scheint mir nach der hier nicht näher zu erörternden Entstehung der Regen in diesen Gegenden ganz gut möglich. Auch auf die Art, wie eine solche Regenvorhersage anzustellen wäre, kann ich mich an dieser Stelle nicht näher einlassen. Die ausserordentliche Wichtigkeit einer solchen aber für die Landwirtschaft brauche ich nach dem Gesagten kaum noch zu erörtern. Wie sehr der grössere oder geringere Reichtum eines Jahres an Niederschlägen in das Gesamtleben der im Schutzgebiet sesshaften Völker eingreift, das zeigt schon die grosse Bedeutung, die sie in ihrer Naivität dem „Regenmacher" beilegen. Von dem Ansehen, das dieser geniesst, liesse sich manch heiteres Geschichtchen erzählen. Aber hinter allem Aberglauben der Eingeborenen ist doch ein sehr genaues Gefühl für diejenige Erscheinung zu erkennen, von der das wirtschaftliche Bestehen des ganzen Landes fast allein abhängt und zu allen Zeiten abhängen wird.

3. Feuchtigkeit und Bewölkung.

Der geringe Wassergehalt der Luft, der sich auch inmitten der Regenzeit feststellen lässt, zeitigt zunächst eine sehr günstige Folgeerscheinung für den Menschen. Die Verdunstung von der Hautoberfläche, die ja wesentlich durch die Dampfarmut der Atmosphäre unterhalten wird, bewirkt durch die mit ihr verbundene Abkühlung, dass man im Schatten und bei genügendem Schutz gegen die Sonnenstrahlung überhaupt die Lufttemperatur nie als so hoch empfindet, wie sie in Wirklichkeit ist. Das Fehlen eigentlicher Schwüle, der drückenden Sommerluft, die wir bei uns in Deutschland nur zu gut kennen, ist ganz wesentlich diesem Umstande zuzuschreiben. Dass die grosse Trockenheit der Luft auch auf die Entwickelung zahlreicher kleinster Krankheitserreger einen hemmenden Einfluss ausübt, dass sie somit auch mittelbar zur Gesundheit des Landes beiträgt, ist mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Nach einer Richtung hin äussert sich diese Eigenschaft der Luft auch in einer äusserlich bemerkbaren Weise, indem nämlich Fäulniserscheinungen weit seltener sind als bei uns und indem bei genügendem und

dauerndem Zutritt frischer Luft selbst bei grösseren Kadavern eher eine Verwandlung in mumienartige Reste als eine eigentliche Verwesung eintritt. Auch der Rost, an der Küste der Schrecken des Europäers, gefährdet im Innern nur in sehr geringem Grade die aus angreifbarem Metall gefertigten Gegenstände. Ja, die Lufttrockenheit wird auf der Reise und im Haushalt von dem alteingesessenen Afrikaner sogar zur Konservierung benutzt, denn das sogenannte Biltong, getrocknetes Fleisch von Wild und Haustieren, verdankt seine Dauerhaftigkeit wesentlich der Ein-



Oranjefluss zur Trockenzeit.

wirkung der trockenen Luft, unter deren ständigem Zutritt es hergestellt wird.

Auf der anderen Seite hat die Feuchtigkeitsarmut der Luft aber auch Unzuträglichkeiten zur Folge. Besonders das Holzwerk hat unter ihr zu leiden, sobald es von auswärts eingeführt wurde. Selbst die aus der Kapkolonie stammenden Ochsenwagen müssen nach einiger Zeit einer Aufbesserung unterzogen werden, wenn die Holzteile namentlich der Räder allzu deutlich die Einwirkung der alles austrocknenden Atmosphäre erkennen lassen. Besonders die aus Europa stammenden Gegenstände leiden unter den Folgen des beschleunigten Austrocknens. Auch am eigenen

Körper vermag man einige weniger angenehme Folgen dieser Einwirkung der Luft festzustellen; besonders gehört hierher das Aufspringen der Lippen und das Rissigwerden der oberen Enden der Fingernägel. Das alles sind indessen kleine Leiden, welche die grossen Annehmlichkeiten der Lufttrockenheit für Mensch und Tier nicht aufzuwiegen vermögen.

Im Winter ist es diese Eigenschaft des Klimas, welche die tiefen Nachttemperaturen und die heftigen Gegensätze zwischen der Tag- und Nachtwärme erst erträglich macht. Schwere Erkältungen, die man bei den oft sehr niedrigen Temperaturgraden für etwas Gewöhnliches halten sollte, sind im Gegenteil ausserordentlich selten, da das fehlt, was die kühle Luft bei uns so unangenehm macht, und da man von nasskaltem Wetter im Innern nur äusserst selten sprechen kann. In einer anderen Beziehung aber wird die Dampfarmut der Atmosphäre geradezu zu einem Segen für das ganze Land, denn sie ist die Ursache des schnellen Austrocknungsprozesses, dem das Gras der Weideflächen unterworfen ist, und der eine Erhaltung desselben weit über die Zeit des Wachstums hinaus zur Folge hat. So ist auch das, was scheinbar einen Nachteil bedeutet und dem an europäische Verhältnisse gewöhnten Auge als solcher erscheint, in Wahrheit ein erneuter Beweis für die Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes in der Natur auch dieses Steppenlandes.

Die Bewölkung des Himmels im Innern ist zwar in den einzelnen Jahreszeiten sehr verschieden, doch auch während der Regenmonate darf man sich den Himmel nicht mit jenen trüben Schleiern bezogen denken, welche bei uns so sehr lange andauern können. Ganz trübe Tage, an denen die Sonne nicht wenigstens während einiger Stunden schiene, sind etwas sehr Seltenes, und in der Regel giebt es auch in stärkeren Regenzeiten Reihen von Tagen, ja von ganzen Wochen, während welcher das Tagesgestirn ungetrübt vom reinsten Himmel herabstrahlt. Denn auch jener weisslichgraue Dunst, der den Tropenhimmel charakterisiert, ist in Südwestafrika unbekannt. Eine wunderbare, tiefe Bläue, wie man sie in Italien und Griechenland nicht schöner und wolkenloser zu schauen vermag, das ist die Färbung des Himmels in dem wunderbaren Hochlande des Innern. Ja, in der Trockenzeit vergehen besonders im Westen und Norden des Landes buchstäblich ganze Monate, ohne dass auch nur ein einziges, noch so schwaches Wölkchen am strahlenden Firmament sichtbar würde. Dann sind die prächtigen und durch kein Gemälde ganz wiederzugebenden Farben des leuchtenden Abendhimmels das einzige, was Abwechselung in das ewig gleiche Bild des Himmelsgewölbes bringt, und dann vermag die ununterbrochene Klarheit wohl ähnliche Wirkungen auf den Beschauer zu äussern, wie eine

lange Reihe von trüben Tagen in Deutschland. Dann giebt es Augenblicke, wo man sich unaussprechlich nach dem Verschwinden der ewigen, ständig durchsonnten Bläue sehnt, und wo das erste düstere Gewölk einen ebenso aufatmen macht, wie bei uns der erste Sonnenstrahl nach wochenlangem Regen.

Im Grunde muss man annehmen, dass die Durchsonnung der Luft ohne längere Unterbrechung durch Wolken eine sehr günstige Wirkung äussert. Denn es ist bekannt, dass die Sonnenstrahlen das beste Mittel zum Vernichten zahlloser Krankheitserreger sind. Spätere, mit Hülfe genauester Instrumente vorgenommene Untersuchungen werden zeigen, dass in dieser Beziehung Südwestafrika den Vorzug vor unseren trüben, europäischen Himmelsstrichen verdient.

4. Gesundheitliches.

Die vorhergehende Auseinandersetzung hat uns bereits von selbst auf die Erörterung gesundheitlicher Fragen geführt, die ja in einem jungen Kolonisationsgebiet noch mehr als in alten Kulturländern in unmittelbaren Zusammenhang mit klimatischen Beziehungen zu setzen sind. Und auf diese Seite haben wir uns im Folgenden wesentlich zu beschränken, da die Behandlung rein medizinischer Fragen Sache des Fachmannes ist. Zur Beachtung aller der Leser, die in ein engeres Verhältnis zu unserer Kolonie zu treten wünschen, sei hier betont, dass in Südwestafrika neuerdings verschiedene tüchtige Ärzte ansässig sind, und dass somit eine sachgemässe ärztliche Behandlung, die früher nicht zu erlangen war, nunmehr durchaus zu den erreichbaren Dingen gehört. Ebenso mag dringend darauf aufmerksam gemacht werden, dass durch eben diese Mediziner von Fach auch Arzneien zu erhalten sind und dass deshalb Vorsicht im Gebrauche nicht von diesen stammender Mittel, besonders solcher von starker Wirkung, obwalten möge. Da aber die Ärzte besonders für den fern von grösseren Orten Wohnenden oder auf der Reise Befindlichen nicht immer erreichbar sind, so wird die Notwendigkeit, auf eigene Hand Medikamente zur Anwendung zu bringen, doch ab und zu an den Einzelnen herantreten. Da ferner mehr oder weniger leichte Verletzungen bei der Art des Lebens in einem derartigen Lande sehr häufig vorkommen, so wird auch deren Behandlung besonders im Beginn sehr oft dem Laien überlassen bleiben müssen. Ich möchte nun in ihrem eigenen Interesse alle diejenigen, die etwa persönlich in unserem Schutzgebiete sich aufzuhalten gedenken, auf den einzig richtigen Weg verweisen, auf

dem sie einer auf alle hierhergehörenden Dinge gerichteten Unterweisung teilhaftig werden können. Mögen sie sich genau von den im Lande ansässigen Ärzten Rats erholen und sich von ihnen gegen die am meisten vorkommenden Krankheiten Massnahmen vorschreiben lassen. Das ist besser, als das Studium populär gehaltener Bücher, die im gegebenen Falle und besonders unter so eigenartigen Umständen, wie sie in einem fernen Lande nun einmal herrschen, den Nichtmediziner gewöhnlich im Stiche lassen.

Während das Schutzgebiet mit Ausnahme der tropischen Flachlandschaft im Norden früher für ausnehmend gesund galt, konnte man in weiten Kreisen unserer Kolonialfreunde vor einigen Jahren plötzlich eine erhebliche Änderung dieser Ansicht feststellen. Während zum Beispiel früher Todesfälle an Malaria selbst im Hererolande unter den Weissen zu den grössten Seltenheiten gehörten, trat zur Zeit, als die Rinderpest im Lande wütete, plötzlich eine Krankheit auf, die man als eine eigenartige, epidemische Malaria auffasste und die auch verschiedene Europäer dahinraffte. Die nicht einmal übermässigen Regenfälle vor dieser Zeit vermögen ebensowenig wie die Umarbeitung des Bodens in Gärten und bei Bauten diese auffallende Erscheinung zu erklären, denn aus denselben Gründen hatte man wohl mit öfteren Erkrankungen an leichten Formen der Malaria auch in früheren Jahren zu rechnen, keineswegs aber mit solchen, die eine besondere Gefahr für das Leben kräftiger junger Leute bedeuteten. Daher ist es wohl richtiger, die fragliche Epidemie mit den Folgen der Rinderpest selbst in Zusammenhang zu bringen.

Ein hervorragender Bakteriolog, Dr. Sander, gleichzeitig ein guter Kenner unseres Schutzgebietes, bezeichnete diese Krankheit geradezu als humanisierte, d. h. in einer bestimmten Form auf den Menschen übertragene Rinderpest. Den Zusammenhang der auffallenden Erscheinung mit der Schädigung aller hygienisch wirksamen Verhältnisse durch die erwähnte Seuche scheint man allgemein anzunehmen. Wie Rehbock mitteilt, wurden die gleichen Erscheinungen auch in den übrigen südafrikanischen Staaten beim Erlöschen der Rinderpest wahrgenommen. Ja, dieser Gewährsmann möchte die Heftigkeit, mit welcher die Krankheit in Swakobmund auftrat, der Lage des Impfkraales oberhalb der Wasserstelle zuschreiben. Bei einer anderen Gelegenheit spricht er von den „allen hygienischen Grundsätzen Hohn sprechenden Trinkwasserverhältnissen“ als der wahrscheinlichen Ursache der bis dahin im Schutzgebiet unbekannten Erscheinung. Man darf daher mit ihm und anderen Kennern des Landes wohl erwarten, dass eine Hebung der Lebenshaltung in hygienischer Beziehung auch in Zukunft nicht nur diese, sondern

auch andere thatsächlich von Zeit zu Zeit auftretende Krankheiten auf ein Minimum beschränken oder ganz verschwinden machen werde.

Dass die tropische Form der Malaria, die man gewöhnlich als die perniciöse bezeichnet, lediglich im Norden des Schutzgebietes vorkomme, betont auch der amtliche Bericht über dasselbe aus dem Jahre 1900, während der im Jahre 1901 ausgegebene bereits festzustellen vermag, dass die Besserung der Wohnungs- und Trinkwasserzustände von segensreichen Folgen für die allgemeine Gesundheit der Europäer begleitet gewesen ist.

Überhaupt sind gar manche Einwände gegen die „früher behauptete" Gesundheit des südwestafrikanischen Klimas, die in der ersten Erregung über jene Krankheiten gemacht wurden, durchaus hinfällig. Was zunächst die Malaria anbelangt, so mögen die Übervorsichtigen, welche jenen Einwand erhoben, bedenken, dass diese Krankheit noch vor wenig mehr als einem Jahrhundert selbst in Deutschland in sehr schweren Formen vorkam und dass sie in manchen Teilen unseres Vaterlandes noch heute zu den Krankheiten gehört, an denen ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz der Bevölkerung leidet. Weiter aber möge man überhaupt nicht dem Klima zuschreiben, was ganz anderen Ursachen zugeschrieben werden müsste. Es spricht im Gegenteil gerade für die ausserordentliche Gesundheit von Südwestafrika, dass bei den Entbehrungen, bei dem Mass von ungünstigen Lebensbedingungen, denen so mancher Reisende und auch mancher Ansiedler besonders in der ersten Zeit, denen endlich ein grosser Teil unserer Schutztruppe ausgesetzt ist, nicht noch viel mehr schwere Erkrankungen beobachtet werden, als es thatsächlich der Fall ist. Mit fortschreitender Besserung der hygienischen Verhältnisse und der Lebensbedingungen überhaupt wird auch unser Gebiet als das gelten, was von den alten Kolonien Südafrikas so oft gesagt wird, als eines der gesündesten Länder der Erde. Dass auch im Hererolande trotz der Gutartigkeit der dort herrschenden Malaria ein verhältnismässig hoher Prozentsatz der Kranken in einzelnen Jahren zu Grunde ging, schreibt der am längsten in der Kolonie thätige Arzt, Dr. Richter, eben der mangelhaften Verpflegung und Unterbringung zu, von der andeutungsweise die Rede war. Nach Richter kommt die echte Dysenterie nur im ungesunden Norden vor, und es sind in den übrigen Teilen des Landes zwar ruhrähnliche Darmerkrankungen und Darmkatarrhe mit leicht typhösem Charakter beobachtet worden, doch traten sie im ganzen recht selten auf. Unmittelbar mit der Landesnatur in Zusammenhang zu bringen sind die rheumatischen Leiden, von denen nur Wenige

ganz verschont bleiben, und die nach der Angabe von Oberstabsarzt Lübbert auch unter den Eingeborenen verhältnismässig oft vorkommen. Dieser giebt die jedenfalls sehr interessante Mitteilung, dass es bei dem häufigen Vorkommen des Gelenkrheumatismus auffällig ist, dass so wenig echte Herzfehler zur Beobachtung gelangen. Zu den ebenfalls mit der Beschaffenheit des Landes in Zusammenhang stehenden Leiden gehören eine Reihe von Entzündungen verschiedener Organe, wie sie Richter besonders als die Folge der beim Reisen in der Regenzeit so oft eintretenden Durchnässungen bezeichnet. Eine richtige hygienische Massnahme wird demnach für Jeden sein, in dieser Zeit das Reisen, soweit thunlich, zu unterlassen und sich auch daheim wenigstens nicht unnötig dem Durchregnen auszusetzen, vor allem aber so schnell wie möglich die Beschaffung trockener Wohnräume anzustreben.

Zahlreiche Augenkrankheiten werden gleichfalls auf die Eigenart der sonnigen und dabei vielfach stauberfüllten Steppenlandschaft zurückgeführt. Sie zeigen ebenso wie einzelne andere Leiden, dass strengste Reinlichkeit hier zu den dringendsten Anforderungen gehört, die man an eine naturgemässe Lebensweise stellen muss. Und das um so mehr, als bei längeren Steppenwanderungen immerhin Tage genug vorkommen können, an denen das vorhandene Wasser zum Waschen nicht reicht.

Von besonderer Bedeutung ist, dass Wunden im allgemeinen leichter und schneller heilen als bei uns und dass jene zahlreichen und zum teil recht unangenehmen Erkrankungen der Haut, welche in der Tropenzone das Wohlbefinden des Weissen so sehr beeinträchtigen können, in diesem Lande kaum vorkommen. Wichtig im Interesse der Einrichtung der Lebensweise ist ferner die Bestätigung der von G. Fritsch ausgesprochenen Ansicht durch Richter, dass das Leben in Südafrika in gewissem Sinne nervös mache. „Der Mangel an Abwechselung und Zerstreuung, an geistiger Anregung, Auffrischung und Ablenkung führt mit der Zeit zu einer Abspannung des Nervensystems und macht den Einzelnen mehr oder minder nervös. Deshalb ist ein ruhiges Temperament und Mässigkeit in Baccho et Venere für jeden, der nach Südwestafrika für längere Zeit gehen will, unentbehrlich.“ Dass dieser Nachteil, der mit der Jugend der Kolonie in unmittelbarstem Zusammenhange steht, soweit er von den angeführten Umständen abhängt, wenigstens für die Bewohner der grösseren Plätze sich mehr und mehr verringern wird, steht fest. Aber auch in einer anderen Beziehung wird die gesundheitliche Bedeutung des Landes an Ansehen gewinnen. Ich meine, dass dies sicher einmal bezüglich der Lungenschwindsucht der Fall sein wird. Wenn heute von den Aerzten, welche das Schutzgebiet kennen,

einem derart Erkrankten von der Reise nach drüben abgeraten wird, so ist das im Hinblick auf alle die Schwierigkeiten, die sich bisher der sachgemässen Unterbringung und Verpflegung selbst gesunder Menschen entgegenstellen, im Hinblick ferner auf die weiteren Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten, die sich aus den heutigen Transportverhältnissen ergeben, nur zu erklärlich und durchaus berechtigt. Später aber, wenn diese Dinge sich, wie zu erwarten steht, geändert haben, wird das Hochland der südlichen Hererogebiete und das Namaland ganz gewiss eine ähnliche Stellung als Kurgebiet für Lungenkranke übernehmen, wie die innere Kapkolonie sie schon lange einnimmt. Auch dort giebt es heftige Regengüsse, auch dort folgen kalte Nächte auf glühendheisse Tage, und doch hat noch Niemand darüber geklagt, dass alle diese Eigenschaften des dortigen Klimas auch nur den geringsten Schaden den aus Europa zugereisten Kranken zugefügt hätten. Allerdings, Tuberkulose giebt es auch in Südafrika, aber unter normalen Lebensverhältnissen gilt von ihr der Satz, den ein trefflicher deutscher Arzt (Dr. Bachmann), welcher vier Jahre in Südafrika weilte, ausspricht, dass „auch ausgedehnte Störungen der Lunge keine für den Patienten sehr wahrnehmbaren Störungen hervorrufen; die Lungenkranken befinden sich in dem Klima meist ziemlich wohl und erreichen auch oft ein höheres Alter".

Eines allerdings wird den Ärzten in der Heimat wie den Kranken selber in dieser hoffentlich nicht zu fernen Zukunft nicht dringend genug ans Herz gelegt werden können. Mögen die erstgenannten raten, und die Behandelten den Rat befolgen, dass sie rechtzeitig den Entschluss zur Ausreise fassen. Von allen Medizinern, mit welchen ich in Südafrika über diesen Punkt gesprochen habe, wurde die lebhafte Klage geäussert: Warum schickt man uns so viel Kranke erst in den letzten Stadien des Übels, zu einer Zeit, in der nichts mehr sie zu retten vermag? Wird dieser Rat indessen befolgt werden, dann werden in späteren Jahren gar manche unserer Landsleute den Segen an sich und ihrer Gesundheit erfahren, den die wunderbare Luft und die bei allem Fortschritt der Kolonisation doch stets urwüchsige Natur einem jeden, auch dem Geringsten, zu spenden vermögen. Und dann wird noch ein anderer Umstand günstig auf die Heilung solcher Bedauernswerten einwirken, dessen Fehlen in den altberühmten Heilstätten am Mittelmeer gar oft Schäden verursacht, die vielleicht nicht jeder, wohl aber der psychologisch gebildete Arzt recht bedenklich einschätzen wird. Ich kann mir nicht versagen, auf diesen von mir auch an anderer Stelle erwähnten Punkt wegen seiner Wichtigkeit für die künftige Bedeutung unserer Kolonie als eines Kuraufenthalts auch hier einzugehen.

Zunächst ist festzuhalten, dass auf einen erst in geringerem Grade von dem Leiden ergriffenen Menschen schon die mehrwöchige Fahrt auf einem bequemen Dampfer ihre wohlthuende und kräftigende Wirkung äussern wird. Die Luft über dem atlantischen Ozean ist selbst im Sommer nicht übermässig warm, und schwere Stürme hat man, wenn das Schiff erst die Passatzone erreicht hat, kaum noch zu fürchten. Ist erst die Seekrankheit überwunden, so tritt unter der Einwirkung der stärkenden Seeluft eine gerade für den Schwindsüchtigen ausserordentlich wichtige Hebung des Appetits ein, den er bei der vortrefflichen Verpflegung an Bord des Dampfers in vollstem Masse befriedigen kann. Und nun die Hauptsache! Er wird sich während des von ihm vorher vielleicht gefürchteten Aufenthalts im südafrikanischen Hochlande beträchtlich wohler fühlen, als wenn er nach Egypten oder Madeira gegangen wäre, ja selbst wohler als in den meisten italienischen Winterkurorten. Wird doch schon der Gesunde bei längerem Aufenthalt in diesen fremdsprachigen Ländern und in einer von der unsrigen so gänzlich verschiedenen Kultur eingenommenen Ländern fremdartig und vielleicht unangenehm berührt, seelisch mitgenommen. Dahingegen findet er in Südafrika eine zum grossen Teil urdeutsche Bevölkerung, in deren Mitte er sich sehr viel freier fühlen wird als unter den erregten, lärmenden und uns doch recht fernstehenden Völkern der Mittelmeerländer. Er findet dort ähnlich behagliche Einrichtungen wie daheim, und er wird wahrscheinlich in kürzester Zeit in der erquickenden Ruhe dieses von Germanen bewohnten Landes viel frischer aufleben als in dem internationalen Trubel der Riviera oder Nordegyptens. Dazu kommt, dass er im schlimmsten Falle, d. h. wenn ihm die Rücksicht auf seine Gesundheit den dauernden Aufenthalt in einem milden Klima nahelegt, in diesen jungen und emporblühenden Staaten viel eher sich eine befriedigende Thätigkeit zu suchen vermag als in jenen Ländern, in denen sich der wirkliche Deutsche doch stets nur als Fremder betrachtet. Was hier wesentlich im Hinblick auf das holländische Südafrika ausgeführt ist, das wird, so hoffen wir, dereinst mit demselben Recht von unserm deutschen Besitz gesagt werden können.

Auf die äussern Verletzungen kann ich mich an dieser Stelle nicht näher einlassen. Nur mag auf die Häufigkeit kleiner Risswunden (durch die zahllosen Dorngewächse des Landes) hingewiesen werden. Von durch Tiere hervorgerufenen Wunden verdienen höchstens gelegentliche Stiche von Skorpionen eine Erwähnung. Aber sie sind selten und keineswegs so gefährlich, wie man bei uns annimmt. Dasselbe, die Seltenheit, gilt von dem Biss der zahlreichen Giftschlangen. Mir ist kein einziger

Fall bekannt, in dem ein Mensch in unserem Schutzgebiet durch eine Giftschlange zu Schaden gekommen wäre. Immerhin muss man sich vorsehen; von den im Notfalle anzuwendenden Mitteln wird Salmiak und hypermangansaures Kali zur Behandlung der behufs des Ausblutens zu erweiternden Wunde sowie der reichliche Genuss stärkster Weine oder auch von Schnaps empfohlen.

Ehe ich dies Kapitel schliesse, möchte ich noch auf eine Frage eingehen, welche von der allergrössten Bedeutung für die Zukunft unseres Schutzgebietes ist. Ich meine diejenige nach einer etwaigen Veränderung des Klimas in historischer Zeit, worunter in diesem Falle eine Verschlechterung desselben namentlich im Hinblick auf die Niederschläge zu verstehen wäre. Fände in der That eine solche noch heute fortschreitende ständige Abnahme des Regens innerhalb unseres Gebietes statt, dann würde man der Kolonie nur die übelsten Aussichten für ihre fernere Zukunft in Aussicht stellen können. Leider wird selbst von Gelehrten diese so oft behauptete Verringerung der Niederschläge als Thatsache hingestellt, wobei dieselben nicht genügend betonen, dass sie eine solche lediglich seit einer früheren geologischen Epoche beweisen können, keineswegs aber, dass sie bis auf den heutigen Tag fortdauere.

Sehen wir uns einmal die angeblichen „Beweise“ für die Ansicht vom Schlechterwerden des südafrikanischen Klimas etwas näher an.

Zunächst eine Anschauung, welche in früherer Zeit von einigen der das Land zuerst durchforschenden Missionare geäussert wurde. Es sollte aus der Arbeit, welche die Ströme des Landes in der Ausarbeitung ihrer tiefen und schluchtartigen Thäler geleistet haben, mit Sicherheit hervorgehen, dass sie ehedem viel beträchtlichere und ständig dem Meere zuströmende Wassermassen mit sich geführt hätten als neuerdings. Nun braucht man aber die Zeiträume, in denen diese zum Teil in uralten Gesteinen befindlichen Thäler sich bildeten, nur sich verlängert zu denken, um ihre Entstehung auch als die Arbeitsleistung der jetzt thalwärts fliessenden Wassermassen sich vorstellen zu können. Denn wenn man der Sache auf den Grund geht, wird man zugeben, dass das Land auch in früheren Perioden der Erdgeschichte nicht den Überfluss an Niederschlägen besass wie einzelne asiatische und amerikanische Gegenden, da ja in der That die Flüsse in der Entwickelung ihres Seitenlandes als durchaus unfertige Gebilde, als echte Steppenflüsse gelten müssen. Zudem aber behauptet ja kein Mensch, dass nicht seit früheren geologischen Zeiträumen

eine Abnahme der Regenmenge stattgefunden habe, und dass die Thäler des Omaruru, des Swakob, des Kuiseb und der übrigen Wasserläufe erst in historischer Zeit, d. h. in den letzten Jahrtausenden, entstanden seien, wird ebenfalls Niemand glauben.

Weiter werden eine Anzahl Beweise angeführt, welche mit den jetzt vorhandenen Wassermengen selbst in Beziehung gebracht werden, und die beweisen sollen, dass die Flüsse seltener vorkommen, dass Quellen versiegen, Sumpfbildungen früherer Zeiten vertrocknet sind und dergleichen mehr. All diese Dinge vermögen noch weniger die pessimistische Ansicht von dem „austrocknenden, aus der Steppe sich in eine Wüste verwandelnden Lande" zu stützen, als die zuerst angeführte Erscheinung. Es ist charakteristisch, dass dieselben Erzählungen von einer Abnahme des jährlichen Wasservorrats in den anderen Ländern Südafrikas, besonders in den inneren Landschaften der Kapkolonie, genau von denselben Folgerungen begleitet, ständig weitergetragen werden. Nun ist aber eine Änderung der Niederschlagsmenge, welche im Laufe weniger Generationen eine Verminderung z. B. der Quellen zur Folge haben könnte, nicht denkbar ohne eine deutliche Rückwirkung auf die Ergebnisse der Regenmessungen. Diese, die in einzelnen Orten des Kaplandes durch nunmehr vier bis fünf Jahrzehnte festgesetzt wurden, zeigen aber alles andere als eine solche Abnahme, die doch bei derartig schnellen Veränderungen wenigstens von Jahrzehnt zu Jahrzehnt deutlich zu bemerken sein müsste. Was das Abkommen der Flüsse anbelangt, so ist aber erstens auf blosse Erzählungen ein sehr geringer Wert zu legen und zweitens mag bei dieser Erscheinung die Einwirkung der längeren, in ihrer Dauer ungefähr einem Menschenalter gleichkommenden Klimaperioden sich geltend machen, die für andere Erdgebiete bereits feststeht.

Auch das Trockenwerden von Sümpfen soll gar nicht bestritten werden. So z. B. habe ich selbst von alten Bastardjägern erzählen hören, wie noch vor etwa vierzig Jahren die Sumpfstrecke unterhalb der Gross-Windhoeker Quellen ein beliebter Wühlplatz der Rhinocerosse gewesen sei, während schon vor einem Jahrzehnt wohl kaum ein derart grosses Tier dort einen genügend grossen Morast vorgefunden hätte. Der Grund dieser Veränderung ist jedoch sehr einfach, und es bedarf zu ihrer Erklärung keineswegs der Annahme einer Abnahme des Niederschlags. Ehedem waren derartige Stellen von Unmassen schilfartiger Riedgräser bestanden, die nach und nach entfernt worden sind. Sie schützten das von den Quellen stammende Wasser nicht allein gegen die Verdunstung, sondern sie hinderten gleichzeitig auch den Abfluss, so dass also das Verschwinden des ver-

sumpften Bodens nach ihrer Entfernung Niemanden in Erstaunen setzen kann.

Diese Ursache des „Austrocknens" führt mich auf die wahre Ursache der Angaben über eine Klimaverschlechterung. Von einer solchen gilt nämlich für unser Schutzgebiet genau dasselbe, was Professor G. Fritsch, ein hervorragender Kenner Südafrikas, von derselben in Bezug auf ganz Südafrika sagt. Deshalb mögen seine Ausführungen hier unmittelbar angeführt werden. Er macht für die thatsächlich gegen früher ungünstigere Verteilung der Regenwässer die Gestaltung des Landes verantwortlich, mit der dann bei der fortschreitenden Entholzung das immer schnellere Verlorengehen der zu Boden gelangten Wassermengen verbunden ist: „Beim Eintritt der Regen läuft nun der grösste Teil des Wassers . . . . durch das System von tiefen Ravinen in kürzester Zeit nach dem Flusse, stürzt als reissender Strom über die Abfälle der Plateaus und ergiesst sich durch die ausgewaschenen Flussthore (Poort) in das Littorale, ohne dass die oberen Gebiete imstande sind, einen wesentlichen Nutzen von der Himmelsgabe zu ziehen. Die Flüsse bewässern also in Südafrika den Boden weniger als sie ihn drainieren.'

Die Veränderung, welche die Niederschlagsverteilung gegen früher offenbar erlitten hat, ist natürlich die durch den Menschen veranlasste Entblössung des Landes von Holzpflanzen, die seit vielen Generationen den jungen Nachwuchs schädigenden Grasbrände, kurz alle jene Einflüsse, die den ohnedies des Schutzes gegen Wind und Sonnenstrahlung bedürftigen Boden der Steppe mehr und mehr entblösst haben. Damit trat die von Fritsch angeführte Beschaffenheit der Wasserläufe erst so recht in Wirksamkeit, und gleichzeitig trat eine Häufung der den weicheren Boden abschwemmenden Gelegenheiten ein, die besonders in den bergigen Landschaften nicht nur auf das Verhalten von Wasserläufen und Quellen, sondern schliesslich rückwirkend auch auf die die Bestrahlung und Austrocknung hindernde Pflanzendecke schädigend wirken musste. So entstand ein für den Wasservorrat des Landes gefährlicher Kreislauf der Erscheinungen, den ein oberflächlicher Beobachter wohl einer Abnahme des Regens zuschreiben konnte, während in Wahrheit nur die ebenso stark wie früher zu Boden gelangte Wassermenge das Land schneller verliess als ehedem, diesem und seinen Gewächsen und Quellen somit nicht dieselben Vorteile bringen konnte wie in vergangenen Zeitläufen.

Nach all den angeführten Gegenbeweisen schliessen wir uns am besten dem Urteil Gamble's an, das sich zwar auf den

ganzen Süden des Weltteils bezieht, das aber ohne jede Einschränkung auch für unser Schutzgebiet Gültigkeit beanspruchen darf: „Man hört oft behaupten, dass Südafrika austrocknet. Wenn damit gesagt sein soll, dass weniger Regen fällt als in früherer Zeit, so ist die Behauptung nicht erwiesen und wahrscheinlich auch unrichtig.“

Das Mittel aber, auf das die Natur selbst den Menschen hinweist, das Wasser wieder in grösserer Menge im Lande zu halten, das ist, worauf ebenfalls Fritsch bereits in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufmerksam gemacht hat, in einer späteren, weitgehenden Aufspeicherung und Verwertung des unentbehrlichen Elements durch Dammanlagen und Stauwerke gegeben.

Fünftes Kapitel.

Die Pflanzenwelt des Landes.

Man kann sich kaum einen schärferen Gegensatz vorstellen, als den zwischen dem scheinbar ganz nackten Boden der Küstenwüste und den gut bewachsenen Steppen und Buschwäldern im Innern von Südwestafrika. Da die Küstenwüste wenigstens in ihrem äusseren Eindruck und in ihren Lebensbedingungen grosse Unterschiede nicht aufweist, so mag sie hier zuerst berücksichtigt werden.

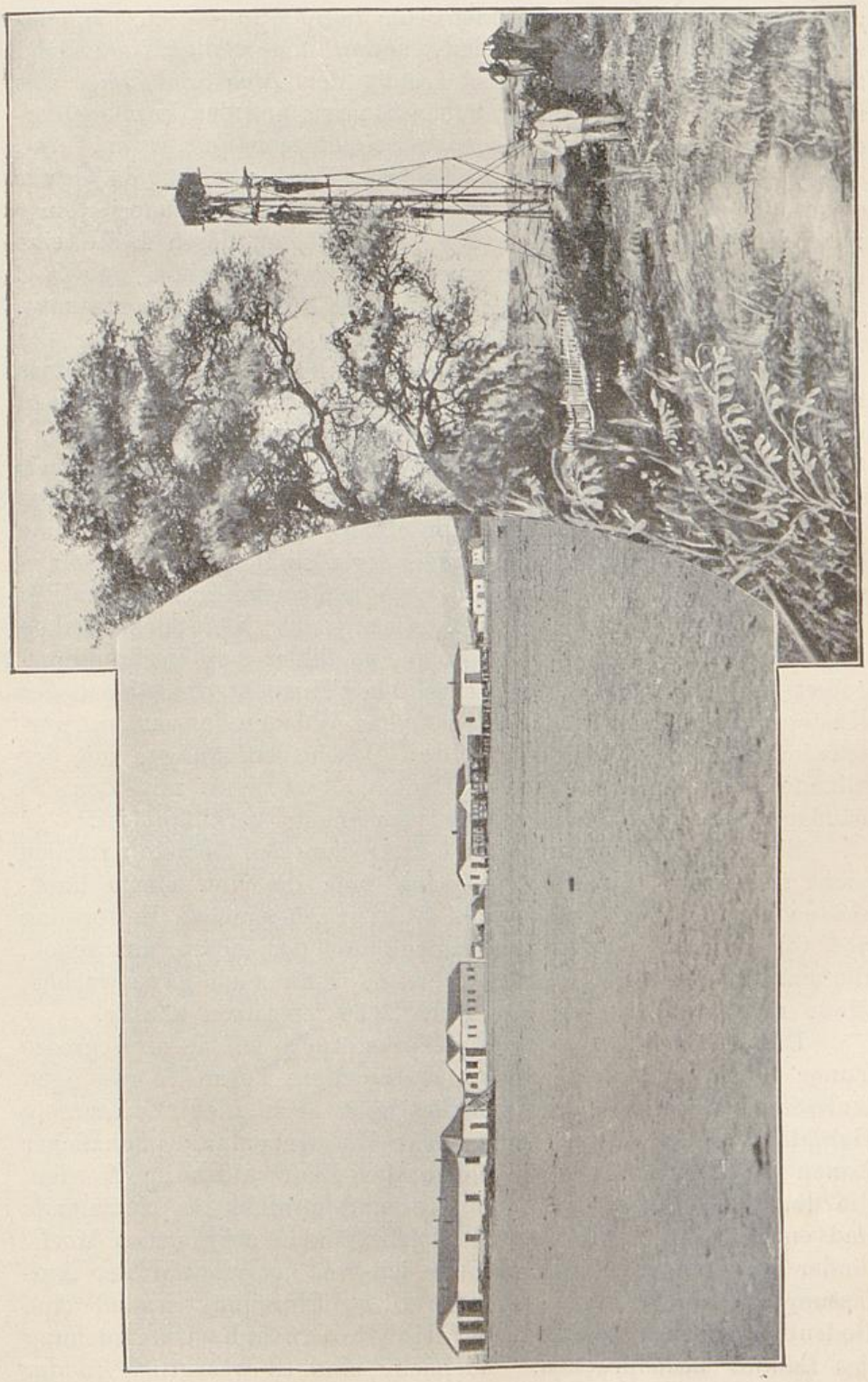
Es muss betont werden, dass es nur ganz wenige Flächen von verhältnismässig geringer Ausdehnung in diesem Gebiete giebt, die man als gänzlich aller Gewächse entbehrend bezeichnen kann. Dahin gehört höchstens ein Teil der auch in ihrem Äusseren sich stetig verändernden Dünen, während der nicht von Sand überschüttete Boden keineswegs so arm an Pflanzen ist wie das Bild, das die allgemeine Vorstellung sich von einer „Wüste" macht. So vermochte Dinter allein in der Umgegend von Swakobmund an 200 Arten zu sammeln, von denen er allerdings nur 40 als einheimisch ansieht, während die übrigen im Laufe der Zeit das Flussthal herabgewandert sind, das wir ja wie die Uferlandschaften überhaupt als eine Übergangslandschaft nach dem Innern, ja geradezu als einen Oasenzug betrachten können. In Lüderitzbucht fand derselbe Reisende etwa 80 bis 100 Arten, die fast alle nicht mit der Flora von Swakobmund verwandt waren. Eine interessante Thatsache, denn sie zeigt uns, wie sogar kleine Verschiedenheiten (in diesem Falle wohl die jahreszeitliche Verteilung der äusserst spärlichen Niederschläge) selbst in diesen öden und eintönigen Regionen ziemlich grosse Unterschiede im Leben der Natur bedingen können.

Der landschaftliche Eindruck dieses Gebiets wird allerdings nur an wenigen Stellen durch die hier lebenden Gewächse beeinflusst. Ausserhalb der Flussthäler ist es wesentlich ein Gewächs, das wegen seiner merkwürdigen Gestalt eine Erwähnung verdient. Bestehend aus einem einer riesigen Rübe ähnelnden Holzstrunk mit zwei lederartigen, äusserst langen und sich

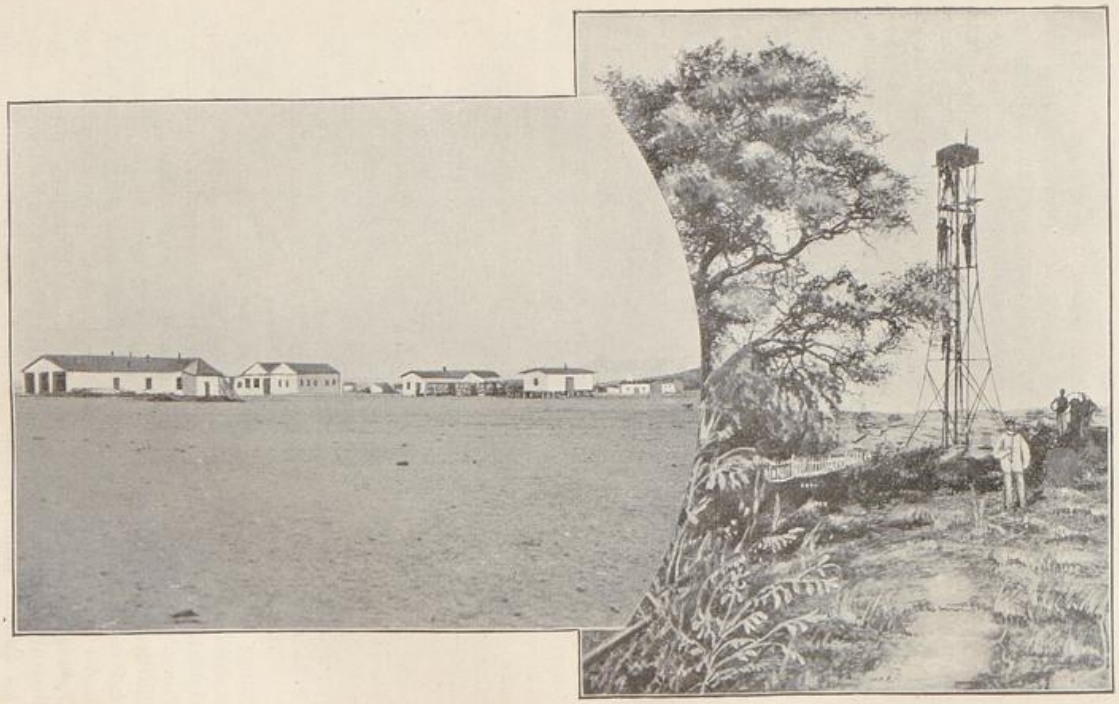
mannigfach rollenden Blättern findet sich diese wunderliche Pflanze, die Welwitschia, auf einzelnen Namibflächen, so besonders in der Nähe des unteren Swakobthales.

Die mehr ins Auge fallenden Erscheinungen in diesem Gebiete sind bereits an das Grundwasser gebunden, welches von Osten her unter der Oberfläche nach dem Meere herabsinkt. Dahin gehört auch das Gebüsch von Dawesträuchern, das die Dünen der Kuisebmündung östlich von Walfischbai keineswegs so wüstenhaft erscheinen lässt, wie sie sich von der See aus gesehen darstellen; dahin gehört ferner das einzige nutzbare Gewächs dieser Zone, die Narastaude, deren melonenartige Frucht nebst den Kernen ein für den hier ansässigen Hottentottenstamm der Topnaars äusserst wichtiges Erzeugnis geworden ist. Die Kerne der Narafrucht wurden sogar in grossen Mengen nach Kapstadt ausgeführt, und in einem Jahre erreichte der Wert der dorthin verkauften Menge die Höhe von 10 000 Mark.

Da der Südhälfte des Küstenlandes die im Norden häufiger vorhandenen Flussmündungen fehlen, so ist klar, dass derartige Oasen innerhalb der wirklichen Wüste mangeln, und dass die Pflanzenwelt dieser Strecke höchstens vom Süden her manches wenig hervorragende Gewächs erhalten hat. Aber auch die Flussvegetation entwickelt sich verschieden je nach der Wassermenge, welche der unterirdische Lauf des Stromes in der Trockenzeit zu Thale führt. Als charakteristisch in dieser Beziehung kann man das Thalbett des Swakob ansehen, in dem sich schon in der Nähe des Meeres eine kräftigere Vegetation entwickelt. Thalweitungen wie diejenigen von Nonidas und Kanikontis erscheinen trotz des Fehlens hochstämmiger Gewächse wie eine gute Buschweide im Innern, und da, wo durch die höher werdenden Bergwände erst ein Schutz gegen die unmittelbare Einwirkung der Seeluft gegeben ist, befinden wir uns inmitten einer üppig bestandenen Fläche. An der Seite und auf dem aus dem blendend weissen Flusssande aufsteigenden Schwemmlande erhebt sich dichtes Gestrüpp über dem Ufergrase, unter dem Buschwerk fällt besonders der Ebenholzbusch in die Augen, und über alle anderen Gewächse erheben sich stolz die mächtigen Stämme und die riesigen, einen dichten Schatten spendenden Kronen der herrlichen Anaakazie. Ihre sichelförmigen, braunroten Schoten bedecken zu gewissen Zeiten in Masse den Boden, ein sehr beliebtes Futter für das Vieh. Aber nur zu schmal sind diese schönen Thäler, und beim Emporsteigen auf die Hochfläche durch eines der engen Seitenthäler verschwindet wie mit einem Schlage die kräftige Vegetation des Hauptflusses. Und während diese uns immerhin die Pflanzenwelt der Heimat vorzutäuschen vermag, befinden wir uns jetzt plötzlich inmitten einer gänzlich fremd-



Blick auf die Trockensteppe bei Jakalswater.



Blick auf die Trockensteppe bei Jakalswater.

artigen Welt. Zwar, die vereinzelten Kameldornbäume (richtiger als Giraffenakazie zu bezeichnen), die bereits in diesen schluchtartigen Nebenbetten sich finden, muten uns weniger auffallend an als die echt afrikanische Gestalt der Aloe dichotoma mit ihrem kahlen, mehrere Meter hohen Stamme und den kronleuchterartig über ihn hinwegschiessenden Seitenarmen und Ästen.

Dass es an feinen und zierlichen Formen selbst in dieser starren Einöde nicht ganz fehlt, zeigt das Vorkommen einer reizenden kleinen Pflanze an den Felsgehängen, deren Blüte eine gewisse Ähnlichkeit mit der unseres Edelweiss besitzt, nur dass aus den sammetweichen Blättern ein rotes Sternchen hervorschaut.

Die Gewächse dieser Zone erinnern nach Schinz an die der Wüstenlandschaft in der Nähe von Angra Pequena, nur dass hier die Mischung mit aus dem Innern herabsteigenden Formen natürlich nicht bis in grössere Küstennähe reicht. Auch Schinz bezeichnet als das Grenzgebiet der Küstenzone das Übergangsland, auf dessen Flächen ein jedem Reisenden sofort auffallendes Gewächs sich findet, der sogenannte Melkbosch (Milchbusch), eine bis zu drei Metern hohe Euphorbie, deren grünes Astgewirr einen merkwürdigen Gegensatz zu den noch mehr oder weniger kahlen Ebenen bildet. Da in seinem Bereich in der Nähe des Swakob auch die ersten Grasfelder beginnen, so bildet sein Verbreitungsgebiet auch in wirtschaftsgeographischer Hinsicht die Grenze der Küstenzone, in der jene Reihe von Wüstenpflanzen zu verschwinden beginnt, welche in ihren Daseinsbedingungen mit der klimatischen Eigenart dieser Region, besonders mit den so häufigen Nebelniederschlägen, auf das engste verknüpft ist.

Eine genaue Grenze lässt sich für derartige Gebiete natürlich nicht festsetzen. Indessen ist auch hier die von einem Fachmanne von der Bedeutung eines Schinz angegebene Entfernung von 60—80 km als übereinstimmend mit derjenigen anzusehen, die man für die Wüste und das bereits, wenn auch in schwachem Maße nutzbare Land auf der Hochfläche festsetzen könnte.

Das Innere von Südwestafrika möchte ich in drei grosse Zonen teilen, und zwar auf Grund derjenigen Form des geselligen Auftretens der Gewächse, welches auch dem nicht fachmässig Gebildeten ohne weiteres Anlass zur Unterscheidung pflanzlicher Zonen giebt. Es sind die Zonen des Laubwaldes im Norden, die der Dornbuschwälder im Herero- und nördlichsten Namalande und endlich das Gebiet der an Holzbeständen sehr armen Hochländer im Süden. Dabei möchte ich von vornherein der Auffassung entgegentreten, als sollte diese Einteilung irgend eine Bedeutung für die wissenschaftlich-botanische Untersuchung des Landes beanspruchen. Vielmehr sind es wesentlich in der Entwickelung begriffene wirtschaftliche Gebiete, denen diese drei

Formen des kräftigeren Pflanzenwuchses angehören, und darum möge man dieser Einteilung vom Standpunkte der Wirtschaftsgeographie aus zu Gute halten, was ihr an wissenschaftlicher Genauigkeit abgeht.

Die Tropenlandschaft der Nordebenen ist die einzige, in der uns diejenigen Pflanzenformen begegnen, mit deren Gestalten der Europäer sich die afrikanische Landschaft, wenn auch sehr mit Unrecht allenthalben erfüllt denkt. Mir kam einst in einem Daheimkalender ein Bild zu Gesicht, das die Flaggenhissung in Angra Pequena zum Gegenstande hatte, und das mit seinem üppigen Pflanzenwuchse und seinen Palmenwipfeln nichts klarer vergegenwärtigte als — die gänzliche Unkenntnis der Herausgeber beziehentlich unserer überseeischen Besitzungen. Hätten sie es als eine Landschaft aus dem äussersten Norden der Kolonie bezeichnet, so hätte es wenigstens nicht so falsche Vorstellungen bei vielen Tausenden biederer Leser hervorrufen können. Dort, nördlich vom 18. Breitengrade, finden sich, und zwar vorwiegend in der Nähe der menschlichen Werften, die ersten Bestände der im tropischen Südafrika verbreiteten Hyphaenepalme, dort erscheint auch, wenngleich nicht in so mächtigen Exemplaren wie im zentralen Afrika, die Adansonie oder der Baobab, dieser Charakterbaum der tropischen Savanne, der eben hier seine besten Lebensbedingungen noch keineswegs erfüllt sieht.

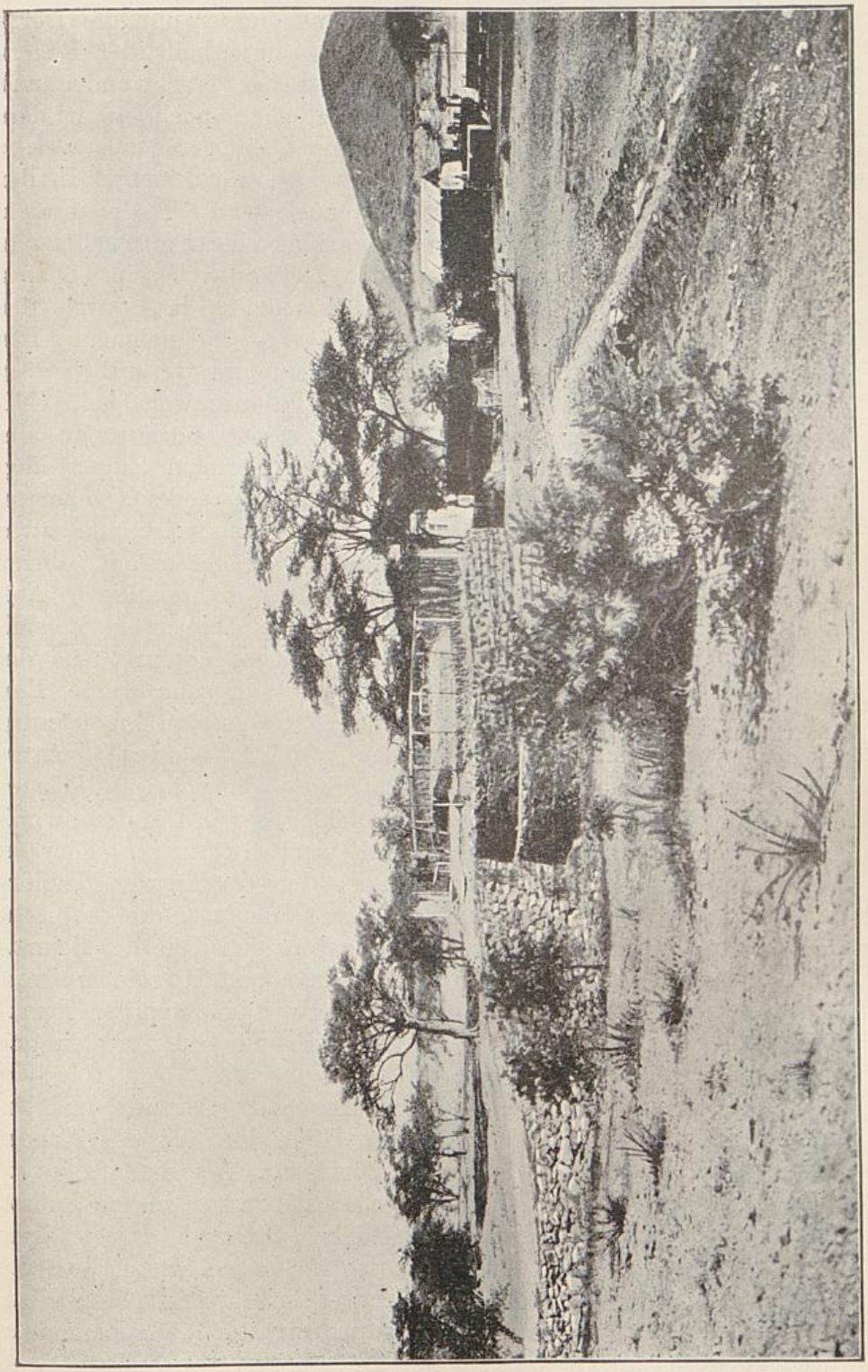
Obwohl natürlich auch die Akazie des Steppengebietes in diesen Ebenen des Nordens vorkommt, giebt es dort doch Wälder mit mächtigen Stämmen, denen selbst tropische Schlingpflanzen nicht fehlen. Besonders üppig tritt diese kraftstrotzende Vegetation nach der Schilderung Schinz' in der Nachbarschaft des Kunene auf. Die echten Wälder finden sich aber hier keineswegs nur in der Nähe der Flüsse, sondern auch in der freien Fläche, und selbst im Norden der Etosapfanne finden sich Wälder abwechselnd mit Waldwiesen. Unter den waldbildenden Bäumen verdient der Mopanebaum eine Erwähnung, der auch im Osten der Kalaharisteppe vorkommt.

Allerdings gewähren auch die Wälder dieses Gebietes nicht stets und zu allen Jahreszeiten dasselbe Bild. In der Trockenzeit ist, wie Schinz schreibt, ein grosser Teil der sie zusammensetzenden Bäume blattlos, und man erhält deshalb von der eigentlichen Dichte des Waldes keinen richtigen Begriff; „ein ganz anderes Bild gewährte er mir in späterer Jahreszeit, als ich dieses Gebiet im Laufe der Regenperiode nochmals besuchte und da erstaunt war ob des prachtvollen grünen Laubdaches, das nur selten einem Sonnenstrahl ungehinderten Durchgang gewährte.“

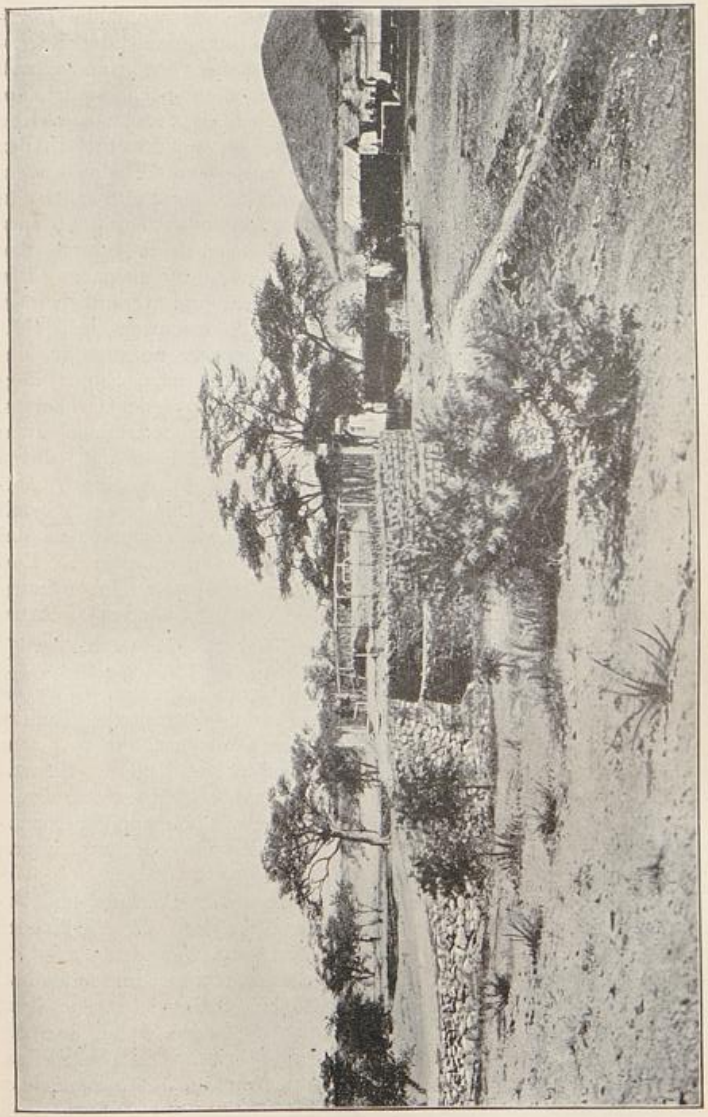
Das Gebiet der Dornenwälder, das man auch als das der Dornbuschsteppe im allgemeinen bezeichnen könnte, und das sich im Süden unmittelbar an die Tropenlandschaft des Ambolandes anschliesst, umfasst den weitaus grössten Teil unseres Schutzgebietes, natürlich mit einer stark wechselnden Häufigkeit seiner Charakterpflanzen. Ehe ich auf diesen Teil des Landes näher eingehe, mag indessen einiges über die Übergangsgegenden zwischen ihm und der Namib gesagt werden.

Bei dem eigenartigen Aufbau des Hererolandes in ziemlich gleichmässig von der Küste her ansteigenden Terrassen, denen höhere, meridional verlaufende Bergketten fehlen, und bei der damit zusammenhängenden allmählich und langsam stattfindenden Änderung des Klimas ist klar, dass auch die Pflanzenwelt nicht plötzlich von der Wüste in das gute Weidefeld der Hererosteppe übergeht, dass sich vielmehr auch dieser Übergang langsam und allmählich vollzieht. In den küstennahen Strichen, in dem Gebiet der bereits erwähnten Milchbuscheuphorbie, sind die Dornbüsche und Bäume zunächst ebenso wie innerhalb der Wüste auf die Flussbetten beschränkt, und das einzige, was auf eine Änderung der klimatischen Verhältnisse hindeutet, ist das Auftreten einzelner magerer Grasflecken, auf denen zuerst ganz vereinzelte Büschel aus der Fläche nackten Bodens hervorschiessen, das aber bald auch grössere Striche bedeckt, ohne indessen sich in jedem Jahre zu erneuern. In besonders günstigen Regenjahren aber dringen diese Gräser weit nach Westen vor und erschweren auf diese Weise die Bestimmung der wirtschaftlich bis zu einem gewissen Grade nutzbaren Grenzzone. Ja, im Jahre 1893, nach einer ganz aussergewöhnlich günstigen Regenzeit, ereignete sich das scheinbar Unerhörte, dass auf der Namib, also mitten in der wirklichen Wüste, Gras in nicht unbeträchtlichen Mengen wuchs, so dass ich weit im Westen der Landschaft noch am Ende des betreffenden Jahres ein ganz gutes Weidefeld fand, wo ich anderthalb Jahre früher nichts als den fast gänzlich nackten Boden erblickt hatte.

Zwischen dem Grase, unter dem sich in dieser Gegend besonders häufig das feine und ein gutes Futter abgebende Taogras findet, zeigen sich natürlich auch andere Pflanzen, unter denen der Hanna- oder Seifenbusch eine besondere Erwähnung verdient. Weiter nach dem Osten zu ist er an manchen Stellen ausserordentlich häufig, und ihm verdankt unter anderem Tsaobis seinen Namen, der nichts anderes bedeutet als „Aschenplatz“. Hier wurde die Asche der Hannasträucher in früherer Zeit von den Ovaherero zur Bereitung von Seifenlauge benutzt, und dieser Verwendung verdankt der Strauch seine holländische Bezeichnung.



Giraffenakazien in der Steppe.



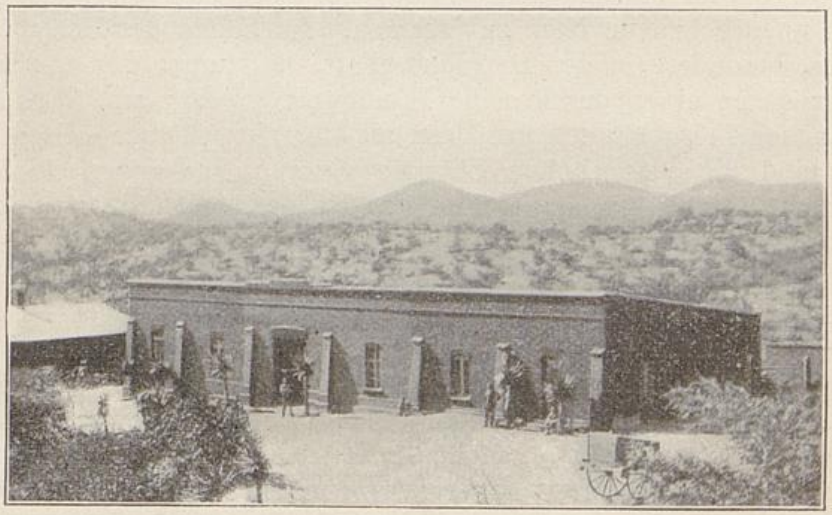
Giraffenakazien in der Steppe.

Erst nach dem Durchwandern einer längeren Strecke gelangt man in ein Gebiet, in welchem das Gras dichter und die Dornbüsche auch in der freien Fläche, d. h. ausserhalb der Regenrinnsale, häufiger werden. Der Melkbusch ist verschwunden und auch die Aloe dichotoma, die vordem sich noch scharf am Horizont abzeichnete, über die Felsklippen emporragend, welche den Weg in der Ferne begleiten, zeigt sich nicht mehr. In der Nähe der Flüsse, deren Seitenland oft ausgedehnte Thalweitungen erfüllen, bildet die Anaakazie und der Kameldorn oft waldartige Bestände, während der Busch an den Abhängen bereits so sehr sich verdichtet, dass es nicht überall möglich ist, durch das Gewirr von dornigen Gewächsen den Weg zu nehmen. Der ganze Charakter des Landes verändert sich, und wesentlich trägt dazu schon der äussere Eindruck der Pflanzenwelt bei. Mit einem Worte, das Übergangsgebiet mit seinen noch mehr oder weniger an die Einöden des Westens erinnernden Zügen liegt hinter uns, und wir befinden uns in der Steppe der Ovaherero.

Das ganze ungeheure Gebiet des Innern weist nun zwar mannigfache Unterschiede in einzelnen Gewächsen auf, denen wir hier begegnen. Auch bleibt die Art des geselligen Auftretens der Pflanzen in diesem Hochlande keineswegs überall dieselbe, ja sie wechselt besonders im Süden, entsprechend der Verschiedenheit des Geländes oft schon auf sehr kurze Entfernungen, indessen bleibt der Grundzug der äusseren Erscheinung doch überall ziemlich derselbe, eben weil die häufigsten Arten uns allgemein wieder begegnen. Das gilt sogar vom nördlichsten Teil dieses Steppenlandes, vom Kaokofeld, wo wir Dornbusch, mit Grasflächen untermischt, miteinander wechseln sehen. Hier ist auch die einzige Stelle, wo man in den geschützten Thälern einiger Flüsse, wohl eben infolge dieses Schutzes, die tropische Pflanzenwelt der Nordebenen in den gebirgigen Teil des Schutzgebiets übergreifen sieht. Im Hoanibthale fand Hartmann vereinzelte Palmen, während am oberen Hoarusib eine üppige Tropenvegetation mit förmlichen Palmenhainen und Galeriewaldungen angetroffen wurde.

Unter den Dorngewächsen überwiegen die Akazien, und besonders die Giraffenakazie oder der Kameldorn der Afrikander tritt sowohl in Busch- wie in Baumform auf. Als Baum zeigt sie sich meist nur an den Stellen, wo Grundwasser vorhanden ist, entwickelt sich dann aber zu stattlichen Stämmen mit schönen und schattigen Kronen. Ihr Holz ist im Gegensatz zu dem des Anabaumes sehr hart und infolgedessen sehr schwer zu bearbeiten, aber dafür auch so zäh und fast unverwüstlich, dass man es ehedem gern zu Tragbalken für die Dächer verwendete, denn nicht einmal die Termite vergriff sich an dem eisenharten, röt-

lichen Kernholze, aus dem auch der Kirri, die furchtbare Wurfkeule der Ovaherero, geschnitzt wurde. Die Dornen der Acacia horrida werden bis zu 10 Centimetern lang, doch sind sie nicht sehr fest mit dem Ast verbunden und in ihrer geraden Form nicht entfernt so lästig wie die mit Widerhäkchen versehenen, ganz kurzen Dornen einer anderen, sehr häufigen Akazie, die an den Gehängen der Höhenzüge bisweilen fast undurchdringlich dichte Bestände bildet. Dies ist die nicht mit den beiden vorigen (Acacia girafae und A. horrida) zu verwechselnde Acacia detinens, welche von den Afrikandern den bezeichnenden Namen „Wachtenbetje", d. i. „Wart ein wenig" erhalten hat. Und in der That führt ungeduldiges Zerren den, der einmal mit einem solchen



Buschbedeckung der Gehänge.

Strauch in zu nahe Berührung gekommen ist, niemals zum Ziele; im Gegenteil, er verwickelt sich nur immer mehr in das dornige Gezweige und kommt schliesslich nur unter Hinterlassung einiger Kleider- und gelegentlich auch einiger Hautfetzen wieder los.

Wie viel Arten von Akazien das Hererogebiet besitzt, steht noch nicht mit Sicherheit fest. Schinz rechnete vor zehn Jahren, dass dieser Teil des Landes von etwa 13 Arten bewohnt sei, während im ganzen Schutzgebiet etwa 20 vorhanden sein mögen. Aber sie sind nicht gleichmässig verteilt, und namentlich der Anabaum (A. albida) ist in seinem Vorkommen auf die wärmeren Flussthäler im Westen beschränkt. Schon wenig südlich von Otjikango, an der Thalweitung der Tabakstuinen, habe ich den letzten stärkeren Bestand gefunden, und ebenso soll er nach der Angabe früherer Besucher des Kaokofeldes (Bernsmann) auch

dort vorkommen; ebenso verschwindet die eigentliche Giraffenakazie nach den Ermittelungen von Schinz im Norden von Omaruru.

Unter den Bäumen, welche im Süden des Hererolandes nicht mehr vorkommen, ist der Omumborombonga der Ovaherero und ein Feigenbaum zu erwähnen (Ficus damarensis), der besonders am Waterberg und am Erongogebirge vorkommt.

Die grössten Buschwälder in der Fläche besitzt wohl das auch mit guter Grasweide versehene nordöstliche Hereroland, besonders die Omaheke (das sogenannte Sandfeld) und die Gebiete, welche bereits Kalaharicharakter tragen. Charakteristisch für die letzteren ist das Vorkommen einer sehr stark wasserhaltigen Melone, der Tsama, deren reichlicher Saft genügt, um in wasserlosem Gebiet sowohl dem Wilde wie auch dem einsamen Jäger das unentbehrliche Nass zu ersetzen. Im Süden des Hererolandes aber, besonders in der Berglandschaft, fällt unter den unzähligen Gewächsen eines durch seine Häufigkeit so sehr auf, dass es an manchen Felsgehängen geradezu als Charakterpflanze gelten kann. Es sind die mannshohen Stämme einer rotblühenden Aloe, die zwischen dem Akaziengebüsch der Pflanzenwelt ein fremdartiges Aussehen verleiht.

Das Gras dieses ungeheuren Gebietes, das zwar überall in vereinzelten Büscheln dem Boden entspriesst, das jedoch streckenweise so dicht und hoch steht, dass man beim seitlichen Hinschauen eine vollständig geschlossene Wiesendecke vor sich zu sehen glaubt, gehört natürlich ebenfalls verschiedenen Arten an. Mehr als diese selbst, welche im Einzelnen noch einer genauen Untersuchung bedürfen, interessiert uns hier ihre Beschaffenheit. Die gelbe Farbe des Grasfeldes unmittelbar nach dem Aufhören der stärkeren Regen, sein Nährwert auch nach dem durch die Luftbeschaffenheit verursachten Austrocknungsprozess haben bereits früher Erwähnung gefunden. Neben den gelblichen, langen Gräsern habe ich im Gebirge der südlichen Hereroländer auch weite Flächen mit einem kurzen rötlichen Grase bestanden gesehen, dem vom Grafen Pfeil nach seinen im Transvaal gemachten Erfahrungen grosse Güte und ein beträchtlicher Nährwert für das Vieh nachgerühmt wurde.

Dass nicht alles Gras durch diese Eigenschaften sich auszeichnet, wird jeder Reisende und Siedler in kurzer Zeit bemerken. So ist namentlich das üppig in die Höhe schiessende Gras der Flussthäler häufig hart und bisweilen überhaupt von geringerem Werte als das feinere Gras der freieren Fläche und der Gehänge der Berge. Denn an feuchteren Stellen wird das Gras in Südwestafrika gerade so gut wie bei uns in Deutschland bisweilen sauer, und es muss schon als ein Vorzug unserer Kolonie be-

zeichnet werden, dass nach der Aussage von Transvaalburen und Jägern im deutschen Gebiet saure Gräser in viel beschränkterem Umfange angetroffen werden als in der südafrikanischen Republik.

Gerühmt wegen ihrer Dichte und ihres Wertes als Futtergegend werden von fast allen, welche sie kennen lernten, die Grasfelder innerhalb der Buschsteppen der Kalahari, wie denn auch nach dem äusseren Bilde ihrer Pflanzendecke diese weite Landschaft alles andere eher ist als eine Wüste.*)

Je mehr wir uns den Gegenden am Wendekreise nähern, um so mehr beginnt auf den freien Flächen die dichte Buschwaldung einer lichteren Vegetation zu weichen und auf weite Strecken vermag man schon auf dem Khomaslande und auf den welligen Hochstrecken zwischen Windhoek und Seeis, mehr aber noch im Bastardlande, den Blick über ziemlich offenes Grasland schweifen zu lassen, aus dem mehr einzeln stehende Büsche und in feuchteren Niederungen mehr nach Art der Savannenbestände zu kleineren Gruppen vereinigte Bäume als ein eigentliches Dickicht die im Winde wogenden Grasmassen unterbrechen. Auch häufen sich hier und besonders im Bastardlande bereits jene niedrigen, 0.5 bis 1 m hohen dornlosen Büschchen, welche unter dem Namen Brackbusch und Rhenosterbusch in ganz Südafrika bekannt sind und die ein anerkannt gutes Futter namentlich für das Kleinvieh abgeben. Südlich vom Rehoboth endlich verändert sich das Bild immer schneller, und bald findet man den Baumwuchs und die kräftigeren Buschwäldchen wesentlich auf das Niederungsland in der nächsten Nähe der Flüsse beschränkt.

Damit haben wir das dritte der Gebiete erreicht, die wir, von wesentlichen Erwägungen ausgehend, im Innern des Schutzgebietes in seiner Pflanzenwelt zu erkennen vermögen. Dichte Bestände von Holzpflanzen gehören hier zu den Seltenheiten, worauf schon Andersson aufmerksam machte, der die Grenze zwischen den beiden Vegetationsgebieten zwei bis drei Tagereisen südlich von Rehoboth, also etwa in die Zone von $23^1/_2{}^0$ bis $24^1/_2{}^0$ s. B., verlegt. Im inneren Namalande aber verteilen sich die Pflanzentypen nach Schinz innerhalb des von Sedimentgesteinen erfüllten Gebietes dermassen, dass „der Busch auf die grundwasserarme Hochebene, auf die Tafelberge, die Grasflur in die jene durchfurchenden breiten Erosionsthäler verwiesen wird; die tiefsten Punkte der letzteren endlich werden von Baumgruppen beansprucht.“

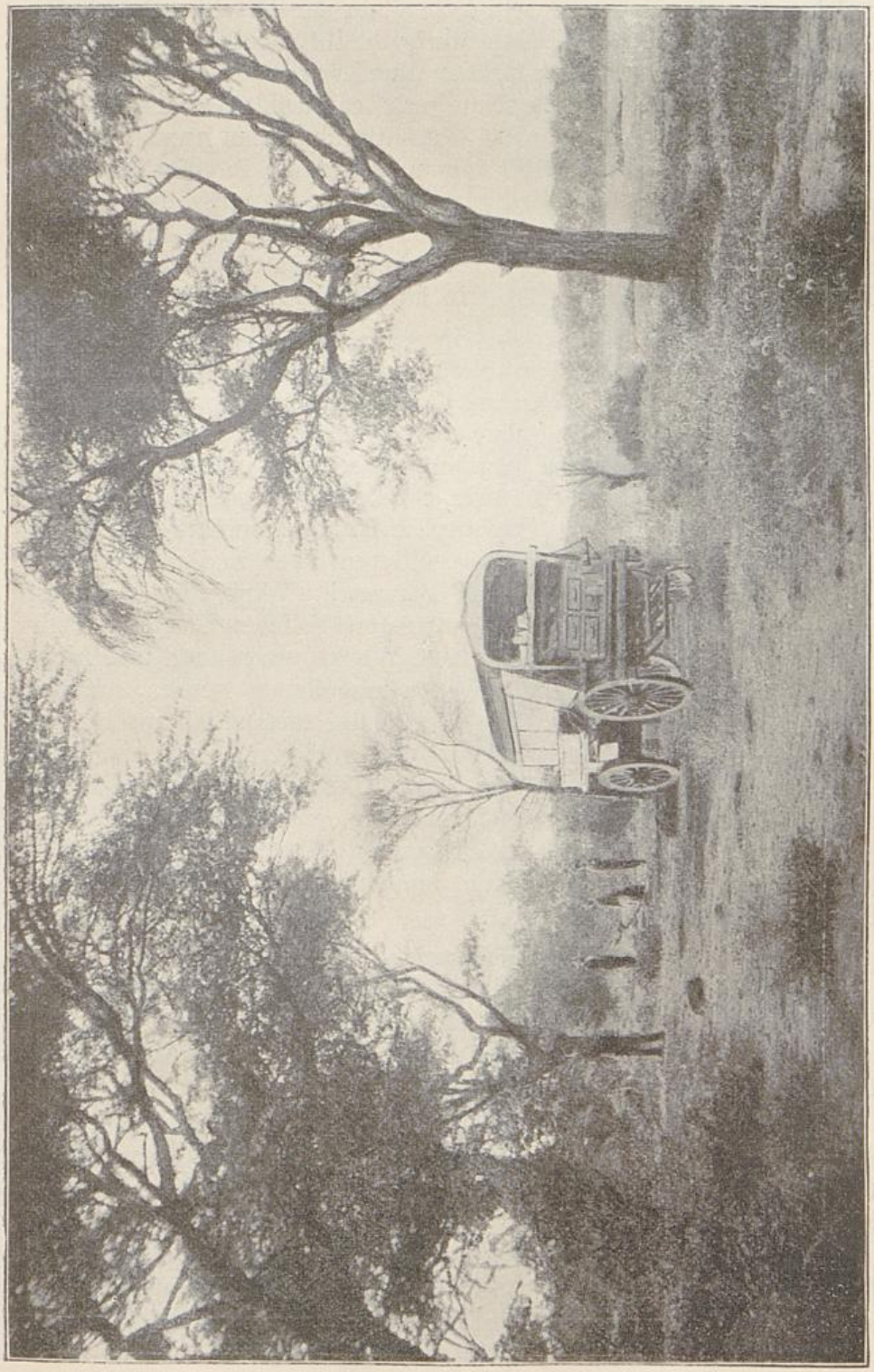
---

*) Zu unserer Freude beginnt denn auch die geradezu widersinnige Bezeichnung dieser riesigen Steppe als einer „Wüste“ mehr und mehr von unseren neueren Karten zu verschwinden.

Natürlich dringt auch im Namalande in den wasserreicheren Gegenden eine ziemlich kräftige Pflanzenwelt beträchtlich nach Westen vor. So fand Fleck im Thale des oberen Tsauchabflusses noch ungefähr unter 16° ö. L. ziemlich häufig Exemplare einer mächtigen Ficusart neben anderen Bäumen und Sträuchern und ausserdem reichlichen Graswuchs, der sich in diesem Gebiet allerdings auf das Thal beschränkt, während die ausserhalb desselben sich ausdehnenden Flächen vielfach nur noch eine recht ärmliche Bedeckung mit Gewächsen aufwiesen. Man kann demnach hier schon in ähnlichem Sinne von Oasenthälern sprechen wie bei Betrachtung des Pflanzenwuchses am Swakob westlich von Otjimbingue. Immerhin entspricht die Entfernung dieser Landschaft vom Meere aber auch etwa der Gegend von Tsaobis im Hererolande. Dass das unzugängliche und einsame Westgebiet des Namalandes aus dem Verkehr fast ganz ausscheidet, das liegt eben an dem völligen Mangel solcher besser bewachsenen und nach Westen strebenden Thalzüge, da südlich vom 24.° die Wasserarme von Bedeutung vorwiegend in nordsüdlicher Richtung verlaufen.

Der Oranjefluss lässt endlich noch einmal eine kräftigere Ufervegetation gedeihen, die einen um so auffallenderen Eindruck macht, als die Hochlandschaften zu beiden Seiten des Thales zu den regen- und damit auch pflanzenärmsten des ganzen Innern von Südafrika gehören.

Wie steht es nun mit dem Holzbestande dieses grossen Steppenlandes heute im Vergleich zu früheren Zeiten? Man kann, wie ja auch im vorigen Kapitel angedeutet ist, nur sagen: schlechter als damals. Rücksichtslos war namentlich das Vorgehen der Eingeborenen, und was deren den Baumwuchs vernichtende Thätigkeit anbelangt, so höre man nur, was Schinz darüber sagt: „In jeder der vielen Hunderten von Werften der Ovaherero brennt Tag und Nacht das heilige Feuer, das zu unterhalten die Weiber Tag für Tag Brennholz sammeln müssen. Die Umgegend der Werft mag noch so holzreich sein, nach kaum zwei Jahren wird sie dennoch im Umkreis von einer Stunde, nach einem Dezennium entsprechend weiter, kahl rasiert sein. Die Büsche werden umgehauen, um die defekt gewordene Dornhecke auszubessern, die Bäume gefällt für den Hausbau oder um Holz für die Milchgefässfabrikation zu gewinnen. Wo ein gesunder, starker Baum der Axt trotzt, da häuft der Omuherero Brennholz um diesen Stamm und steckt dieses in Feuer, langsam glimmt der Brand weiter, nach Verlauf einiger Tage neigt sich der Riese zur Seite und stürzt, im Falle noch andere Bäume und Sträucher mit sich reissend, zu Boden. Nun, da der Bestand gelockert ist, wagt sich im Winter auch der Steppenbrand, der vorher nur an der



Ufervegetation im Hererolande.

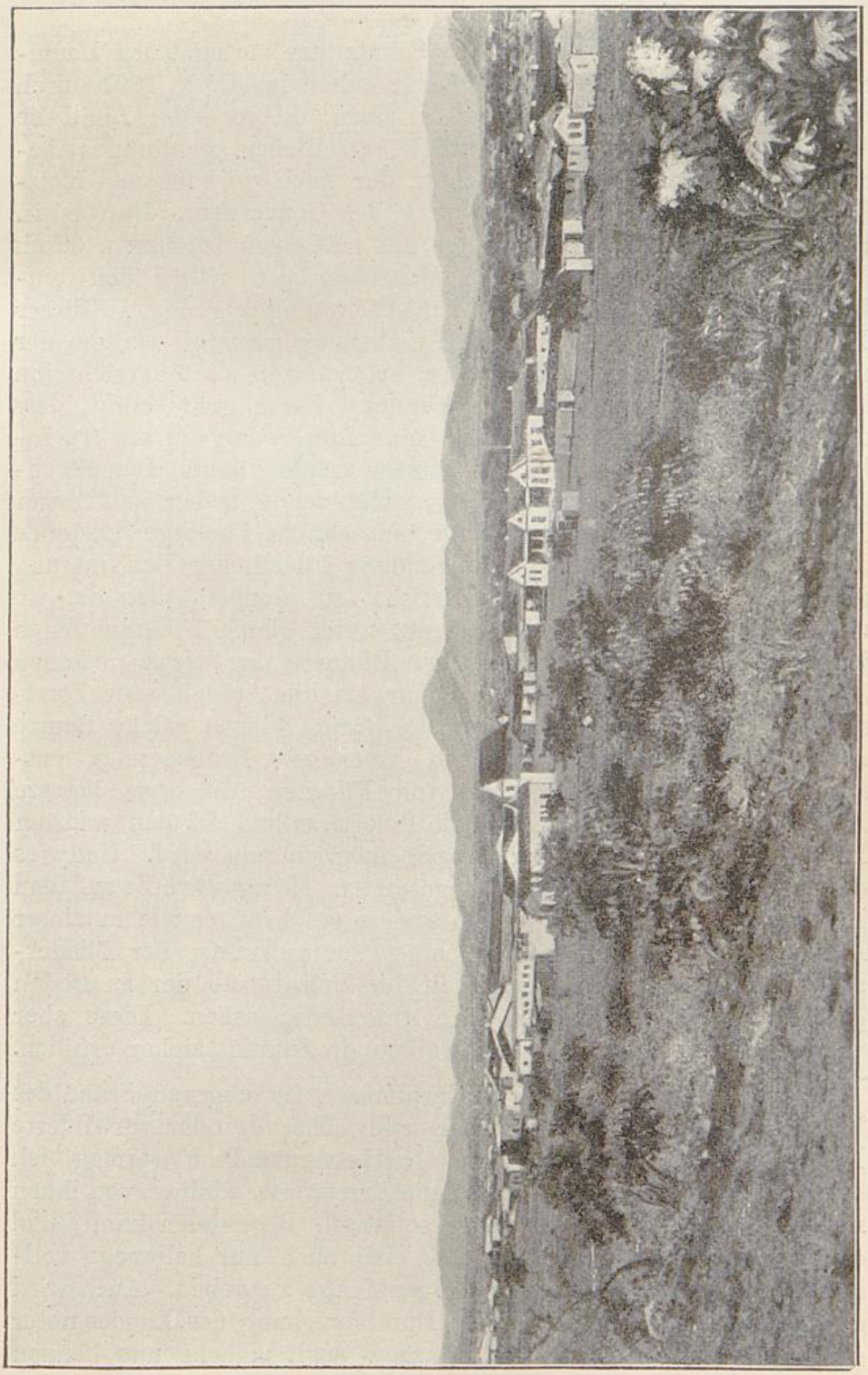
Ufervegetation im Hererolande.

Peripherie die äussersten Büsche beleckte, mitten ins Herz hinein und trägt auch seinerseits sein Scherflein zur Beschleunigung des Unterganges bei. Was noch übrig bleibt, treten die Rinderherden zu Boden, und wo früher Buschwerk war, da ist heute nicht Steppe, nicht Wald. Nun mag es noch so stark regnen, das Wasser fällt nicht mehr auf beschatteten Humusgrund, sondern auf glühend heissen Staubboden und anstatt in die Tiefe zu sickern, wird es sofort wieder verdampft. So muss der Grundwasservorrat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt abnehmen, und damit, nicht aber mit meteorologischen Veränderungen, steht die zunehmende Trockenheit des Schutzgebietes in kausalem Zusammenhang.

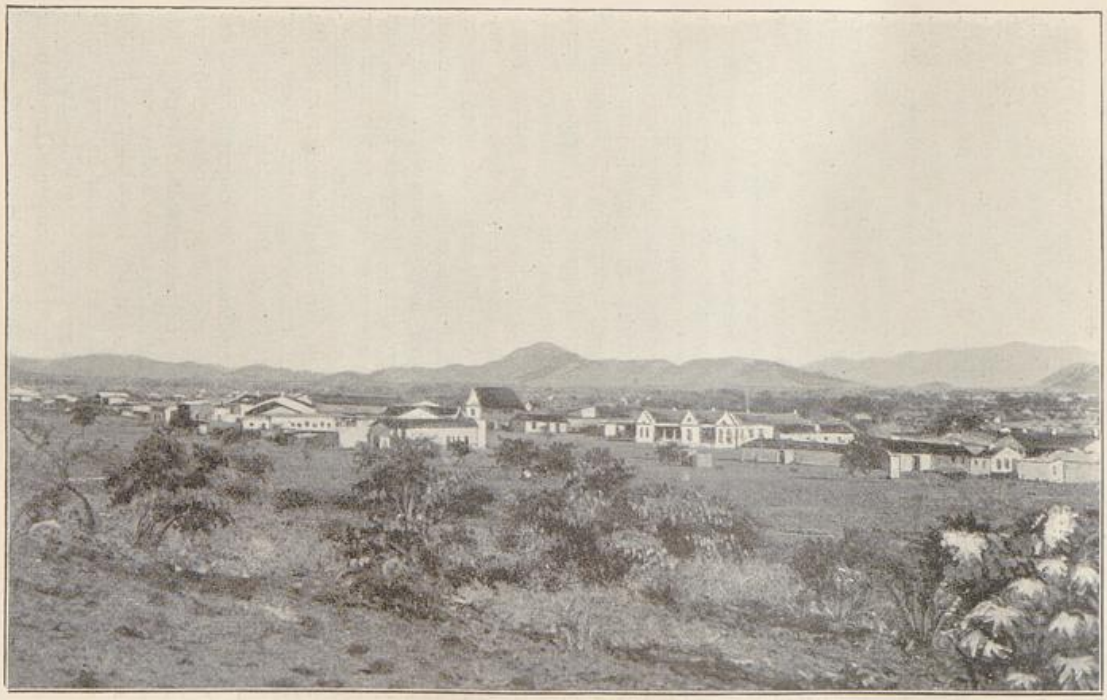
Demselben Schicksal, wie eine einfache Rechnung zeigt, geht das heute noch dicht bewaldete Amboland entgegen. Nimmt man an, dass eine mittelgrosse Ambowerft durchschnittlich aus 600 Pfählen bestehe, und dass von je einem Baume im besten Falle 3 Pfähle gewonnen werden, so müssen, um eine einzige Werft zu erstellen, 200 gesunde Bäume gefällt werden; da nun die Zahl der Werfte in Ondonga z. B. nach meiner Schätzung wenigstens 500 beträgt, so repräsentieren diese in ihrer Gesamtheit einen Verlust von 100 000 Bäumen! Wird dazu noch in Betracht gezogen, dass ein Pfahl unter gewöhnlichen Umständen nur 50 Jahre lang haltbar ist, dass viele Werfte verbrennen und zahlreiche Bäume des Ackerlandes wegen umgehauen werden, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der erstaunlich rasch fortschreitenden Abforstung machen. So sind im Laufe der Zeit Ondonga und Ukuambi bereits ganz, Ukuanjama, Ombandja etc. zu einem grossen Teil entwaldet worden, und dichte Waldungen finden sich heute nur noch im äussersten Westen und Norden, in jenen Gebieten nämlich, die von den Ovambo erst nachträglich in Besitz genommen worden sind.

Aber nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die Europäer machen sich, unbekümmert um die Zukunft, des unvernünftigsten Waldfrevels schuldig; ich erinnere nur an Andersson, der sich rühmt, auf seiner Reise nach dem Okavango ungefähr 200 000 Bäume und Sträucher gefällt zu haben."

Auch die fortschreitende Besiedelung zwang die Europäer, ihren Holzbedarf den im südlichen Hererolande vorhandenen Buschwaldungen zu entnehmen. Dass namentlich in der Nähe grösserer Orte, wie z. B. in der Umgegend von Windhoek, zu diesem Zweck sowie zu dem Massenverbrauch (Ziegelbrennerei, Kraalanlagen u. dgl.) nicht nur die trockenen Äste ausreichten, sondern dass schliesslich auch zahllose frische Pflanzen dem unumgänglichen Bedürfnis geopfert wurden, ist klar. Um so mehr ist zu wünschen, dass die Versuche, den Holzbestand des Landes



Steppe im westlichen Hererolande.



Steppe im westlichen Hererolande.

nicht nur zu erhalten, sondern wieder zu vermehren, von Erfolg begleitet sein möchten.

Was den ersten Punkt, den Schutz der vorhandenen Baum- und Buschmassen, anlangt, so wurde schon im Jahre 1894 durch v. Lindequist eine Verordnung erlassen, die in erster Linie die Verhütung der so ausserordentlich schädlichen Feldbrände beabsichtigt. Einen weiteren Schutz der noch vorhandenen Holzbestände bezweckt eine Verordnung des Gouverneurs Leutwein aus dem Jahre 1900. Neuerdings hat man auch begonnen, durch Versuche festzustellen, was für Gewächse sich neben den einheimischen Holzpflanzen etwa zur Anforstung eignen. In dieser Beziehung muss aber vor einer Anschauung gewarnt werden, der man in den Kreisen unserer mehr begeisterten als unterrichteten Kolonialfreunde nicht selten begegnet. Diese geht dahin, dass man etwa das ganze Land durch eine Aufforstung in ein fruchtbareres und regenreicheres Gebiet verwandeln könne. Demgegenüber ist zu betonen, dass da, wo nicht schon früher natürlicher Baumwuchs vorhanden war, keine menschliche Fürsorge imstande sein wird, Wälder ohne die Anwendung künstlicher Bewässerung zu schaffen. Auch ist es ein Irrtum, zu glauben, dass da, wo ursprünglich Steppenbäume wuchsen, unter gleichen Bedingungen jemals etwas anderes als wieder nur Pflanzen der Steppe gedeihen könnten. Darum kann es auch nur als die Aufgabe der Forststationen bezeichnet werden, in der freien Fläche solche Bäume anzupflanzen, die etwa ähnlich trockenen Erdgegenden entstammen, während der Anbau von Pflanzen, die etwa bessere Nutzhölzer nordeuropäischer Art liefern sollen, in den meisten Fällen nur auf bewässertem Gelände möglich sein wird. Und was die Einwirkung der wieder angesetzten Holzgewächse auf den Regen anbelangt, so wäre es ein ebenso gefährlicher wie nutzloser Irrtum, wenn man von ihnen eine Vermehrung der Niederschlagsmenge erwartet. Einzig in der Erhaltung der zu Boden gelangten Wasserschätze ist ihre Aufgabe zu sehen. Diese aber werden sie zum Nutzen weiter Gebiete in Zukunft sicher erfüllen.

Ehe ich mich zu den Kulturpflanzen im engeren Sinne des Wortes wende, mag einiges über wildwachsende oder verwilderte Nutzpflanzen mitgeteilt werden. Selbstverständlich vermag ich dabei nur einige Gewächse oder die Erzeugnisse einiger von ihnen zu erwähnen, die man als charakteristisch bezeichnen kann, und es ist keineswegs meine Absicht, eine auch nur halbwegs vollständige Liste der hierher gehörigen Dinge zu geben. Auch wird eine immer genauere botanische Durchforschung des Landes unter den ursprünglich heimischen Pflanzen noch manche uns kennen lehren, die in irgendeiner Weise dem Menschen von Nutzen ist.

Selbst in Bezug auf Nährfrüchte ist das Land keineswegs arm. Von der Tsamamelone war bereits die Rede, doch liefert die Steppe auch wirkliche Nahrungsmittel, die alle man ehemals unter dem Namen „Feldkost“ zusammenfasste. Ganz besonders ist es ein kleines Pflänzchen mit zwiebelartigen Knollen, das fast im ganzen Hererolande vorkommt, eine etwa 20 cm hohe Staude, die unter dem Namen Uientjes (Zwiebelchen) überall bekannt ist. Die Knollen wechseln zwischen der Grösse einer Erbse und einer kleinen Kirsche, sind von dunkelbrauner Zwiebelhaut umgeben und werden nicht allein von den Eingeborenen, sondern auch von Pavianen und Perlhühnern mit Vorliebe ausgegraben. Geröstet besitzen sie einen gewissen Wohlgeschmack, und eine von so zubereiteten Uientjes gekochte Suppe erinnert stark an Kartoffelsuppe.

Neben den Uientjes giebt es noch eine Anzahl anderer Erzeugnisse wildwachsender Pflanzen, welche genossen werden, darunter die Frucht eines kleinen Strauches und eine stark Wasser haltende Wurzel.

Neben den als Nahrung zu verwertenden Produkten des Pflanzenreiches liefert die Natur aber auch Stoffe, die offenbar einmal eine Verwendung in grösserem Massstabe im Handel gestatten werden. In erster Linie kommt das Gummi arabicum in Betracht, das von den verschiedenen Akazien, vorwiegend von Akazia horrida, stammt. Leider ist das bisher ausgeführte Harz noch durch mannigfache Mängel minderwertig gegenüber dem Senegal- und dem Kordofanischen Gummi. Einmal ist es nicht hinreichend sortiert, sodann sind die Beimengungen und Unreinigkeiten so viele, dass die Verwendbarkeit dadurch erheblich eingeschränkt wird. So erzielte neuerdings das Kilo auf dem Hamburger Markte einen Preis von nur einer Mark. Eine rationell betriebene Sammelmethode wird aber in dieser Beziehung sicher Abhilfe schaffen können. Dass das Land thatsächlich eine gute Sorte Gummi zu liefern vermag, ergiebt sich daraus, dass bereits vor der beginnenden Ausfuhr nach Deutschland einige offenbar richtig sortierte Säcke der Ware auf den Londoner Markt kamen und dort die Preise der besten Sorten erzielten. Nach den Angaben eines sehr sorgfältigen Beobachters, des Farmers F. Gessert, ist übrigens das Produkt anfangs immer wasserhell, „aber wenn der rote Holzstaub, den die Bohrwürmer bei ihrer Arbeit erzeugen, auf das noch flüssige Gummi fällt, so teilt er demselben seinen Farbstoff mit und modifiziert im Verein mit anderen Fremdstoffen seine Eigenschaften“. Diesem und ähnlichen Übelständen liesse sich jedenfalls durch rechtzeitiges Einsammeln mit Hülfe sorgfältig angelernter Eingeborener wirksam begegnen.

Eine neuerdings eingesandte Probe aus der Gegend von Otavi wurde infolge der Untersuchung von Thoms als den guten Sorten des arabischen Gummis gleichstehend bezeichnet, wenn man eben von den auch dieser Probe anhaftenden Verunreinigungen absieht.

Neben diesen und ähnlichen Erzeugnissen der wilden Pflanzenwelt giebt es Gerbstoffe und andere Dinge, die wohl auch in Europa einer Verwendung im Gewerbe fähig wären. Wir kennen eben bei der Kürze der Zeit, während welcher man sich auch bei uns wesentlich der wirtschaftlichen Untersuchung unserer Kolonien zugewandt hat, all diese Dinge noch zu wenig, um schon jetzt ein massgebendes Urteil über ihren Wert aussprechen zu dürfen. Jedenfalls wird sich noch manches nützliche Gewächs finden, das bis jetzt unbeachtet in den weiten Steppen des inneren Hochlandes von Südwestafrika gedeiht.

Auch der Schatz medizinisch wirksamer Mittel, dessen sich unsere Heilkunde bedient, dürfte durch manches teils schon benutzte, teils noch unbekannte Erzeugnis der Flora Südwestafrikas eine Vermehrung erfahren. Oberstabsarzt Lübbert sagt darüber, dass es feststehe, dass viele der schon jetzt bei den Eingeborenen zur Verwendung gelangenden Pflanzen thatsächlich eine Heilwirkung äussern können. „Nach den bisher gemachten Erfahrungen besteht die begründete Aussicht, dass sich unser Arzneischatz um manchen brauchbaren Körper wird bereichern lassen.“

Noch weniger entwickelt als die Verwertung der Steppenweide zu rationell betriebener Viehhaltung ist die Ausnützung derjenigen Stellen, an denen der Anbau von Garten- und Feldfrüchten möglich ist. Wenngleich mit Ausnahme des Ambolandes fast überall künstliche Bewässerung die Grundlage des Landbaues bildet — von einem Ackerbau in europäischem Sinne kann schon aus diesem Grunde nicht die Rede sein — und obschon die Fläche, auf welcher diese zur Anwendung kommen kann, im Hinblick auf die Gesamtausdehnung des Landes unvergleichlich klein genannt werden muss, so hat der Bodenbau doch zwei grosse Aufgaben zu lösen. Die wahre Ausnutzung des Landes wird in erster Linie immer auf die Viehzucht zurückgreifen, Gärten- und Bewässerungsfelder aber haben zunächst den vegetabilischen Teil der Nahrung zu liefern, der heute nur zu einem Bruchteil im Lande selbst erzeugt wird. Weiter aber müssen sie später, wenn eine umfangreichere Kleinsiedelung mit der wachsenden Bevölkerungsdichtigkeit einmal möglich geworden sein wird, die Erzeugung solcher Früchte übernehmen, die unmittelbar oder nach einer Verarbeitung wertvolle, d. h. also ausfuhrfähige oder infolge ihrer Masse gut rentierende Produkte ergeben.

Die meisten Kulturpflanzen, ja man kann wohl sagen, fast alle Nährgewächse nichtafrikanischen Ursprungs sind erst vor sehr kurzer Zeit in unser Schutzgebiet eingeführt. Mit der fortschreitenden Besiedelung sehen wir die Kultur immer mehr bis dahin nicht angebauter Pflanzen Platz greifen und schon gestattet das Geschehene, sowie ein Blick auf die älteren südafrikanischen Kolonien die Behauptung, dass ähnlich wie im Mittelmeergebiet hier eines jener Gebiete gemischter Kulturen der gemässigten und der subtropischen Zone sich zu entwickeln scheint, das wahrscheinlich dereinst sich durch eine zwar räumlich beschränkte, an Erträgen aber um so reichere Gartenwirtschaft auszeichnen wird.

In erster Linie kommen auch unter den Kulturpflanzen die Nährfrüchte in Betracht. Einzeln aufzuzählen sind diese indessen kaum, da erfahrungsgemäss fast alle im Schutzgebiet angebaut werden können. Seit längerer Zeit wurde im Lande bereits der Mais und der Weizen gebaut; mit der fortschreitenden Besiedelung kamen aber alle möglichen in Nord- und Südeuropa heimischen Gewächse hinzu. Den Anbau von Gerste und Hafer hält F. Gessert für recht gut möglich. Kafferkorn gedeiht zwar im Schutzgebiete wohl an vielen Stellen, dürfte aber in grösserer Quantität später wohl nur im Norden angebaut werden. Hülsenfrüchte scheinen nach häufig gemachten Erfahrungen durch niedrige Luft- und ebenso durch noch niedrigere Bodentemperaturen oft Schaden zu leiden. Von Gemüsen gedeiht die uns Deutschen so unentbehrliche Kartoffel entschieden nicht überall gut, obwohl ihr Anbau an einzelnen Stellen recht befriedigende Ergebnisse lieferte. Wahrscheinlich ist auch, dass eine Erfahrung, die man in vielen wärmeren Gegenden hat machen müssen, auch unseren Ansiedlern nicht erspart bleiben wird, nämlich ein Entarten der Frucht infolge klimatischer Einflüsse, so dass dann eine Neueinfuhr von Saatkartoffeln von Zeit zu Zeit nötig werden würde. Sowohl nach meinen wie nach Leutnant Schwabes Erhebungen gedeihen dagegen ganz vortrefflich einige Gartenfrüchte, wie namentlich Kohlrabi; ferner Rettige, Radieschen, Gurken und andere mehr. Einen Übergang zu den Früchten bilden die Melonen, für deren Anbau das Klima der Kolonie ausserordentlich geeignet erscheint. Auch Tomaten und Pfefferschoten waren stets von grosser Güte.

Diese Aufzählung wird genügen, um zu zeigen, dass auch für die Küche wohl gesorgt ist, vorausgesetzt, dass es an Wasser zum Berieseln nicht fehlt und dass jene Summe von Erfahrungen, welche im Laufe der Zeit auch in diesem Lande bei der Jugend des dortigen, äusserst entwickelungsfähigen Gartenbaues erst noch gesammelt werden muss, richtig verwertet wird. Dass gewisse Fehler erst nach einiger Zeit als solche erkannt werden, weil man eben nicht die Anbaumethoden der Heimat ganz unverändert

auf ein solches Land übertragen kann, ist klar. Ein Beispiel möge dies erläutern. Als wir von Grund aus den Garten des Kommissariats neu anlegten, stellte sich heraus, dass auch bei ganz milder Temperatur viele mit jungen Pflänzchen besetzte Gemüsebeete, denen es an Schatten fehlte, stark unter der Sonne zu leiden hatten. Es war nicht die Temperatur, sondern die auch bei kühlerem Wetter in dieser Meereshöhe (1600 m) äusserst intensive Strahlung, deren Einfluss geradezu ein Versengen vieler kleinen Gewächse europäischer Herkunft zur Folge hatte. Es war mir später von hohem Interesse, auf meiner Rückreise von Professor Schweinfurth zu hören, dass er während eines Aufenthaltes im abessinischen Hochlande ganz Ähnliches in den Gärten der dortigen italienischen Ansiedler beobachtet hatte.

In ganz hervorragendem Maße eignet sich aber das südwestafrikanische Schutzgebiet zur Kultur gewisser Sorten von Früchten. Dass unsere deutschen Obstarten dort, abgesehen vielleicht vom Ambolande, gedeihen können, ist wahrscheinlich, obwohl das Obst auf die Dauer an Aroma ebensogut verlieren dürfte wie in den übrigen wärmeren Klimaten, in denen man es zieht. Wichtiger, besonders wegen ihrer Erträge und wegen der Verwertbarkeit ihrer Früchte, sind dagegen die Kulturgewächse der Mittelmeerzone. Unter den Obstsorten ist es namentlich der Pfirsich, der so recht eine Nationalfrucht des aussertropischen Südafrika genannt werden kann, und mit dessen Anpflanzung bei uns ebenso grosse Erfolge erzielt werden können, wie man sie z. B. in der Kapkolonie verzeichnet hat. Orangen, und in den nicht allzu starken Winterfrösten ausgesetzten Gegenden auch die Zitrone, sind ebenfalls zu den Früchten zu zählen, die in den Bewässerungsgärten in grösster Menge gezogen werden können. In der Kapkolonie verwertet man nicht allein die Früchte dieser Art unmittelbar, sondern man benutzt sie auch zur fabrikmässigen Herstellung ausgezeichneter und durchaus exportfähiger Marmeladen.

Auch die hierher gehörigen Pflanzen können natürlich an dieser Stelle nicht in einer Reihe aufgezählt werden, die auf Vollständigkeit irgendwelchen Anspruch machen kann. Wohl aber möchte ich auf zwei Kulturgewächse etwas näher eingehen, welche, jedes in seiner Art, noch einmal die grösste Bedeutung für das wirtschaftliche Gedeihen unserer Kolonie gewinnen können. Das erste derselben ist die Dattel, die in einer etwas eigentümlichen, wahrscheinlich von den Kanaren stammenden Art bereits in verschiedenen Orten, so in Otjimbingue, in Okahandja, Rehoboth und anderen, vorhanden ist, obwohl von einer wirklichen, mit Rücksicht auf sachgemässe Behandlung, Befruchtung und dergleichen betriebenen Kultur bisher nicht die Rede sein kann. Dass indessen auch die besten Dattelsorten im Schutzgebiet zu ge-

deihen vermögen, das wird nicht allein durch das Vorhandensein dieser Bäume erwiesen, sondern dafür spricht gleichzeitig alles, was wir über die klimatischen, über die Verhältnisse des Bodens, des Grundwasserstandes u. s. w. wissen. Nun wird man vielleicht ein wenig erstaunt fragen, was für einen besonderen Wert man denn dem Anbau der echten Dattelpalme beimessen soll. Die Frage ist leicht zu beantworten.

Zunächst ist die Phoenix dactylifera ein Baum, der eine der wichtigsten Arbeiten überflüssig macht, deren fast alle andern Nährgewächse dringend bedürfen. Sobald man sie nur im seitlichen Schwemmlande der grösseren Flüsse soweit gebracht hat, dass sie über die ersten Jahre hinaus ist, vermag sie mit Hülfe ihres Wurzelsystems dem Boden die nötige Feuchtigkeit zu entnehmen, ohne dass die Anwendung künstlicher Wasserzufuhr erforderlich wäre. Natürlich gilt dies nur von Seitenländereien solcher Wasserläufe, die wie der Swakob und der Omaruru ständig grössere Wassermengen unterirdisch zu Thale führen. An diesen aber sind die beiden Grundbedingungen erfüllt, die ein arabisches Sprichwort einfach genug zusammenfasst: „Die Dattelpalme gedeiht nur, wenn ihr Haupt im Feuer und ihr Fuss im Wasser steht.“ Mit dem „Feuer“ verbunden ist eine zweite, die Beschaffenheit der Luft anlangende Bedingung, die mindestens ebenso wichtig ist wie die Wärme. Die Luft muss arm an Feuchtigkeit sein, soll anders die Frucht in vollendeter Weise reifen. Erinnern wir uns, dass Südwestafrika zu den lufttrockensten Ländern der Erde gehört, so sehen wir, wie auch diese Forderung der Natur durchaus erfüllt ist. Die Bodenbeschaffenheit, für einzelne Pflanzen eher ein Hindernis als eine Förderung, ist für den edlen Baum geeigneter als jede andere, wie denn Th. Fischer in seiner vortrefflichen Monographie über diese Palme sagt: „Was zunächst die ihr zusagende Bodenbeschaffenheit anlangt, so wird schon aus dem Altertum bezeugt, dass sie am besten gedeiht in einem leichten sandigen Boden. Je humusfreier und für andere Gewächse dürftiger der Boden ist, um so besser gedeiht, wenn auch nicht der Baum, so doch seine Frucht.“

Sodann, und das ist meines Erachtens der wichtigste Punkt, ist der Ertrag gerade dieser Phoenixart ein so ausserordentlich reicher wie der weniger anderer Pflanzen. Man denke nur an die nordafrikanischen Oasen, welche dem Anbau der Dattelpalme teilweise ihren Wohlstand verdanken. Es kann für uns keine Frage sein, dass die Gewinnung der äusserst nahrhaften Frucht, von der selbst die Kerne noch als Viehfutter zu verwerten sind, unserem Schutzgebiet sehr grosse Vorteile bringen würde. Die zehn jungen Bäume des Gouvernementsgartens in Otjimbingue haben in einem einzigen Jahre trotz mangelnder Pflege 1000 Kilo-

gramm Datteln geliefert. In Algerien rechnet man sogar bei Besetzung eines Geländes mit Datteln das Zwölffache des Ertrages im Vergleich mit einer Weizenernte von der gleichen Fläche. Von dem sonstigen Nutzen, den der Anbau dieser Palme dem Lande zu bringen vermöchte, will ich nur erwähnen, dass ein von ihr gebildeter Hain den Boden doch mehr gegen die furchtbare Sonnenstrahlung schützt als ein noch so dicht bestandenes Weizenfeld, das vor Beginn der Regenzeit gemäht wird.

Beiläufig mag erwähnt werden, dass auch die echte Feige vorzüglich gedeiht und sehr grosse Massen von Früchten liefert. Von drei oder vier grossen, in Klein-Windhoek befindlichen Büschen wurde mehrere Wochen lang täglich mehr als ein Eimer der wohlschmeckenden und schon wegen ihres Zuckergehaltes nahrhaften Früchte geerntet. Die bisher angestellten Trockenversuche ergaben infolge unrichtiger Methoden zwar kein sehr günstiges Resultat; wenigstens gilt dies von aus Windhoek eingesandten Trockenfeigen. Doch ist bei der Ähnlichkeit des Klimas unseres Schutzgebietes mit dem des innern Kleinasien kaum zu bezweifeln, dass auch diese Pflanze in ihren Früchten ein die Ausfuhr ermöglichendes Produkt erzeugen wird.

Das zweite Gewächs, dem eine grossartige Zukunft vorauszusagen ich nicht anstehe, ist der Weinstock. Dass Wein im Schutzgebiet gedeiht, und zwar dass er sehr gut gedeiht, wissen wir längst aus Erfahrung. Nicht allein in Otjimbingue, wo die Bedingungen für diese Kultur, wie wir gleich sehen werden, besonders günstig sind, sondern auch in Windhoek waren in den ehemaligen Missionsgärten Weinstöcke gezogen, von denen der in Otjimbingue befindliche in einem Jahre an 150 Kilogramm Trauben geliefert hat. Schon die in der Kapkolonie gemachten Erfahrungen lassen darauf schliessen, dass im südafrikanischen Klima der Weinstock viel reichere Erträge liefert als in den meisten anderen Weinländern der Welt. Während in Deutschland und in Ungarn die von einem Hektar Bodenfläche gelieferten Trauben zur Bereitung von etwa 24 Hektolitern genügen, eine Menge, die auch anderwärts nur selten übertroffen wird, ergab ein Hektar am Kap etwa das Dreifache, ja in einzelnen Binnenlandschaften nach zuverlässigen Angaben sogar noch mehr.

Klimatisch eignet sich für den Weinbau in Südafrika am besten ein Winterregengebiet, wie wir ein solches in der Umgegend des Kap der Guten Hoffnung vor uns haben. Je intensivere Sommerregen fallen, um so leichter tritt während der Zeit der Reife Traubenfäule ein und ausserdem kommt hinzu, dass die für die Reben gerade in dieser Periode so wichtige Besonnung in Sommerregengebieten leicht einmal eine längere Unterbrechung erleidet, als für die Frucht erwünscht ist. Der landwirtschaftliche

Beirat des Gouverneurs, Watermeyer, glaubt darum dem Weinbau im Innern Aussicht auf Erfolg absprechen zu sollen. Als Kenner deutscher Weingebiete möchte ich nicht ganz so weit gehen wie er, unbedingt aber gilt von den inneren Gebieten, namentlich des Hererolandes, was ich bereits vor fast zehn Jahren ausgesprochen, dass nämlich diese Gegenden nicht für die Kultur exportfähiger Sorten in Frage kommen können, sondern wesentlich nur einen im Lande selbst zu verbrauchenden Tischwein zu erzeugen vermögen. Dass dies möglich ist, geht aus den beiden Gutachten hervor, die ich bei der Wichtigkeit der Angelegenheit hier mitteilen will und die sich auf eine Sendung des ausserordentlich thätigen und leider zu früh verstorbenen Oberamtmanns Nitze beziehen, die u. a. eine Anzahl Flaschen des ersten in Windhoek und überhaupt im deutschen Schutzgebiet gekelterten Weines enthielt. Über diesen Wein schreibt der Inhaber der bekannten Berliner Firma, der Hoflieferant F. W. Borchardt, dass der zur Probe übersandte Wein aus Deutsch-Südwestafrika seinen Beifall gefunden habe. Er ist „leicht und von Geschmack rein und mild, auch hat derselbe nicht, wie viele anderen Südweine, einen Beigeschmack nach dem Boden oder nach Metallen.“ Auch das Pharmaceutisch-Chemische Laboratorium der Universität Berlin erhielt eine Probe zur Untersuchung, über die sich Professor H. Thoms folgendermassen äusserte: „Der Geschmack dieser Weine, der an den junger hessischer Weine der Bergstrasse oder auch junger elsässischer Weine erinnert, bewies, dass der Wein noch zu „roh“ und zu jung war, um ihn vielleicht in eine Konkurrenz mit guten Weinen Deutschlands treten lassen zu können.“ Dass der Wein noch nicht in jeder Hinsicht befriedigte, schreibt Prof. Thoms der noch nicht hinreichend zweckmässigen Verarbeitung des Mostes und Kellerbehandlung des Getränkes zu. Dass es immerhin möglich ist, eine verhältnismässig leichte Sorte (im Vergleich zu den eigentlichen Südweinen) zu erzielen, mag folgende Zusammenstellung des Alkoholgehaltes verschiedener Sorten zeigen.

Alkoholgehalt in Volumteilen.

Deutsch-Südwest-Afrika	Grünsiegel	10.43 %,
	Gelbsiegel	11.68 %,
Kapweine		14.47 %,
Rheingauer Weissweine		9.90 %,
Pfälzer Weine		10.07 %,
Frankenweine		7.75 %,
Elsässer Weissweine		10.30 %.

Was aber nun die Teilnahme des Weinbaues an der Ausfuhr späterer Zeiten anbelangt, so ist auch für diese jene klimatische Bedingung thatsächlich in gewissen Landschaften erfüllt. Zwar fehlt es an einem Gebiet mit reicheren winterlichen Niederschlägen, wohl aber giebt es genug Landstriche, in denen die sommerlichen Regen so spärlich fallen und auf eine so kurze Zeit beschränkt sind, dass dort jene Schädigungen, auf die Watermeyer hingewiesen, nicht befürchtet zu werden brauchen. Das sind all jene an Wasser reichen, an Regen armen Thalgegenden der grösseren Flüsse des Hererolandes, die sich von der Nebelzone bis ungefähr 200 km aufwärts erstrecken und mit denen vielleicht auch das südlichste Namaland verglichen werden kann. In diesen Landschaften wird es möglich sein, Südweine herzustellen, und ich hege nach den Erfahrungen, die man seit der Einführung einer sachgemässen Behandlung am Kap gemacht hat, keinen Zweifel, dass es auch in unserem Schutzgebiete gelingen wird, jene den echten Portweinen und Sherrys ähnlichen Sorten zu keltern, die infolge ihrer Güte diesen durchaus gleichkommen, ja sie in einzelnen Fällen noch übertreffen. Die Ausdehnung dieser Pflanzungsgebiete aber ist gross genug, um bei den reichen Erträgen Gewähr dafür zu bieten, dass Südwestafrika dereinst den gesamten Bedarf Deutschlands an Südweinen zu decken imstande ist.

In diesen Gegenden wird auch eine weitere Verarbeitung der reifen Trauben noch bessere Ergebnisse liefern, als dies bei einem Versuche in Windhoek der Fall war. Ich meine die Herstellung von Rosinen, die ja am Kap schon vor etwa einem Jahrzehnt in einer Jahresmenge von zwölfhunderttausend Kilogramm erzeugt wurden. Auch über die aus Windhoek stammende Rosinenprobe besitzen wir Gutachten der oben genannten Herren, von denen das von F. W. Borchardt abgegebene lautet: „Die Rosinen sind zwar sehr süss von Geschmack, sind aber gegenüber anderen Traubenrosinen, z. B. aus Spanien, zu klein und zu wenig fleischig. Da nun auch der Gehalt an Stengeln ein zu grosser ist, so möchte ich empfehlen, die Rosinen nicht als Traubrosinen, sondern einzeln gepflückt, also von den Stengeln befreit, in den Handel zu bringen.“

Die Rosinen aus den etwa später angelegten Weingärten in den oben bezeichneten Gegenden werden nach den Erfahrungen, die man mit den Otjimbinguer Trauben gemacht hat, unter dem hier gerügten Fehler weniger leiden, da die einzelnen Beeren dort viel grösser werden als im inneren Hochlande. Für die wirkliche Güte des Produkts, d. h. der Beere als solcher, spricht eine von H. Thoms gegebene Zusammenstellung, die ich wegen ihrer Wichtigkeit ebenfalls an dieser Stelle wiedergeben will.

Nach der von ihm mitgeteilten Tabelle enthalten:

	Wasser %	Traubenzucker %	Asche %
1. Traubenrosinen	23.18	55.62	1.36
2. Trauben von Korinth . .	34.64	53.97	—
3. Trockene Trauben . . .	37.83	54.08	—
4. Traubenrosinen aus Windhoek	20.04	58.70	1.64

Vielleicht wird unser Schutzgebiet später, wenn einmal noch bessere und geschwindere Verbindungen mit Deutschland bestehen werden, auch noch eine andere, meines Erachtens sehr wichtige Rolle als gartenbauendes Land übernehmen, wie sie schon jetzt das Kapland und einige andere englische Gebiete auf der Südhalbkugel Grossbritannien gegenüber inne haben. Die Verschiedenheit der Lage beider auf der Nord- und der Südhalbkugel, die ja eine völlige Umkehrung der Jahreszeiten bedingt, hat natürlich eine ebenso verschiedene Reifezeit für die Früchte aller möglichen Gewächse zur Folge. So nahm vor dem Kriege zur Zeit der südafrikanischen Reife fast jeder Dampfer Mengen von ganz frischem Obst und von Trauben nach England mit, also in Monaten, in denen weder Südeuropa noch Nordafrika solche allerdings als Luxusgegenstand zu betrachtende Ware zu liefern vermochten. Immerhin finden sich in einem grossen und zum mindesten wohlhabenden Lande wie Deutschland ebenfalls genug gut Gestellte, die auch zu höheren als den gewöhnlichen Preisen in der betreffenden Jahreszeit derartige Dinge zu kaufen geneigt sein werden, so dass also auch von unserem Schutzgebiet aus ein derartiger Export sich wohl einmal entwickeln könnte.

Neben den hier behandelten wichtigsten beiden Gartengewächsen giebt es natürlich noch eine Menge von anderen, die einen höheren Wert darstellen, als die auch bei uns gewöhnlichen Kulturpflanzen, und die in unserer Kolonie in grösserer Menge angepflanzt werden können. So gedieh in Windhoeker Gärten der Maulbeerbaum recht gut. Tabak wird zwar bisher nur in sehr geringem Umfange angepflanzt, könnte aber ebensogut wie der wohlschmeckende, aber auch ziemlich schwere Transvaaltabak einen Teil des Verbrauches decken. Als Schattenpflanze an Wasserbecken wird die vielfach verwilderte (Fleck fand sie u. a. am obern Tsauchab) Ricinusstaude bisweilen angetroffen. Gegen die Vermehrung der Opuntien, die man an manchen Stellen als Heckenpflanze trifft, wendet sich Watermeyer, der betont, dass es bei weiterer Ausbreitung dieses Gewächses sehr schwer halte, seiner wieder Herr zu werden.

Eigentliche Plantagengewächse tropischer Gegenden, bei denen ja auch meist mit natürlicher Bewässerung gerechnet werden müsste, werden nach dem bereits Mitgeteilten nur im Norden des Schutzgebietes angepflanzt werden können. Alle Kulturpflanzen der heissen Zone werden aber auch dort nicht fortkommen. So ist mir fraglich, ob für den Kaffee nicht die Nächte selbst im Ambolande noch zu kühl sind. Dagegen glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, dass in dem genannten Gebiet die Baumwolle ein ihr zusagendes Klima findet (mein Freund Rautanen in Olukonda, der derselben Ansicht ist, hat bereits Versuche in dieser Richtung angestellt), während in den feuchten Flusslandschaften im Nordosten ein Versuch mit Zuckerrohr und Reis anzuraten wäre. Jedenfalls vermag auch von manchen unentbehrlichen Bedarfsartikeln das Schutzgebiet wenigstens die eigene Verbrauchsmenge zu erzeugen, während heutzutage auch in dieser Beziehung fast alles aus fremden Ländern kommt und, um nur ein Beispiel anzuführen, Wein und Rosinen aus dem Kaplande, Fruchtmarmeladen ebendaher, Tabak aus Amerika und Transvaal, Reis und Mehl auf dem Wege über Europa, Zucker meist aus Natal, kurz so manches aus Ländern eingeführt wird, mit denen einige Landschaften unserer Kolonie in Zukunft einmal wirksam in Wettbewerb treten können.

Sechstes Kapitel.

Die Tierwelt von Südwestafrika.

Wir kommen nunmehr zu der Untersuchung desjenigen Teiles des südwestafrikanischen Naturlebens, der wohl einen Jeden im höchsten Grade fesseln wird. Giebt es doch kaum ein Gebiet unserer Erde, in welchem in so hohem Grade wie in diesen freien und vielfach offen sich erstreckenden Steppen das tierische Leben geradezu ein wesentlicher Bestandteil des landschaftlichen Bildes genannt werden konnte. Dass es heute anders geworden, ist leider nicht zu bestreiten; gleichwohl sollen die nachfolgenden Ausführungen zeigen, dass die Abnahme der wild umherstreifenden Lebewesen noch keineswegs so arg ist, wie man sich vielfach bei uns vorstellt.

Ich möchte dabei gleich im Anfange dieses Abschnittes auf den Umstand aufmerksam machen, der die Verschiedenheit so mancher von Reisenden stammender Berichte und damit auch zum teil jene Ansicht von einer Art Vernichtung des ehemaligen Wildstandes zur Genüge erklärt. Oft genug findet man in den Mitteilungen selbst scharf beobachtender Forscher die Bemerkung, dieses oder jenes Tier komme in unserem Schutzgebiet nur noch sehr selten und nur in ganz wenigen Gegenden vor, während spätere Berichte von anderen Forschern und von Ansiedlern gerade das Gegenteil besagen. Dieser scheinbar nicht zu lösende Widerspruch erklärt sich indessen sofort, wenn man sich die Art und Weise des Lebens der verschiedenen Berichterstatter vergegenwärtigt. Der das Land durchziehende Forscher mag sich jahrelang in demselben aufhalten, für ihn wird, um ein Beispiel anzuführen, die Untersuchung des Wildstandes schon darum mit der grössten Schwierigkeit verknüpft sein, weil man unterwegs nur rein zufällig mit manchem Wilde, z. B. mit den grossen Räubern aus dem Katzengeschlecht, zusammentrifft. Ganz anders derjenige Europäer, welchen sein Beruf grossenteils in einer bestimmten Gegend festhält und der das Vorhandensein der eben genannten Arten schon an der Vernichtung so manchen Stückes Vieh feststellen kann. So kommt es, dass u. a. der um unsere

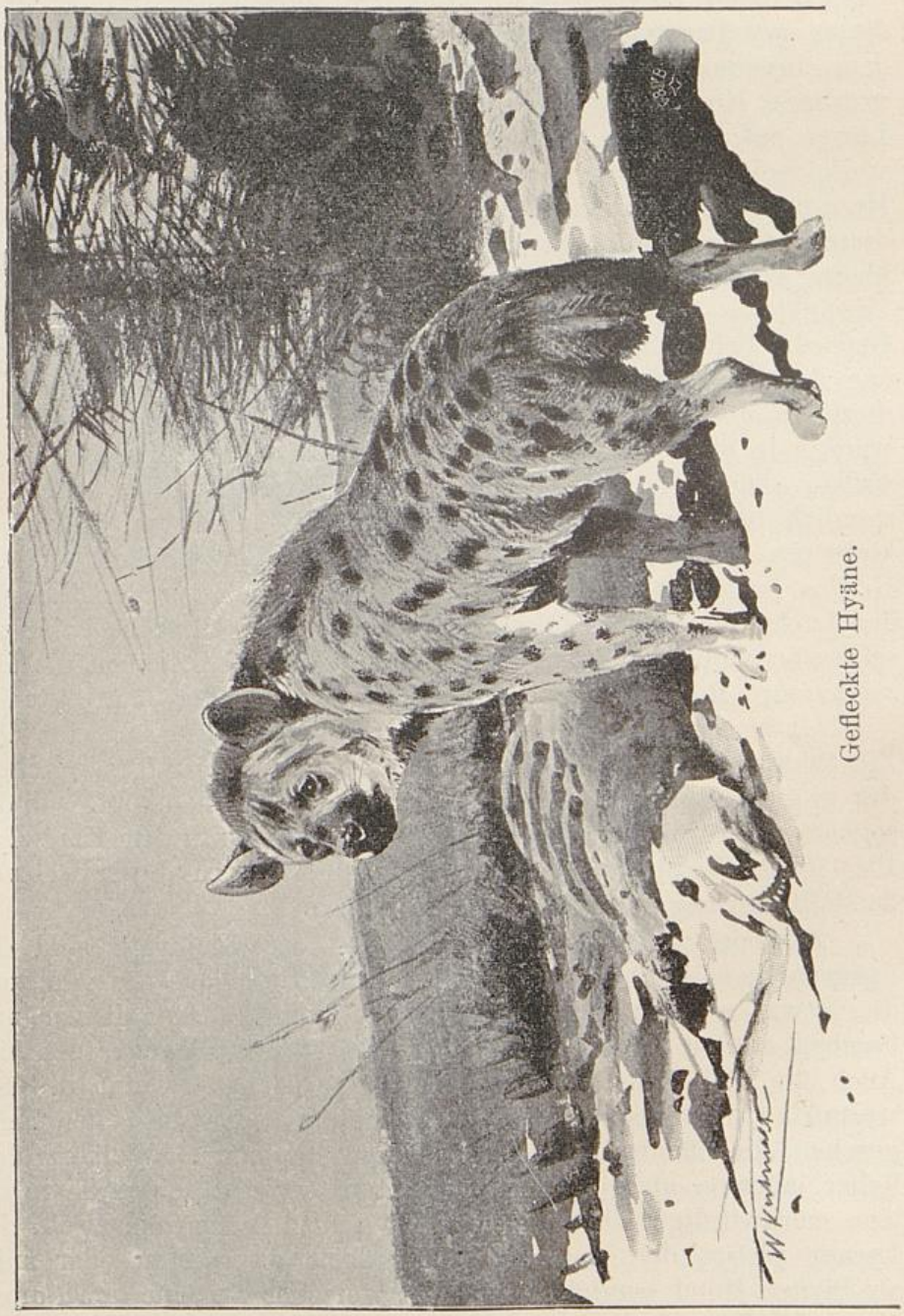
Kenntnis des Schutzgebietes am meisten verdiente Forscher irrtümlich bemerkt, der Leopard komme nur noch in ganz vereinzelten, altersschwachen Exemplaren im Hererolande vor. Wie leicht der Reisende auf einen solchen Trugschluss verfallen kann, vermag ich sehr wohl zu beurteilen, denn auf meinen im ganzen etwa drei Monate umfassenden Wanderungen, die mich öfters in damals sehr wenig besuchte Landschaften führten, habe ich nächtlicher Weile nur zweimal das ferne Geheul eines Leoparden vernommen. Aus der Zeit meines Aufenthalts in Windhoek dagegen sind mir während fünfviertel Jahren mehrere Dutzend Fälle zu Ohren gekommen, in denen auf den verschiedenen in der weiteren Umgegend liegenden Viehposten Leoparden sich bemerkbar machten, und die Leichtigkeit, mit der man für 6—7 Mark sich das Fell eines frisch erlegten Tieres verschaffen konnte, sprach nur um so mehr für ihre Häufigkeit. Auch mit anderem Wilde haben wir dieselbe Erfahrung gemacht; das Haartebeest, von dessen Vorhandensein im südlichen Hererolande die meisten Reisenden nichts berichtet hatten, wurde in den Awasbergen und besonders auf dem Khomaslande damals ziemlich häufig geschossen.

Dass ein reicher Wildstand für ein Land mit verhältnismässig geringer Bevölkerung schon an und für sich einen hohen wirtschaftlichen Wert besitzt, braucht kaum auseinandergesetzt zu werden. Indessen haben verschiedene Gattungen auch einen Wert für die Ausfuhr, und auf diesen aufmerksam zu machen werde ich weiter unten, bei der Besprechung der einzelnen Arten, Gelegenheit nehmen. Auch hier sei indessen die Bemerkung vorausgeschickt, dass es nicht meine Aufgabe sein kann, ein möglichst vollständiges Verzeichnis der hauptsächlich im Schutzgebiet lebenden Tiere oder gar eine mir gänzlich fernliegende zoologische Abhandlung zu geben, sondern dass ich mich darauf beschränken muss, eine Schilderung der wichtigsten dort vorkommenden Arten zu versuchen.

Von Vierhändern ist ausser einer kleinen, in der Nähe des Oranjeflusses lebenden Affenart nur der Bärenpavian in Südwestafrika vorhanden. Er erreicht nicht selten eine bedeutende Grösse und bewohnt in bisweilen sehr zahlreichen Rudeln namentlich die felsigen und bergigen Teile der Hochländer, kommt aber auch in den ebenen Landschaften vor. Die Tiere sind ausserordentlich frech und vermögen, wie vor Jahren in Klein-Windhoek, zu einer wahren Plage für die Gartenbesitzer zu werden.

Fledermäuse giebt es in verschiedenen Arten und an einzelnen Stellen in geradezu fabelhafter Menge. So fand ich eine kleine Art zu vielen hunderten in einem Stollen der verlassenen Matchless-Mine auf dem Khomaslande.

Von grosser Bedeutung für das Schutzgebiet ist das häufige Vorkommen der verschiedenartigsten Raubtiere, da jeder Farmer



Gefleckte Hyäne.

mit durch diese verursachten Viehverlusten zu rechnen hat. Das grösste und gewaltigste der hierher gehörigen Arten, der Löwe, ist zwar gegen frühere Zeiten seltener geworden, allein er ist

keineswegs aus dem Schutzgebiete verdrängt. Im Norden des Hererolandes kommt er noch vor, im Kaokofelde sogar ziemlich häufig, und auch im Osten des Schutzgebietes, in den der Kalahari benachbarten Landschaften, giebt es noch zahlreiche Vertreter dieses gewaltigsten unter den afrikanischen Raubtieren. Auch in dem einsamen und vielfach unzugänglichen Lande, das sich vom mittleren Kuiseb aus nach Süden zieht, halten sich noch heute Löwen auf, und die vereinzelten Exemplare, die ganz ausnahmsweise wohl einmal in die bewohnten Landschaften des südlichen Herero- oder des Namalandes hinausstreifen, dürften eher aus diesem als aus anderen Gebieten stammen. Viel häufiger und überall verbreitet ist der Leopard, in der (falschen) südafrikanischen Bezeichnung gewöhnlich Tiger genannt, und sein Verwandter, der Gepard. Beide machen oft genug von sich reden, und es ist nicht nur das Kleinvieh, sondern namentlich die Fohlen hat man vor diesen Räubern sorgsam zu schützen. Auf einer einzigen Farm wurden in einem Jahre nicht weniger als vier Leoparden neben vielem anderen Raubzeug zur Strecke gebracht. Ihre Grösse ist ziemlich bedeutend. Neben diesen mächtigen Katzen treten die kleineren Angehörigen der Gattung an Gefährlichkeit für die Herden ganz zurück. Unter ihnen erwähne ich nur den Karakal, den Luchs der südafrikanischen Hochsteppen, weil dieses Tier um seines herrlichen, rötlichgelben Felles willen (daher auch die Bezeichnung „Rooikat“, d. i. Rotkatze) eine gesuchte Jagdbeute ist.

Unter den kleineren Raubtieren verdient ferner eine Art Zibethkatze Erwähnung, ebenso ein kleines, wieselartiges Tierchen, das in grosser Menge in selbstgegrabenen Erdhöhlen lebt. Ob das sogenannte „Stinktier“, das nicht ganz selten ist, mit dem Kap'schen Iltis identisch ist, der ja eine Übergangsform zu dieser Gattung darstellt, vermag ich nicht zu entscheiden.

Zahlreich und sehr gefährlich für das Kleinvieh sind die hyänenartigen Raubtiere. Sowohl die kräftige gefleckte wie auch die, etwas seltenere, gestreifte Hyäne kommen überall vor und brechen oft mit grosser Frechheit in Schaf- und Ziegenherden ein. Auch die kleine als Erdwolf bezeichnete Hyäne scheint in Südwestafrika vorzukommen. Wenigstens habe ich bisweilen Felle gesehen, die offenbar von diesen Tieren stammten. Weit gefährlicher indessen als die eben erwähnten, äusserst feigen Tiere ist jene merkwürdige Übergangsform zwischen Hyäne und Wolf, der Lycaon pictus, den man im Schutzgebiet als wilden oder auch als bunten Hund bezeichnet und der viel eher als jene den Namen eines „Wolfes“ verdiente. Wie dieser, jagt er in kleinen Rudeln, und er scheut sich keineswegs, auch grosse Tiere anzufallen. Auch ist er das einzige Raubtier, von dem behauptet wird, dass es selbst vor dem Menschen keine Furcht äussere.

Ich will die Gelegenheit benutzen, darauf hinzuweisen, dass man sich überhaupt hüten muss, an eine besondere Gefahr zu glauben, die dem Menschen von all diesen Räubern der Wildnis drohe. Vieles, was in romantisch ausgeschmückten Reiseschilderungen darüber geschrieben worden, ist stark übertrieben, und man kann als fast ausnahmslose Erfahrung hinstellen, dass selbst der Leopard ungereizt den Menschen niemals angreift. Wirklich gefährdet natürlich ist der Jäger, der einem solchen Tiere gegenübertritt, denn während von Hyänen und selbst wilden Hunden auch hier gilt, dass sie einem wirklichen Angriff nicht Stand halten, ist namentlich der angeschossene Leopard ein höchst gefährlicher Gegner, und es ist häufig genug vorgekommen, dass selbst gewandte Schützen durch einen solchen in sehr unangenehme Lage geraten sind.

Wirtschaftlich weniger schädlich sind die Angehörigen der Schakalfamilie, deren wir zwei in unserer Kolonie finden, den ausserordentlich häufigen Schabrackenschakal und den viel selteneren Ajakal oder Ohrenhund. Besonders der erstgenannte zeichnet sich durch seine schöne Färbung aus, denn auf dem sonst goldbraunen Rückenfell befindet sich ein glänzendes Dreieck von schwarzen Haaren, dem er seine angeführte Bezeichnung verdankt. Ist der Schaden, den diese Tiere anzurichten vermögen, ein sehr geringer, so haben sie auf der anderen Seite einen gewissen wirtschaftlichen Wert. Ihre Felle dienen, wie übrigens auch diejenigen der Wildkatze, des Luchs und anderer Arten, den Eingeborenen zur Herstellung jener herrlichen, sehr sorgfältig genähten Pelzdecken, die den besten Arbeiten unserer Kürschner an die Seite gestellt werden können und die in ganz Innersüdafrika unter dem Namen „Kaross“ bekannt sind. Da infolge der kühlen Winter dieser Länder die Tiere eine viel dichtere und weichere Behaarung tragen als ihre Verwandten in den tropischen Gebieten Afrikas, so erklärt sich, dass wir es hier mit einer ganz eigenartigen und lediglich auf Südafrika beschränkten Art von Arbeiten zu thun haben, die innerhalb unseres Schutzgebietes mit ganz besonderer Geschicklichkeit von den Hottentotten und von den Bastards gefertigt werden. Nebenbei mag erwähnt sein, dass solche Karosse nicht allein aus Raubtierfellen, sondern auch aus den Rückendecken von Antilopen (besonders vom Springbock), aus Ziegenfellen und anderen mehr hergestellt werden, und dass wir es hier mit einer entschieden im Lande selbst entstandenen Industrie zu thun haben, da die kalten Winternächte den Bewohnern desselben den Besitz wärmender Pelzdecken sehr wünschenswert erscheinen liessen.

Die Nagetiere sind in unserem Schutzgebiet durch einige charakteristische Formen vertreten, doch fehlt es auch keineswegs an solchen, die den auch in Deutschland bekannten Arten sehr

nahe stehen. Der Hase Südafrikas, ein naher Verwandter unseres europäischen Hasen, ist nicht allein sehr häufig, sondern er zeichnet sich auch durch einen ähnlichen Geschmack aus wie das bei uns so beliebte Tier. Der bis auf die langen Hinterbeine ihm ähnliche Springhase (Pedetes caffer) ist dagegen ein den Steppen Südafrikas eigentümliches Tier, das überall im Nama- und Hererolande zu finden ist und nach Schinz nur im Ambolande infolge der tropischen Regen nicht mehr vorkommt. Das in Erdhöhlen lebende Tier vermag Sprünge von mehr als 5 Meter Weite auszuführen und ist ein gefährlicher Feind der Gärten, indem es namentlich junge Gemüse- und Getreidepflanzungen bei seinen nächtlichen Streifzügen schwer zu schädigen vermag. Eine andere, ungewohnte Erscheinung aus dieser Ordnung des Tierreichs bildet ein ebenfalls nicht seltenes Stachelschwein. Zahlreiche Mäuse, besonders verschiedene Spielarten der zierlichen Elfenratte, beleben nicht nur Geröll und Gebüsch, sondern zum Teil auch das dichte Geäst der Akazien. Doch scheinen die hässlichen und grossen Vertreter des Rattengeschlechts, die wir in Europa kennen, dem Lande zu fehlen.

Auch aus der Ordnung der Zahnarmen besitzt Südwestafrika verschiedene Arten. Eines der bekannteren ist das Erdferkel (Orycteropus capensis), das aber in den gebirgigen Gegenden sehr selten zu sein scheint und das nach Schinz hauptsächlich im waldreicheren Norden vorkommt. In den flacheren Gegenden nicht selten ist das Schuppentier (Manis macroura), das besonders in den Ebenen nördlich von Okahandja häufig ist. Doch findet es sich auch im Gebirge, denn wir erhielten in Windhoek eines Tages zwei Tiere, ein altes und ein junges, von denen das erstere leider noch an demselben Tage entwischte. Es war über 1 Meter lang, doch entfielen beinahe $^2/_3$ seiner Länge auf den gewaltigen Schwanz, der sehr breit ansetzt und allmählich dünner wird. Die Tiere liefen streckenweise auf den Hinterbeinen und sahen so aufgerichtet mit dem nachschleppenden Schwanze eher wie ein grosser Vogel aus als wie Vierfüsser. Die Ovaherero stellen ihnen sehr eifrig nach, denn das zarte, aber jedes eigenartigen Geschmacks entbehrende Fleisch wird von ihnen sehr geschätzt.

Von der Ordnung, in der unsere Zoologen zwei der scheinbar einander am meisten fernstehenden Tiere miteinander vereint haben, sind beide Gattungen in Südwestafrika vertreten. Gemeint sind die Scheinhufer, deren kleinstes Geschlecht, der Klippschiefer (Hyrax capensis), die Felsen des Landes bisweilen in grosser Menge belebt. Die zierlichen, in ihrem Äussern etwas an das Murmeltier erinnernden Tierchen werden nach dem Vorgange der Afrikander Dachse genannt, obwohl sie mit den echten Dachsen in gar keinem Zusammenhange stehen. Seine Anwesenheit verrät

sich gewöhnlich durch die langen, weisslichen Streifen seiner Exkremente, welche die steileren Wände der Felsen färben. Seines angeblichen Wohlgeschmacks wegen wird dem Tiese selbst von einzelnen Europäern nachgestellt, und jene weissen Absonderungen sollen den Eingeborenen als einer der Bestandteile der zur Honigbierbereitung benützten Hefe dienen.

Das dem beschriebenen Säuger in seinem anatomischen Bau so nahestehende, in jeder anderen Beziehung von ihm so sehr verschiedene edelste Wild des Weltteils, der Elephant, war einst ein weit verbreiteter Bewohner unseres Schutzgebiets. Elephantenrudel waren es in erster Linie, welche die grossen Jäger früherer Jahrzehnte, unter ihnen Männer wie die Schweden Andersson und Erikson, in das damals noch von riesigen Dickhäutern und zahllosen andern Vierfüssern wimmelnde Land lockten, und es war wesentlich der Thätigkeit dieser Leute und der durch sie mit Feuerwaffen versehenen Eingeborenen zuzuschreiben, dass jene Herden sich immer mehr verminderten. Soll doch Andersson mit seinen zahlreichen Untergebenen an einem einzigen Tage bei einem förmlichen Kesseltreiben hundertundzehn Elephanten getötet haben. Solche Aasjägerei musste schliesslich nicht nur eine Verringerung des Wildstandes, sondern bei manchen Tieren, zu denen auch der Elephant gehört, ein Fortziehen aus dem beunruhigten Gebiet in weite Fernen zur Folge haben. So kam es, dass seit mehr als zwei Jahrzehnten nur noch ganz wenig Exemplare — man erzählte mir von zwei kleinen Rudeln — sich südlich vom Kunene aufhielten, und dass der kostbarste Ausfuhrgegenstand, den die Säugetierwelt Afrikas aufzuweisen hatte, das Elfenbein, in den Exportverzeichnissen fast verschwunden war. Erst ganz neuerdings scheint eine Wendung eingetreten zu sein, seitdem durch streng gehandhabte Jagdschutzverordnungen wenigstens einzelnen Wildarten mehr Ruhe verschafft ist. Mindestens sollen nach Schwabe's Angabe die Elephanten neuerdings auch vom Nordosten, vom Okavango her, nach Süden vorrücken und sich wieder zahlreicher im Schutzgebiete zeigen. Zu wünschen wäre dies wie auch weitere günstige Erfolge der erwähnten Vorschriften, denn nichts vermag dem Naturfreund grösseres Bedauern einzuflössen als ein Vergleich der Erzählungen von dem früheren Überfluss an Wild mit dem heutigen Zustande, der zwar auch noch keineswegs so schlecht ist, wie man in einzelnen Büchern lesen kann, der aber hinter der in jenen Schilderungen erwähnten Ergiebigkeit der Jagdgefilde unendlich zurückbleibt.

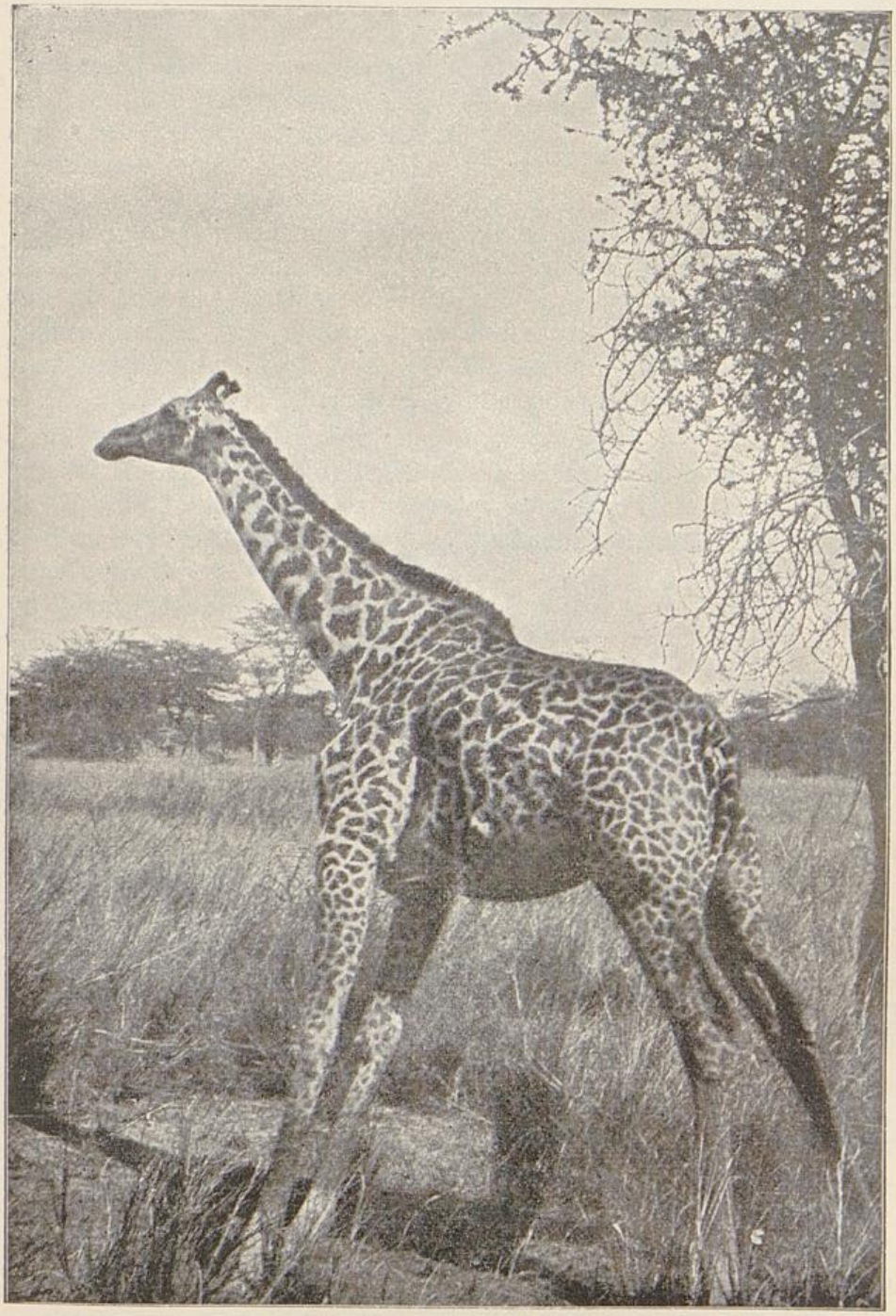
Ausserordentlich zahlreich an Arten wie an Individuen sind die Huftiere, die ja überhaupt in keinem Weltteile so günstige und ihnen zusagende Lebensbedingungen gefunden haben wie gerade in Afrika und in diesem Erdgebiet sich wiederum nirgends

so gut zu entwickeln und in ungeheuren Herden auszubreiten vermochten wie in den weiten und freien Steppenlandschaften. Wie andere Länder, in denen reicher Regenfall im Verein mit hoher Wärme eine üppige Pflanzenwelt ins Dasein treten liess, uns durch die Schönheit und den Artenreichtum ihrer Wälder entzücken, so gedieh gerade in den trockneren Gegenden dieses Kontinents ein Tierleben von einer Grossartigkeit und Ausdehnung, das nicht allein, wie oben angedeutet ist, zur Staffage manchen Landschaftsbildes wurde, sondern das den Neuling in verschiedenen Strichen noch heute in Erstaunen setzt und dessen Beobachtung den Forscher wie den Jäger immer aufs neue zu fesseln vermag. Trotz der Verwüstungen, die auch hier die Weissen und mehr als sie die unvernünftige Jägerei vieler Eingeborenenstämme angerichtet hat, ist Schwabe's Äusserung berechtigt, der von unserem Schutzgebiet sagt, dass er nicht anstehe, es neben den nördlichen Landschaften Transvaals für eines der wildreichsten Länder Südafrikas zu halten. Denn hier diente auch der Umstand der Erhaltung der Herden wilder Tiere, dass die Bevölkerung im allgemeinen sehr dünn und nach Osten zu fast verschwindend gering ist. Die Möglichkeit ferner, unermessliche Flächen zu durchwandern, in die der verfolgende Jäger dem Wilde aus Unbekanntschaft mit den Wasserstellen nur schwer zu folgen vermag, die klare, sichtige Luft und das in der Grassteppe ziemlich freie Gesichtsfeld, die das Anpürschen auf das äusserste erschweren, das alles zusammen war ein wirksamer Schutz des Edelwildes bis auf den heutigen Tag.

Unter den der Ordnung der Huftiere angehörigen Gattungen am seltensten geworden ist der Riese unter ihnen, das Rhinoceros. Dass es einst überall verbreitet war, geht nicht allein aus den Schilderungen eines Andersson und der noch jetzt lebenden alten Jäger hervor, sondern auch daraus, dass man in den verschiedensten Gegenden die mächtigen Hörner in der Nähe von Wasserstellen gefunden hat. Sein Verbreitungsgebiet ist heute auf die nördlichsten Gegenden und auf das Kaokofeld sowie auf einzelne Striche im äussersten Osten beschränkt. Auch soll es noch in den Gegenden südlich vom mittleren Kuiseb in vereinzelten Exemplaren vorkommen.

Nicht allgemein verbreitet ist der afrikanische Vertreter der Wildschweine, das sogenannte Warzenschwein. In den bergigen Landschaften und im Namalande scheint dieses Tier zu fehlen, dagegen kommt es im nördlichen Hererolande und im Ambolande ziemlich häufig vor.

Das Flusspferd, von den Buren Seekuh genannt, war natürlich von jeher auf die ständig fliessenden Gewässer beschränkt, ist aber im Süden, im Oranjefluss, fast ganz verschwunden. Nur



Giraffe.

ein paar vereinzelte Tiere sollen sich noch in der Nähe der Flussmündung aufhalten. Im Norden dagegen, im Kunene und Okavango, ist das Tier noch in grösserer Menge vorhanden.

Der vierte der Riesen unter dem afrikanischen Hochwild ist immerhin noch häufiger, als man zeitweise annahm. Die Giraffe, die früher allerdings viel weiter verbreitet war, ist im Osten und im nördlichen Hererolande noch nicht ganz selten, während sie im Kaoko noch verhältnismässig häufig zu sein scheint. Auch sie soll in der mehrfach erwähnten Landschaft in der Nähe des Kuiseb vorkommen. Dass sie noch keineswegs so selten sein kann, wie mancher Reisende behauptet hatte, geht daraus hervor, dass während meines Aufenthaltes im Schutzgebiet in den meisten kaufmännischen Niederlagen grosse Stücke Giraffenfell gehalten wurden, da das zähe und dauerhafte Leder, zu dessen Herstellung dieselben benutzt werden, vortreffliche Sohlen für die von den Hottentotten und Bastards mit Vorliebe gebrauchten Fellschuhe abgiebt.

Am reichten vertreten sowohl durch Artenzahl wie auch durch die immer noch erstaunliche Menge der Individuen ist das Geschlecht der Antilopen, das so recht als echt afrikanische Tiergattung bezeichnet werden kann. Von den grössten bis zu den kleinsten Arten sind diese zierlichen Bewohner der Steppe vertreten, und es giebt wohl kaum eine europäische Wohnung in unserer Kolonie, der nicht wie die schönen Karosse aus Raubtierfellen auch der prächtige Schmuck der Gehörne einen eigentümlichen und fremdartigen Charakter verliehe. Auch innerhalb der hierher gehörenden Wildgattungen haben Verschiebungen stattgefunden, doch besitzen wir über die einzelnen ziemlich genaue Nachrichten, so dass es nicht schwer hält, sich ein wenigstens in grossen Zügen richtiges Bild von ihrer Verbreitung zu machen.

Einige Antilopen sind auf den Norden beschränkt. Zu ihnen gehört die Schimmelantilope, die nach v. Üchtritz erst nördlich von Otavi auftritt, der Rooibock und der Wasserbock. Die beiden letztgenannten fand Hartmann im Kaokofeld. Das Eland oder die Elenantilope ist aus dem grössten Teile des Schutzgebiets verdrängt. Dieses grösste von allen hierher gehörigen Tieren ist heute auf den äussersten Osten und auf die weniger zugänglichen Gebiete des nördlichen Hererolandes beschränkt. Das ihr an Grösse am nächsten stehende Kudu, das sich durch sein herrliches, lyraförmiges Gehörn auszeichnet, durchstreift in Rudeln von zehn bis fünfzehn Stück die bergigen Landschaften der Kolonie, wird aber auch häufig allein angetroffen.*) In denselben Gebieten lebt auch das Kaama, oder, wie es in Südafrika allgemein genannt wird, das Hartebeest. Das Kudu ist nicht nur wegen der grossen Menge Fleisch, die es liefert, ein sehr gesuchtes Wild, sondern

*) Inwieweit die Rinderpest etwa die Kudu- und anderen grossen Antilopen des Schutzgebietes geschädigt hat, vermag ich nicht anzugeben, da ich nirgends eine Angabe darüber gefunden habe.

vor allem stellt man ihm wegen seines Felles nach. Das Kudu-leder zeichnet sich durch eine grosse Festigkeit bei gleichzeitiger Weichheit aus. Es wird deshalb zu verschiedenen Dingen, besonders zum Vorschlag der langen Ochsenwagenpeitschen und zum Oberleder der bereits erwähnten Fellschuhe besonders gern benutzt.

Kuduantilope.

Der Gemsbock kommt nicht allein in den inneren Landschaften, sondern auch in den öderen westlichen Gegenden vor. Er ist übrigens nicht mit unserer europäischen Gemse zu verwechseln, sondern er ist identisch mit der Oryxantilope. Ich habe Rudel der an Grösse etwa einem Esel gleichkommenden Tiere von 50 Stück gesehen. Ganz besonders scheint er die einsamen Landschaften im nordwestlichen Namalande zu bewohnen. Sein gerades, oft meterlanges, spitzes Gehörn bildet neben demjenigen des Kudu einen beliebten und stattlichen Wandschmuck.

Das Gnu, das auf den Osten und Norden des Schutzgebietes beschränkt ist, scheint in mehreren Arten vorzukommen. Wenigstens unterscheiden die Eingeborenen das gewöhnliche und das sogenannte schwarze Wildebeest, und auch die Gehörne der beiden sind ein wenig von einander verschieden.

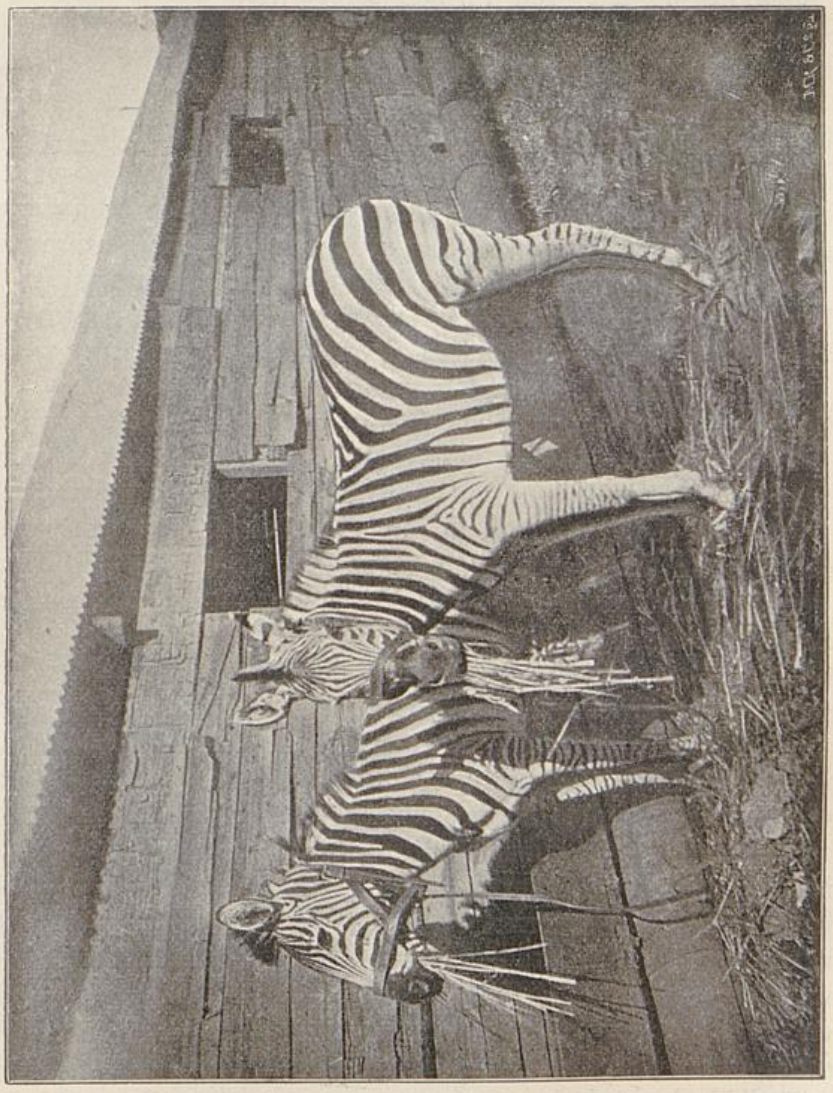
Entschieden die schönste von allen Antilopen, welche die weiten Hochländer Südafrikas durchstreifen, ist der Springbock (Antilope euchore), der unser Reh an Grösse um etwas übertrifft und sowohl durch seinen schlanken Bau wie durch das zierlich gewundene Gehörn einen das Auge erfreuenden Anblick bietet. Vor allem aber belebt er die freieren Ebenen unseres Schutzgebietes wie kein anderes Tier, denn keine Antilope bildet so grosse Rudel wie er. Es gewährt einen hohen Genuss, eine grössere Schar der gelbbraunen, mit einem weissen Rückenstreifen versehenen Tiere über die weite Fläche dahinjagen zu sehen. Besonders auffallend ist es, wenn von Zeit zu Zeit einzelne Böcke sich in riesenhaftem Sprunge hoch über die vorüberstürmende Masse erheben, um gleich darauf wieder in der Menge zu verschwinden. Ungeheuer gross sind noch immer die Rudel, die das Land sowohl in der Nähe der Namib wie auf den östlichen Ebenen durchziehen. v. Üchtritz sah Rudel von 2000 Stück und in der Nähe des mittleren Kuiseb hat man an einem Tage 10 000 der zierlichen Tiere zu Gesichte bekommen. Wie gewöhnlich diese Tiere noch sind, kann man daraus entnehmen, dass man während meiner Anwesenheit in Windhoek daselbst für eine Decke aus 6—8 Rückenfellen der Tiere inkl. Arbeit nur 20 Mark zu zahlen hatte.

In Zeiten schlechter Regen und mangelhafter Erneuerung der Weide kann ein solcher wandernder Haufe von Springböcken unter Umständen dem Besitzer grösserer Herden durch die Vernichtung ausgedehnter Gras- und Futterflächen recht unbequem werden. Indessen ist diese unliebsame Folge des Antilopenreichtums in unserem Schutzgebiet viel seltener beobachtet worden als in den inneren Landschaften der Kapkolonie.

Von den einzeln auftretenden kleinen Antilopen ist besonders der zierliche, an Gestalt unserem Reh ähnelnde Steinbock sowie der Duiker (Taucher) zu erwähnen, der seinen Namen von seiner Vorliebe für dichtes Gestrüpp erhalten hat, in dem er, gleichsam untertauchend, plötzlich wieder verschwindet, nachdem er vorsichtig die Umgegend gemustert hat. Neben diesen überall verbreiteten Tieren erwähnt Schinz noch einen besonderen „Klipbock“ aus dem Namalande unter den von ihm beobachteten kleineren Antilopen.

Eines der gefährlichsten unter den südafrikanischen Huftieren, der schwarze oder Kafferbüffel, ist heutzutage aus dem

eigentlichen Schutzgebiet ganz verschwunden. Wie häufig er ehedem wenigstens im Hererolande gewesen sein muss, geht daraus hervor, dass man noch vor wenigen Jahren Gehörne und Schädelteile im Sande des Swakob fand. Jetzt lebt er nur noch in den Sumpflandschaften der Okavangogegend.



Gefangene Zebras.

Von der letzten der hier besprochenen Ordnung angehörigen Gattungen hingegen kann man sagen, dass sie noch durch recht zahlreiche Individuen vertreten ist. Die dem Pferdegeschlecht angehörenden Wildtiere, das Zebra und eine als Bergzebra zu bezeichnende Abart (im Lande als wildes Pferd und wilder Esel bezeichnet), trifft man von den Ebenen der Namib an überall in

den ihm zusagenden Landschaften; die Tiere kommen sowohl vereinzelt wie in Rudeln vor, und ich habe sie in der Namib selbst in grösserer Zahl, vergesellschaftet mit Straussen und auch wohl mit Springböcken, gesehen. Das Bergzebra wird bisweilen auch als Quagga bezeichnet, während wir es hier wohl mit dem sogenannten Tigerpferd (Equus montanus) zu thun haben, dessen Fell isabellfarbig ist. Ich vermag selbst kein Urteil darüber abzugeben, da ich nur Felle des echten Zebra (Equus od. Hippotigris Zebra) zu Gesichte bekommen habe.

Die Robben sollen mit den übrigen, im Meere lebenden Tieren am Schlusse dieses Kapitels besprochen werden. Ehe ich jedoch dazu übergehe, einige der wichtigsten Vogelarten von Südwestafrika zu schildern, will ich die Gelegenheit wahrnehmen, darauf hinzuweisen, dass nicht nur der Mensch zur Verminderung des ursprünglich vorhandenen Wildreichtums beigetragen hat, sondern dass von Zeit zu Zeit eine grössere Zahl von Angehörigen gewisser Arten seuchenähnlichen Krankheiten zum Opfer gefallen sein wird. Bestimmt wissen wir, dass die Rinderpest einzelne Huftiere aus der einheimischen Fauna betällt. Zu diesen gehören der Büffel und das Kudu, während verschiedene Antilopenarten von der Seuche nicht ergriffen werden. Wie dem aber auch sei, noch ist das Land reich, ja im Vergleich mit europäischen Ländern sogar ausserordentlich reich an nutzbarem Wilde, und bei verständiger Ausbeutung des Vorhandenen braucht in diesem Zustande keine Änderung einzutreten. Zu erreichen ist eine solche aber nur durch strenge durchgeführte Massnahmen der Regierung, durch einen Jagdschutz, dessen ruhige und gleichmässige Anwendung nach und nach auch den Einzelnen zur willigen Beachtung der ihm zuliebe erlassenen Verordnungen erzieht. Mehr als alles andere hat in dieser Beziehung das Land von einer Erschwerung des Munitionsbezuges von Seiten der Eingeborenen und von einem zeitweiligen Verbot der Ausfuhr bestimmter Produkte (Federn weiblicher Strausse u. dgl.) zu erwarten, denn die regellose Massenmörderei, wie sie gewisse Sportsleute in einzelnen Teilen Südafrikas, sehr zum Schaden des Landes, sich haben zu Schulden kommen lassen, ist heutzutage nicht mehr möglich, ohne dass das ganze Land davon in Bälde unterrichtet sein würde. Es ist deshalb keineswegs optimistisch gedacht, wenn man der Hoffnung Ausdruck verleiht, der Wildstand des Landes möge nicht allein dem Luxusbedürfnis und der Jagdlust einzelner Bevorzugter Genüge thun, sondern er möge, wie es in den alten Kolonien Südafrikas der Fall gewesen, auch bei uns, und zwar dauernder als dort, dem ärmeren Farmer und dem Reisenden und Frachtfahrer Nahrung und Einnahmen anderer Art verschaffen, die ihm sein Besitz nicht immer in ausreichendem Maße geben wird.

Dazu bedarf es natürlich nicht nur eines Schutzes der Vierfüsser gegen allzugrosse Ausbeutung, sondern auch der gefiederten Lebewelt, in der bis jetzt lediglich nur ein Tier, der Strauss, sich einer nachhaltigen Schonung erfreut.

Man hört häufig die Ansicht äussern, die Vogelwelt Südafrikas sei arm an Arten. Das ist unrichtig. Es giebt eine grosse Anzahl namentlich kleinerer Tiere, und wenn es auch richtig ist, dass ihre Stimmen sich keineswegs mit denen unserer Feld und Wald bewohnenden Sänger vergleichen lassen, so zeichnen sich dafür viele von ihnen durch ein herrliches, in den buntesten Farben leuchtendes Federkleid aus. Abgesehen davon indessen, dass die meisten Angehörigen der südwestafrikanischen Flugwelt noch nicht einmal genauer von zoologischer Seite untersucht sind und dass eine sorgfältige ornithologische Durchforschung des Landes uns mit manchem Neuen und Interessanten bekannt machen wird, kann es nicht Aufgabe dieses Kapitels sein, auf anderes als das besonders Charakteristische und für den Menschen Wichtige einzugehen. Unter diesem aber steht der eben erwähnte Laufvogel an erster Stelle, wie er ja auch unbestritten einen hervorragenden Platz unter dem edelsten Jagdwilde des Kontinents einnimmt.

Es ist fast unbegreiflich, dass die vorhin erwähnte, unrichtige Vorstellung von dem Verschwinden fast aller Riesen der afrikanischen Fauna auch auf diesen grössten Angehörigen der hier behandelten Klasse des Tierreiches sich erstreckte. Selbst Schinz und der Verfasser der besten Landeskunde unserer deutschen überseeischen Gebiete, Professor Partsch, rechnen den Straussen zu den nur selten daselbst sich zeigenden Erscheinungen. Ja, der zuerst Genannte spricht sogar die Ansicht aus, dass sich noch hie und da kleine Herden von Straussen bis in das mittlere Herero- und Namaland verirren, dass aber diese „mit jedem Jahre seltener werdenden Vorkommnisse“ auf nicht mehr als eine blosse Erwähnung Anspruch machen dürften. Der Grund ist hier derselbe wie bei der auffallenden Verschiedenheit der früheren und der jetzigen Urteile über die Häufigkeit des Raubwildes. Hinzu kommt aber ausserdem die Scheu, welche diese Tiere ehedem von den Hauptwegen fernhielt, und die mit dem streng durchgeführten Schutz, dessen gerade sie sich seit längerer Zeit zu erfreuen hatten, soweit nachliess, dass sie sich bald nach der Gründung der Station Swakobmund des Nachts zwischen den Häusern herumtrieben. Im Jahre 1893 waren sie im Westen des Schutzgebietes bereits wieder so zahlreich und so wenig schüchtern, dass unser militärischer Zug von fast hundert Menschen sie nicht einmal aus der Nähe der Nachtlager vertrieb,

denn wir fanden morgens mehrmals die frischen Spuren von mehreren grösseren Rudeln ganz in unserer Nähe.

Das Verbreitungsgebiet des Vogels erstreckt sich natürlich nicht sowohl auf das Bergland, als vielmehr auf die weiten Ebenen, und auch in diesen zieht er naturgemäss die freiere Steppe dem dicht bestandenen Buschlande vor. So sind es wesentlich die freieren Gegenden des Ostens und des Kaokofeldes, ausserdem aber das Kuisebland und die ungeheuren Wüstensteppen der Namib und der sie östlich begrenzenden Landschaft, welche von Straussenrudeln bevölkert werden.

Wegen der geradezu grundlegenden Bedeutung, welche die richtige Art der Verwertung des Straussenbestandes unserer Kolonie für ihre Entwickelung besitzt, will ich eine Ansicht, der ich an anderer Stelle entschieden Ausdruck gegeben, hier genauer ausführen. Ich bemerke dabei, dass ein hervorragender Kenner südafrikanischer Verhältnisse, Graf J. v. Pfeil, sich ausdrücklich mir angeschlossen hat, und dass auch Schinz, unter richtiger Erwägung der ständig herabgegangenen Preise für Federn und der drohenden Konkurrenz der Kapkolonie, die Zucht des Vogels für unser Schutzgebiet nicht glaubt empfehlen zu können. Wer diese empfiehlt, zeigt, dass er nicht volkswirtschaftlich zu rechnen versteht, während wir in der Lage sind, einen vollen Ersatz für die Zucht des Tieres in seiner verständig gehandhabten Schonung zu finden. Die Federn nämlich des wilden Vogels, sowohl des männlichen wie des weiblichen, zeichnen sich von denjenigen ihrer gezähmten Verwandten durch bedeutendere Grösse und eine viel stärkere Fülle namentlich in der Entwickelung der feineren Federteilchen aus. Ich bin deshalb der Meinung, dass wir im wirtschaftspolitischen Interesse der Kolonie besser thun, von jedem Wettbewerb mit den Straussenzüchtereien des Kaplandes abzusehen. Anstatt dessen sollte man das Hauptaugenmerk darauf richten, durch hinreichende Schonung und durch strenge Regelung des Abschiessens in den westlichen Ebenen, die ohnedies einer Ausnutzung durch ausgedehnte Viehzucht niemals dienen werden, unserem Lande die stets marktfähigen Federn des wilden Straussen als wertvollsten Ausfuhrartikel zu erhalten. Dann haben wir den durch das massenhafte Angebot von Federn zahmer Strausse oft gedrückten Marktpreis kaum zu fürchten und sparen obendrein die sehr beträchtlichen Kosten der Anlagen, deren Rente keineswegs zu den ganz sicheren gehört.

Zum Schlusse mag betont werden, dass auch der Jagdschutz nicht nach einem zu strengen Schema geübt werden darf. So wird neuerdings darauf hingewiesen, dass die Zahl der Weibchen infolge des strengen Verbotes, ein solches zu erlegen, in einer im Verhältnis zur Zahl der Männchen zu starken Schnelligkeit zugenommen habe, sodass es sich empfehle, auch deren Menge durch den gelegentlichen Abschuss einer grösseren Zahl zu verringern.

Raubvögel besitzt unser Steppengebiet in beträchtlicher Artenzahl, und man begegnet neben vielen kleineren u. a. zu stattlicher Grösse entwickelten Adlern, deren einige eine Flügelspannweite von 1,5 Metern besitzen. Für den Menschen von grosser Wichtigkeit sind zwei Tiere, die man im ganzen Innern des Landes beobachten kann, der unermüdliche Polizist des Feldes, der dessen Reinigung von allerlei gefallenem Getier besorgt, der mächtig entwickelte braune Aasgeier, den man bisweilen in ziemlich grosser Gesellschaft bei seiner Thätigkeit beobachten kann, um derentwillen ihm der Jäger im allgemeinen Schonung angedeihen lässt. In noch ausgedehnterem Maße wird solche einem anderen Raubvogel zuteil, der zu den nützlichsten Tieren des schlangenreichen Südafrika gerechnet werden kann. Es ist der merkwürdige Sekretär (Gypogeranus serpentarius), dessen Kopf dem eines Adlers gleicht und dessen stelzvogelartig lange Beine ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Reiher verleihen. Besonders an solchen Stellen, wo viele Reptilien vorhanden sind, sieht man diese Tiere oft zu mehreren das Gelände sorgfältig absuchen, um nach kurzem Kampfe selbst den grossen Schlangen, deren sie habhaft werden können, den Garaus zu machen.

Klettervögel giebt es ebenfalls in zahlreichen Arten, doch sind nur wenige Formen unter diesen, die unser besonderes Interesse wachrufen. Zu diesen gehört ausser dem Honigkuckuk ein kleiner grüner Papagei von der Grösse eines gut entwickelten Sperlings, der sich in Massen in den Buschgegenden herumtreibt, bisweilen den Gärten unliebsame Besuche abstattet, und dessen schrilles Geschrei an das Quietschen eines schlecht geschmierten Wagenrades erinnert. Durch seine wunderliche Gestalt fällt ferner ein mittelgrosser Nashornvogel auf, den ich im ganzen südlichen Hererolande und im Bastardgebiet angetroffen habe und dessen riesiger Schnabel von den Bergdamaras als Kopfschmuck bei ihren Tanzfesten benutzt wurde. Pfeffer-fresser.

Was die Singvögel anbelangt, so sind, wie bereits bemerkt, ihre Stimmen mit denen ihrer europäischen Verwandten nicht zu vergleichen. Trotzdem geben einige von ihnen ganz angenehme Töne von sich; andere wieder zeichnen sich durch zierlichen

Bau oder durch die schöne Färbung ihres Gefieders aus. Zu diesen gehören besonders einige Arten von solcher Kleinheit, dass sie, allerdings unrichtig, von den im Lande ansässigen Weissen als Kolibris bezeichnet werden.

Eine Besonderheit der mit Bäumen bestandenen Landschaften sind die Webervögel, deren charakteristische, von den Ästen der Akazien herabhängende Nester man oft sieht. Noch häufiger finden sich mächtige Rundbauten, einem verfilzten Korbe von oft 1,5 m Durchmesser gleichend, welche scheinbar mit dem Geäst grosser Bäume verwachsen sind. Bei näherer Untersuchung erkennt man, dass es sich um riesige Nester kleiner Vögel handelt, die bisweilen zu hunderten in einem solchen sonderbaren Bau hausen. Diese Gesellschaftsvogelnester, wie man sie im Lande bezeichnet, dienen nicht selten einer Schlange zum Aufenthalt, die, wenn sie die ursprünglichen Bewohner getötet, die gute Gelegenheit wahrnimmt, in den Gängen des Riesennestes auf neu zuziehende Opfer zu lauern.

Von Tauben giebt es mehrere Arten, darunter eine grosse graublaue und eine Art Turteltaube. Noch zahlreicher ist die Familie der Hühnervögel vertreten, die in den Samen und Knollenfrüchten (Uientjes) der Steppe reiche Nahrung, in dem dichten Gestrüpp des Dornbuschlandes oder dem zerklüfteten Gestein des Hochlandes reichlichen Schutz gegen die Nachstellungen von Mensch und Tier finden. So kommt es, dass nicht allein unserem Rebhuhn verwandte Arten, wie das sogenannte Klipphuhn und verschiedene Savannenhühner,*) deren Fleisch sich durch grossen Wohlgeschmack auszeichnet, in beträchtlicher Menge auftreten, sondern dass eine derselben, das grosse afrikanische Perlhuhn, in erstaunlich grossen Völkern die dichter bestandenen Steppen bewohnt. Ich habe bisweilen solche von mehreren Hunderten der stattlichen Hühner aufgejagt, und des Nachts lassen sie sich oft zu fünfzig Stück und darüber in den grösseren Bäumen der Flussthäler nieder, um im Schutz des dichten Gewirrs von Zweigen zu schlafen. Wie häufig sie sind, kann man aus der Leichtigkeit entnehmen, mit der die Eingeborenen ganze Haufen von Eiern aus den im dichten Gestrüpp verborgenen Nestern der nützlichen Tiere zusammenschleppen.

Als echtes Steppenland besitzt Südwestafrika natürlich auch Vertreter der Gattung, die den Anspruch erheben kann, nächst dem Straussen zu den stattlichsten Angehörigen des Vogelreiches gerechnet zu werden. Neben einigen kleineren Vertretern des

---

*) Eines derselben, das übrigens eine grosse Ähnlichkeit mit unseren Fasanen besitzt, wird, wiewohl unrichtig, im ganzen Lande geradezu als Fasan bezeichnet.

Geschlechts, zu denen auch der sogenannte „Koran“ gehört, giebt es eine (vielleicht in mehreren Spielarten auftretende) sehr grosse Trappe, die von den Einwohnern nach dem Vorgange der Buren allgemein als Paauw (Pfau) bezeichnet wird, und die nach Schwabe vorwiegend dort erscheint, wo sich eine bestimmte Art grosser, flügelloser Heuschrecken findet. Es sind riesenhafte Vögel, die ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen sehr gern gejagt werden. Wie schwer dieselben werden, kann man daraus entnehmen, dass das Gewicht eines völlig ausgenommenen Tieres, das ich feststellen liess, 16 kg betrug, also dem eines kleinen Schlachtschafes annähernd gleichkam.

Ausser diesen Trappen gehören zu den auffallenderen Gestalten unter den die Steppe belebenden Vögeln einige Reiher; wie diese hält sich in der Nähe von Vleys und ähnlichen Wasserstellen gern anderes Wildgeflügel auf, darunter eine sogenannte „Wasserwachtel“, die aber wohl zu den Steppenhühnern zu rechnen ist, sowie kleine Wildenten, deren verhältnismässige Häufigkeit für das von mir oben behauptete Vorhandensein zahlreicher, den Weissen des Landes unbekannter natürlicher Wasseransammlungen spricht.

Die Vogelwelt der Küstenlandschaft ist eine überaus zahlreiche, doch gehören ihr bereits viele Arten an, die in ihren Daseinsbedingungen ganz an das Meer gewiesen sind. Dahin gehört ein kleines, unseren Strandläufern nahestehendes Vögelchen von grauer Farbe, das ich besonders zahlreich an den Lagunen und am Strande von Walfischbai beobachtet habe. Vor allem aber ist hier der Flamingo zu nennen, der manche Küstenlandschaften, besonders diejenigen, an deren Ufern sich wie bei Walfischbai ausgedehnte Flachwasserbildungen entwickelt haben, in Mengen bevölkert, die geradezu ans Fabelhafte grenzen. Manche der Schwärme, die ich daselbst gesehen, zählten nach Tausenden, und nicht selten war der Strand am jenseitigen Ufer der Lagune durch das Gefieder der ruhenden Vögel rosenrot gefärbt. In ungeheuren Massen sind auch Pelikane und dem Kormoran in Farbe und Gestalt gleichende Vögel in diesen Gegenden vorhanden, während zahlreiche Möven und Albatrosse über die Wellen des kalten Südweststromes dahinstreichen, welche der Fischreichtum des Küstenmeeres an diese Gewässer fesselt. Den grössten Teil ihres Daseins auf dem Wasser selbst verbringen endlich jene Scharen von kleinen, seltsam ausschauenden Pinguinen, die zu jenen „friedlichen Vögeln“ gehören, denen Scheffel in einem der köstlichsten von seinen Gaudeamusliedern ein humorvolles, aber wohlverdientes Denkmal geschaffen hat. Denn sie sind es, die in erster Linie als die Erzeuger jener grossen Guanolager anzusehen sind, die

besonders südlich vom Kap Kross sich an verschiedenen Stellen der Küste finden und von welchen einige den sie ausbeutenden Unternehmern einen erheblichen Gewinn abgeworfen haben.

Wir kommen nunmehr zu den letzten Klassen der Wirbeltiere, den Reptilien und Amphibien und den Fischen. Da die letzteren innerhalb unseres Schutzgebietes aber nur ganz vereinzelt in grösseren, sich das ganze Jahr über erhaltenden Wasseransammlungen vorkommen — so sollen sie an derartigen Stellen im Grossen Fischflusse eine Länge von 30—40 cm erreichen —, so übergehe ich sie hier, um mich gleich den im Gegensatz zu den Fischen an Arten wie an Zahl ganz ausserordentlich reichhaltig vertretenen Reptilien und Amphibien zuzuwenden.

Sehr häufig vertreten ist das Geschlecht der Landschildkröten, von denen allerdings die meisten verhältnismässig klein bleiben. Doch sieht man ab und an auch Tiere, bei denen der Längendurchmesser der Schale 40 cm beträgt. In viel grösserer Zahl kommen dagegen Eidechsen vor; sie finden sich nicht allein im Innern, sondern verschiedene Arten von ihnen bevölkern auch die Kuppen in der Nähe der Namib, und es gewährt einen hübschen Anblick, die zierlichen, bisweilen in den buntesten Farben schillernden Tiere an den fast senkrechten Wänden der Felsblöcke gewandt auf und nieder huschen zu sehen. Unter den Vertretern dieser Ordnung verdienen einige eine besondere Erwähnung, das Chamäleon, das ich bereits in einer fast pflanzenleeren Gegend der Küstenwüste gefunden habe, ferner eine dem Leguan ähnelnde Echse, welche in den Buschwäldern lebt, und deren graugelb gefärbter Leib etwa ein Meter lang wird, und endlich das Krokodil, das nach Schinz im Kunene und Okavango recht häufig ist, das aber im Oranje nicht vorkommt. Schliesslich verdient ein hierher gehöriges Tierchen noch eine besondere Beachtung, weniger wegen seines Äusseren, als vielmehr wegen der Bedeutung, die ihm Eingeborene und auch viele Europäer beimessen. Es ist ein kleiner Skink mit aussergewöhnlich kleinen Füsschen, die sogenannte „Springschlange", und es ist weniger diese Eidechse als ihre Verwendung, die das höchste Interesse erweckt. Sie wird nämlich getrocknet, und ihr gepulverter Körper gilt als ein unfehlbares Mittel gegen Schlangenbiss. Das Pulver wird sowohl innerlich gegeben wie auch äusserlich angewandt, und es ist in der That höchst auffallend, dass die Eingeborenen, welche die Schlangen im allgemeinen fürchten, sich ohne Sorge auch an Stellen begeben, die durch die Häufigkeit der giftigen Reptile bekannt sind. Es scheint also wirklich eine uns unbekannte, das Gift unschädlich machende Wirkung

des trockenen Tierkörpers vorzuliegen. Sonderbarer Weise gilt auch die Springschlange für giftig, doch hat die genaue Untersuchung eines von mir mitgebrachten Exemplars am zoologischen Institut der Universität Berlin das Vorhandensein irgendwelcher Giftdrüsen nicht ergeben. Man bezahlt sie neuerdings mit grossen Summen, und Lübbert berichtet, dass er Buren für die Hälfte eines Tieres 20 Mark habe bezahlen sehen.

Die Schlangen in unserem Schutzgebiet weisen nicht allein viele Arten auf, von denen einige zoologisch noch mehr oder weniger unbekannt sein dürften, sondern es ist auch die Zahl der Individuen Legion. Es ist merkwürdig, wie ganz gebildete Leute, die sich eine Zeit lang in unserer Kolonie aufgehalten haben, dies bestreiten können. Eine solche Skepsis zeugt jedenfalls nicht für den Besitz guter Augen oder für eine scharfe Beobachtung. Ausser mir haben sowohl Schinz wie Schwabe nachdrücklich auf die Häufigkeit der scheusslichen Reptile in Südwestafrika hingewiesen, und eine sehr zutreffende Erklärung für die Aussage jener Zweifler scheint mir in den Worten Dr. Lübberts zu liegen, wenn er sagt: „Dass Schlangenbisse nicht häufiger vorkommen, ist geradezu wunderbar, wenn man die vielen Arten von Giftschlangen sieht, die sich mit einer unglaublichen Zahl von Einzelindividuen über das ganze Land verbreiten. Dass es trotzdem Leute giebt, welche monatelang keine einzige Schlange zu Gesicht bekommen haben wollen, das hängt wohl damit zusammen, dass sich diese Tiere in ausgeprägtester Weise in der Färbung dem Untergrund anpassen.“ Dass aber die Wahrscheinlichkeit eines Bisses nach allen Erfahrungen trotz der erwähnten Thatsachen so ausserordentlich gering genannt werden kann, dafür giebt Schwabe offenbar den richtigen Grund an, wenn er sagt, dass wohl die meisten Schlangen, die ja in der Regel mit einem feinen Gehör begabt sind, den Menschen fliehen, sobald sie ihn wahrnehmen. Nur ein einziger Fall ist mir zu Ohren gekommen, in dem eine Schlange einen Menschen angenommen hat, und dies geschah dem eben erwähnten Offizier, der einmal von einer riesigen, aus dem Gebüsch hervorschiessenden schwarzen Mamba angegriffen wurde, die sich zischend und hoch aufgerichtet auf ihn und seine Begleiter stürzte, sodass diese schleunigst die Flucht ergreifen mussten, um sich in Sicherheit zu bringen. Wohl aber ziehen sich die unheimlichen Tiere nicht selten in die Nähe der Häuser, ja es ist keineswegs ein aussergewöhnliches Ereignis, dass eine Giftschlange in den Räumen einer Wohnung gefunden wird. Allein im Kommissariatsgebäude von Windhoek wurden während der Zeit meines Aufenthalts in diesem Orte sechs derartige Bestien getötet, und ich selbst habe

einmal innerhalb einer Woche vier grössere Schlangen geschossen, ohne dieselben etwa aufgesucht zu haben.

Was die hauptsächlichsten Arten anbelangt, so ist unter ihnen als besonders häufig die schwerfällige, sehr breite Schlange zu nennen, die man als Puffotter, auch wohl als Puffadder bezeichnet. Sie ist ein Tier, vor dem man sich mehr als vor den übrigen giftigen Reptilen zu hüten hat, denn sie allein ist zu träge und zu langsam, um bei der Annäherung eines Menschen schnell zu fliehen. Ihre Spur, der man oft im Sande oder im weichgründigen Boden begegnet, unterscheidet sich von der zickzackförmigen anderer Arten dadurch, dass sie aus zwei geraden dicht nebeneinander herlaufenden, von dem träg nachschleppenden Schwanze gezogenen Linien besteht.

Neben der Puffotter findet sich überall, wie es scheint, in mehreren Spielarten, die Kobra der afrikanischen Tropenländer, Naja haje. Sie ist oft schön gelb und blau geringelt, erreicht die Dicke eines starken Aales und wird gewöhnlich 1,5 bis 2 m lang. Den Hals vermag sie aufzublähen wie die unter dem Namen der Brillenschlange bekannte Naja tripudians. Dr. Lübbert vertritt die Ansicht, dass die im Schutzgebiet unter dem Namen „Mamba" bekannte, schwarze oder gelbliche, riesenhafte Giftschlange — sie wird nicht selten 3 m lang — nichts anderes sei als die ganz alte und völlig ausgewachsene Naja haje oder Kobra. Die scheinbare Verschiedenheit rührt von den vielfach wechselnden Färbungen her. „Bei älteren Exemplaren ähnelt die Färbung mehr und mehr etwa der des Bungarus fasciatus der Inder. Schliesslich werden die Binden breiter und verwischen sich mehr und mehr gegeneinander, so dass das eine Tier mehr gelb, das andere mehr blauschwarz erscheint. Bei ganz alten Stücken, wie ich solche in Länge von 2,5 bis 3 m gefangen habe, herrscht die rein blauschwarze Färbung vor. Die einfach stroh- oder orangegelben grossen Exemplare sind relativ selten. Den Namen Speischlange verdient sie mit Recht." Das Tier schleudert nämlich eine Art Speichel, der übrigens nicht aus den Giftdrüsen stammt, auf den Angreifer. Die Flüssigkeit ruft, in das Gesicht gespieen, auf der Augenbindehaut eine stürmische Entzündung hervor, „die mit starken Schwellungen unter äusserster Schmerzhaftigkeit mehrere Tage lang anhält, auch wenn das Auge sogleich mit reichlichem Wasser ausgespült wurde." Dieses Speichelwerfen hat der hier angeführte, sehr scharf beobachtende Gewährsmann selbst festgestellt und damit die Zweifel, die auch hieran von den vorher erwähnten, alles leugnenden Skeptikern geäussert worden sind, ein für allemal als unberechtigt zurückgewiesen.*)

*) Dass man mit dem Anzweifeln aller von Ansiedlern und zuverlässigen Reisenden stammenden Berichte zu geradeswegs wider-

Neben den beiden eben beschriebenen und im ganzen Schutzgebiet verbreiteten Giftschlangen giebt es noch eine ganze Reihe von anderen. Von ihnen ist eine Hornviper namentlich in den sandigen Teilen des Landes verbreitet. Auch ihr Biss gilt für höchst gefährlich. Neben den giftigen Angehörigen dieser Gattung giebt es aber auch eine ganze Reihe von ungefährlichen Tieren, darunter einige Baum- und Buschnattern, zu denen wahrscheinlich auch die grosse, grüne „Baumschlange" gehört, die man im mittleren und nördlichen Hererolande ab und zu trifft. Die grösste der hierher gehörigen Arten ist der Python, die Riesenschlange der alten Welt, der hier 4—5 m lang wird. Indessen sollen auch noch grössere vorkommen; ich selbst habe freilich niemals ein Fell eines Python gesehen, das auch nur volle 5 m lang gewesen wäre. Vielleicht ist er identisch mit der grossen, gelbgrauen und ungiftigen „Bergschlange", von der Eingeborene und Jäger zu erzählen wissen.

Wie ausserordentlich wenig wir über die Schlangen des Schutzgebietes wissen, geht aus einer merkwürdigen Entdeckung hervor, die Lübbert machte. Er erzählt, dass unter ihnen einzelne Arten vorkommen, die man nie dort vermutet hätte, und er selbst stellte fest, dass eine von diesen, die Efa, identisch mit einer sonst nur in Indien und Nordafrika beobachteten Schlange sei.

Eine andere der untersten Ordnungen des Wirbeltierreiches ist in unserer Kolonie in ihrem Vorkommen auf die offenen Wasserstellen beschränkt. Dies sind die Frösche, von denen eine kleine, schwärzliche Art an den Wasserbecken von Gross-Windhoek allabendlich im Sommer einen ungeheuren und höchst lästigen Lärm vollführte. Ausser diesem sah ich in den natürlichen Felsenbassins von Heusis einige Male einen riesenhaften Frosch, doch gelang es mir nicht, eines solchen habhaft zu werden.

Auch das niedere Reich der Gliedertiere u. s. w. ist durch zahllose Arten und Individuen vertreten, von denen einige höchst

---

sinnigen Behauptungen gelangt, dafür erlebte ich ein sehr komisches Beispiel. Einer meiner im Kommissariat wohnenden Bekannten behauptete eines Tages, die Existenz des wilden Hundes sei eine Fabel, obwohl ich ihm den Schädel eines solchen vorlegen konnte. Als ich ihm erklärte, es gebe in ganz Südafrika ein zoologisch von der Hyäne streng zu unterscheidendes Tier, das man mit diesem Namen belegt, erwiderte er: „Nun gut, dann behauptet Ihre Wissenschaft eben das Dasein eines Tieres, das es nicht giebt, denn wenn es eine solche Art gäbe, so müsste doch einem von uns bei unseren vielen Reisen ein solches zu Gesicht gekommen sein." Traurig ist nur, dass derartige Äusserungen, wenn nur ein Name hinter ihnen steht, als massgebende Meinungen oft auch in wissenschaftliche Werke übergehen.

unliebsam in das Leben des Menschen einzugreifen vermögen. Auch von diesen Lebewesen lässt sich behaupten, dass sie zum grossen Teile zoologisch noch ziemlich unbekannt sind. Das gilt schon von der ersten Ordnung, den Käfern, denn eine Sammlung von verhältnismässig geringem Umfange, die ich mitbrachte, enthielt eine ganze Anzahl bis dahin unbekannter Arten. Viele von ihnen beleben namentlich während der Regenzeit das dornige Gebüsch der Steppe, und nicht wenige zeigen sich durch bunte Zeichnung und schillernde Farben, andere wieder durch ihre Grösse aus.

Dass es verhältnismässig wenig Tagfalter in den aussertropischen Teilen des Landes giebt, ist bei den schroffen Temperaturgegensätzen, die auch im Sommer allenthalben herrschen, nicht weiter zu verwundern. Ebenso habe ich in den von mir bereisten Gegenden niemals jene schönen und grossen Formen erblickt, die man in den Tropen so häufig findet. Das Geschlecht der Motten und Nachtfalter dagegen ist stärker vertreten, und vor jenen hat man Fellsachen und Stoffe fast noch mehr zu hüten, als bei uns in Deutschland.

Unter den Insekten ist die Honigbiene im ganzen Lande verbreitet, und wilder Honig gehört zu den überall vorhandenen Dingen, wie er denn auch in grossen Mengen von den Eingeborenen, besonders im Süden, zur Herstellung des Honigbieres, eines erfrischenden, nicht besonders schweren Getränks, benutzt wird. Ihnen verwandt und ziemlich gefürchtet ist eine sehr grosse, rotbraune Wespenart, die sich bisweilen in den Balken der Häuser einnistet und nur mit Mühe zu vertreiben ist. Auch an Ameisen, Mücken und Fliegen ist kein Mangel, und besonders die letzteren sind namentlich in der wärmeren Jahreszeit so häufig und so lästig, dass man mit ihnen wie mit einer wahren Landplage rechnen muss. Dagegen giebt es im Hochlande nur wenig Moskitos, und während schon in Natal ein Moskitonetz unbedingtes Erfordernis zur Ermöglichung des Schlafes ist, wird man in Deutsch-Südwestafrika nur höchst selten eine derartige Vorrichtung zu sehen bekommen.

Unter den Ameisen verdient eine besondere Erwähnung. Es ist die Termite, die allerdings im Süden seltener ist als im Norden, und deren turmähnliche Bauten erst nördlich vom 22.° häufiger werden, die aber auch in den südlicheren Gegenden ein höchst gefährlicher Feind der Haushaltungen ist. Sie pflegt von unten nach oben vorzudringen, sodass z. B. Kisten, welche behufs öfterer Untersuchung des Untergrundes auf Steine oder Holzblöcke gestellt werden, leichter zu sichern sind, als Gegenstände, welche unmittelbar auf dem Erdboden ruhen. Selbst in dem oft aus schlechten Ziegeln bestehenden Mauerwerk drangen

die kleinen Untiere empor, und nichts ist vor ihnen sicher, alles wird in kürzester Zeit zerstört. Eines Tages fand ich in einem Kistchen mit Drucksachen, das nur kurze Zeit in einer Ecke des Zimmers gestanden, einen durch das Linoleum des Fussbodens und das harte Holz der Kiste sowie einen ganzen Teil der Bücher hindurchgeführten Miniaturbau dieser Ameisen, und — schrecklich — nicht einmal die geheiligten Verordnungen des Auswärtigen Amtes hatten ihnen Respekt eingeflösst, sondern auch sie waren trotz des nach unseren Begriffen ungeniessbaren Inhalts mehrfach angefressen worden. Zum Vertreiben der Termiten aus den Wohnräumen haben wir uns des Petroleums mit gutem Erfolge bedient.

Von Heuschrecken giebt es eine ganze Anzahl von Arten, und es sind, wie in einem Steppenlande zu erwarten ist, einige von ihnen durch eine ungeheure Zahl von Einzelwesen vertreten. Von merkwürdigen Formen nenne ich hier nur eine Art von Gottesanbeterin und eine merkwürdige Heuschrecke, die, wenn ich nicht irre, mit dem in anderen Gegenden Südafrikas beobachteten Hottentottengotte identisch ist. Sie wird 20 bis 30 cm lang und 0,5 bis 1 cm dick, besitzt eine holzbraune Farbe und gleicht mit ihren sehr langen und dünnen Beinen zum Verwechseln einem vertrockneten, mit Seitenzweigen versehenen Ast.

Diejenige Art, welche aber unmittelbar das wirtschaftliche Leben in schädlichster Weise zu beeinflussen vermag, die Wanderheuschrecke, verdient eine besondere Schilderung. Unglaublich ist es, in welchen Massen dies Tier erscheint. Wenn es heranzieht, so bilden die Myriaden von durcheinander schwirrenden Tierchen eine für die Sonnenstrahlen undurchdringliche Schicht und die Luft beginnt sich zu verdunkeln. Als ich sie zum ersten Male sah, wälzten sich dunkle Massen wie eine schwere, dicht über der Erde dahinziehende Gewitterwolke durch die Luft heran. Dann ertönte ein Brausen wie von herannahendem Sturm, das Geräusch der vielen Millionen von Flügelchen, und eine Viertelminute später waren wir dermassen umschwirrt, dass uns Hören und Sehen verging. Das Pferd eines zufällig daherkommenden Reiters wurde scheu in all dem Surren und Schwirren, und es war unmöglich, auch nur langsam in einer Richtung vorwärts zu schreiten, denn der Boden war bisweilen mehr als fusshoch mit den über- und durcheinander krabbelnden Tieren bedeckt. Nur Hans, unser im Kommissariate gehaltener zahmer Strauss, stürzte sich mit fröhlichem Flügelschlagen in das Gewimmel und hielt eine Mahlzeit, die ihm herrlich mundete. Erst nach einer halben Stunde erhoben sich die braunen Massen und zogen mit einem frischen Winde nach Westen, aber noch am folgenden Tage konnte man ganze Bergrücken am Abhange des Khomaslandes braun herüberschimmern sehen, gefärbt von

ungezählten Millionen von Heuschrecken. Und wie sah das Land aus, über das der Zug hinweggegangen war! Kahlgefressen, die schönsten Weideflächen kaum noch imstande, einigen Ziegen ein dürftiges Futter zu bieten. So arg ist die Gier dieser geflügelten Ungetüme, dass sie selbst die ledernen Ochsentaue der Wagen nicht schonen und dass einmal sogar ein im Freien aufgehängter Cordrock von ihnen angefressen wurde. Doch sind die jungen, flügellosen „Foetgangers" noch mehr gefürchtet, da selbst der Wind ihren alles verwüstenden Marsch nicht zu hemmen vermag.

Die Wanderheuschrecke erscheint in ziemlich regelmässigen Perioden, die durch eine Anzahl heuschreckenfreier Jahre unterbrochen werden. Wenn die Sommerwärme die nach Milliarden zählenden Eier im Sande der Kalaharisteppen ausgebrütet hat und die Tiere von günstigen Winden erfasst werden, dann fallen sie über unser Schutzgebiet her, um erst wieder zu verschwinden, wenn in irgend einem Jahre anhaltende Ostwinde sie über die letzten grasbestandenen Striche in das kalte, nebelige Dünenland im Westen, vielleicht auch hinaus in den Ozean getrieben haben, ohne dass ihnen ein Umschlagen des Windes die Rückkehr in das Innere gestattet. Das wenigstens ist die Ansicht der alten Jäger und Händler im Lande, und sie hat die Wahrscheinlichkeit für sich.

In der Kapkolonie versprach man sich vor einiger Zeit viel von der Inficierung der Heuschrecken mit einer durch einen Pilz hervorgerufenen Krankheit, die grosse Schwärme in kürzester Zeit vernichten sollte. Wenn diese Versuche sich dauernd bewähren, so werden sie, auch in unserem Schutzgebiet angewandt, diesem zum grössten Segen gereichen, denn ein unmittelbarer Schutz der Pflanzen gegen einen bereits einfallenden Schwarm wird sich nur in den seltensten Fällen durchsetzen lassen.

Unter den vielen niedern Tieren, die sich ausser den angeführten im Lande finden, verdienen nur wenige noch eine besondere Erwähnung; obwohl manche von den Eingeborenen für sehr giftig gehalten werden, sind die meisten von ihnen ziemlich unschuldig, so auch der grosse, schwarze „Tausendfuss", den man in einer Länge von 20 cm und darüber häufig findet. Ein gelber „Hundertfuss", der nur etwa halb so lang wird, scheint dagegen in der That ein leichtes Gift abzusondern; wenigstens ruft seine Berührung unangenehme, wenn auch ganz ungefährliche Anschwellungen der Haut hervor. Spinnen giebt es ebenfalls in verschiedenen Arten, und eine rotgelbe, die bis 5 cm lang wird, fällt durch die Schnelligkeit auf, mit der sie an Wänden und Mauern entlang zu laufen vermag. Ziemlich gefürchtet sind die Skorpione, besonders der grosse schwarze, den man häufig unter Steinen oder im Mauerschutt findet. Von

einem gefährlichen Verlaufe der allerdings höchst schmerzhaften Entzündung, welche der Stachel eines solchen Tieres hervorruft, oder von einer allgemein wirkenden Vergiftung wissen indessen weder Dr. Richter noch Dr. Lübbert zu berichten, sodass man einzelne Erzählungen von lebensgefährlichen Folgen des Skorpionstichs wohl in das Reich der Fabeln verweisen darf.

Es erübrigt noch, einen Augenblick bei den unsere südafrikanischen Küstengewässer bevölkernden Lebewesen zu verweilen. Vor allem wichtig ist eine besonders in der Nähe felsiger Strecken lebende Robbe, deren Fell (namentlich das von jungen Tieren) eine Art von sehr wertvollem Pelz (Sealskin) liefert. Ausserdem aber ist dies Meer, wie die meisten kalten Gebiete der See, reich an Fischen, unter denen es eine ganze Menge wohlschmeckender Sorten giebt. Leider ist bisher so gut wie nichts geschehen, diesen natürlichen Reichtum des Südstromes in gewinnbringender Weise zu verwerten. Wer indessen einige Zeit in Walfischbai verlebt hat, wo die Topnaarhottentotten sich ziemlich viel mit Fischfang abgeben, der wird über die Fülle essbarer Fische staunen. Hier wäre Gelegenheit, den Bewohnern des Hinterlandes einige Abwechselung in den oft ein wenig einförmigen Fleischgerichten des Küchenzettels zu verschaffen. Obwohl vor einigen Jahren eine Frachtsendung von der Küste bis nach Otjimbingue mindestens eine Woche lang unterwegs war, hatten wir in diesem Ort öfters Gelegenheit, sauer eingelegte Fische zu geniessen, die jedenfalls eine unendlich viel angenehmere Speise genannt zu werden verdienten als der gegenwärtig in Büchsen vorrätig gehaltene amerikanische Lachs. In dieser Beziehung wird, so lässt sich hoffen, die bessere und schnellere Verbindung mit dem Innern Wandel schaffen.

Auch ein Hummer findet sich an einzelnen Stellen, so in der Gegend von Lüderitzbucht, dessen Verwertung wohl auch nur eine Frage der Zeit ist.

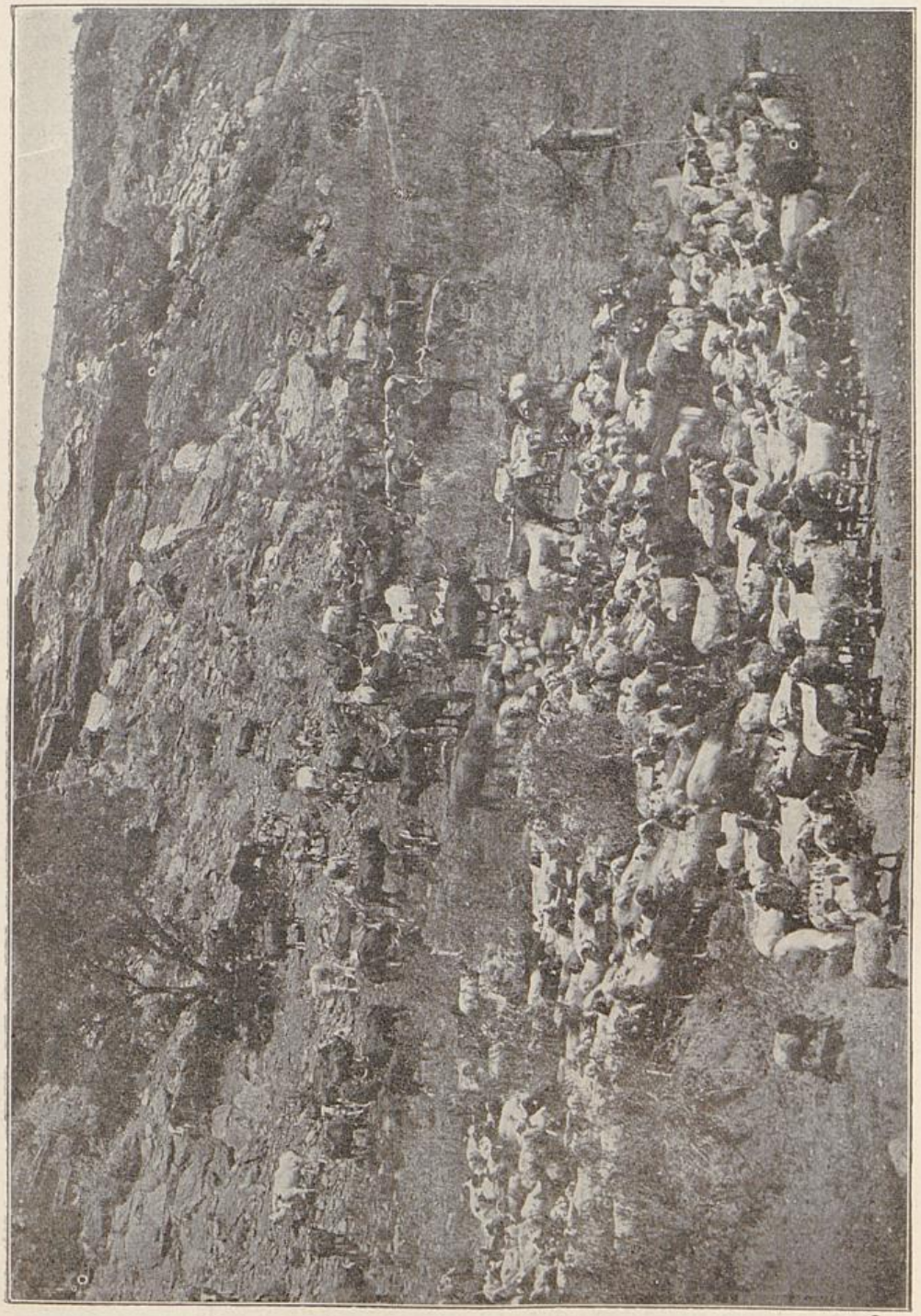
Haustiere.

In einem Lande, dessen ganze Natur die Bewohner desselben in erster Linie auf die Viehzucht im Grossen weist, verdienen die Haustiere jedenfalls eine etwas ausführlichere Betrachtung. Goldfelder und Minen, wenn solche in derartigen Gegenden vorhanden sind, werden dereinst erschöpft, der Landbau, so gross seine Bedeutung auch in Zukunft werden wird, lässt sich in den Hochsteppen des Herero- und des Namalandes nur auf einer im Vergleich zur ganzen Ausdehnung des Schutzgebietes sehr beschränkten Fläche betreiben, und der grösste

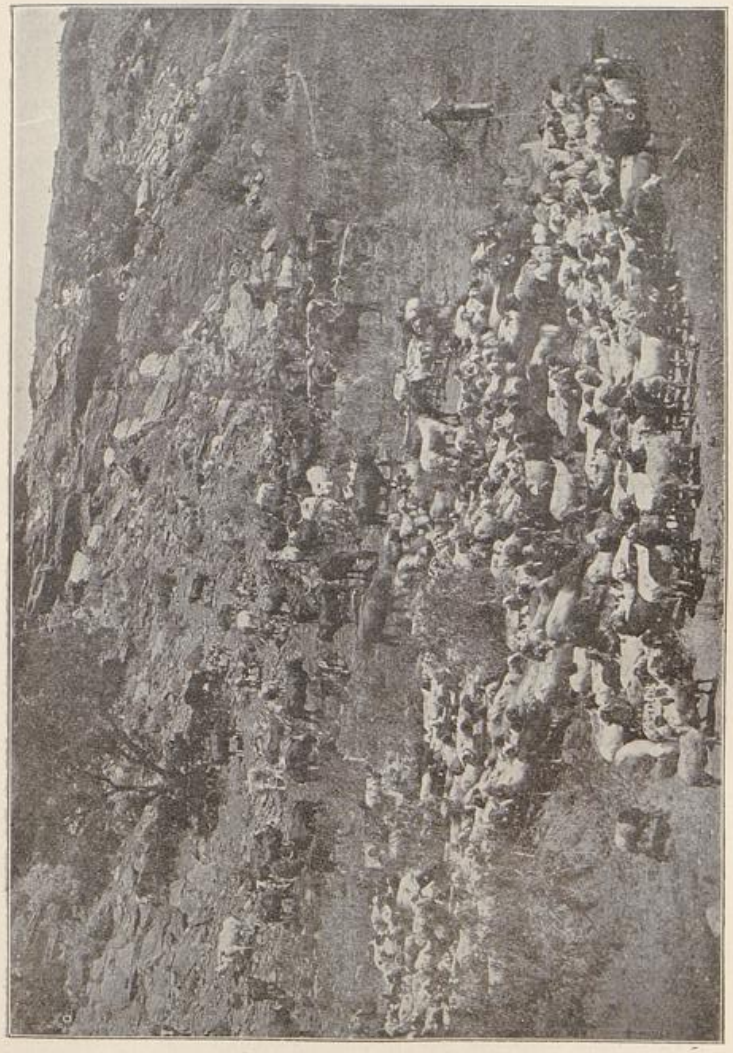
Schatz des Landes, der bei verständiger Bewirtschaftung dereinst hohe Zinsen tragen muss, wird immer wieder in den endlosen Weiden der Gras- und der Buschsteppe gefunden werden.

Es darf an dieser Stelle wohl dem Bedauern Ausdruck gegeben werden, dass noch kein Landwirt von Beruf ein Werk über die Viehzucht in Südwestafrika geschrieben hat, wie wir ein solches in dem trefflichen Buche eines englischen Fachmannes, Wallace, für die britischen und die niederländischen Nachbarländer besitzen. Geschehen wird dies sicher einmal, und erst nach dem Erscheinen eines solchen Werkes, das die Untersuchungen des Fachgelehrten mit den ebenso wertvollen Erfahrungen der vielen tüchtigen Ansiedler in unserer Kolonie zu einem Gesamtbilde verarbeitet, werden auch die Nichtfachleute, Gelehrte wie Beamte und Offiziere, in der Lage sein, sich einigermassen richtige Anschauungen von der besten Verwertung der in dem Boden der Kolonie schlummernden Schätze zu bilden. Solange wir aber ein solches Werk nicht besitzen, bleibt gewissenhaftes Sammeln der uns zugänglichen Beobachtungen, sorgfältige Aufzeichnung des Selbstgeschauten und Genauigkeit in dem, was wir der Mitteilung für wert erachten, das einzige Mittel, hier ein Urteil zu fällen. wo unsere Fachkenntnis von manchem einfachen Ansiedler korrigiert werden könnte. Nur von diesem Standpunkte aus möge der Leser die nachfolgenden Ausführungen bewerten, die, so hoffe ich, dennoch wenigstens als Zusammenstellung einiger Thatsachen, auch den Landwirt von Fach interessieren mögen.

Die Europäer fanden in Südwestafrika an grösseren und wichtigeren Haustieren nur das Rind, das Afrikanderschaf und die Ziege vor. Pferde gab es zwar auch, allein diese stammten fast alle aus den älteren Kolonien im Süden und Osten, und von einer eigentlichen Pferdezucht konnte damals nicht die Rede sein. Man würde fehlgehen, wenn man annähme, dass das Bild, das die Herden des Landes damals dem Beschauer boten, mit der Besitzergreifung des Landes durch Deutschland ein wesentlich anderes geworden sei. Erst ganz allmählich, als mehr und mehr Ansiedler sich der Landwirtschaft zuwandten, ja man kann sagen, eigentlich erst seit wenigen Jahren, sehen wir in dieser Beziehung sich einen Umschwung vorbereiten, und jetzt, wo Regierung und Private mit grossem Eifer an eine Hebung der Viehzucht gegangen sind, wird es nicht lange mehr dauern, bis die die Steppe durchweidenden Herden einen ganz anderen Anblick bieten als früher. Auch neue Haustiere, auf die ich weiter unten eingehen werde, sind eingeführt, und so ist vieles geschehen, um eine wirkliche Viehzüchtung einzuführen, denn



Kleinviehherde.



Kleinviehherde.

was wir vor dem Jahre 1890 dort finden, das konnte man mit Recht eigentlich nur als eine Viehhaltung bezeichnen.

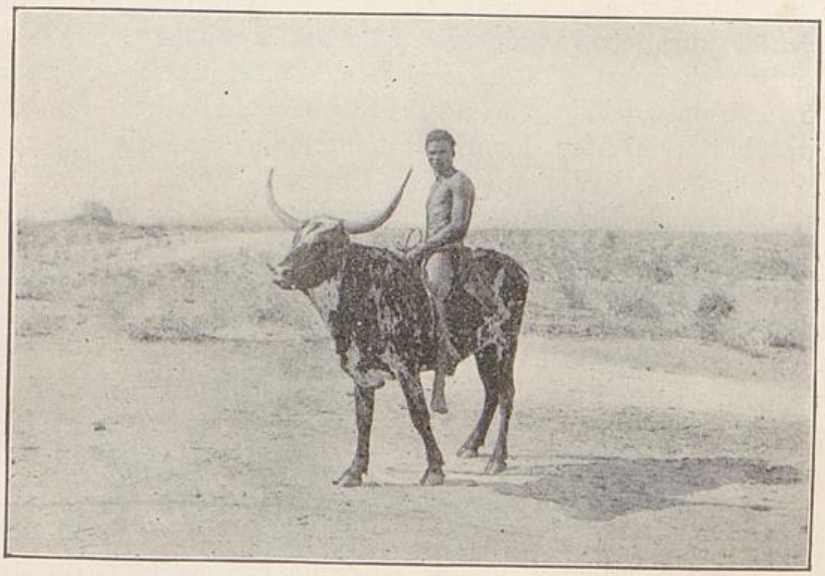
Diese in grösstem Umfange durchgeführt zu haben, ist nun allerdings eine Leistung der schwarzen Bevölkerung des Nordens, in erster Linie der Ovaherero gewesen, die ihnen Niemand bestreiten wird. Das Tier, auf das sich die Fürsorge dieses Stammes aber fast allein erstreckte, ist das Rind. Ursprünglich gab es im Schutzgebiet vorwiegend zwei Rassen, von denen die nördliche, das Ovamborind, mit den in Angola gehaltenen Tieren verwandt ist. Es ist bedeutend kleiner und auch von weniger schlankem Bau als die im Hererolande gehaltene Rasse. Schon seit längerer Zeit gab es endlich im Süden des Schutzgebietes mit holländischem Blut gemischte Rinder, sogenannte Namarinder, während ganz neuerdings wertvolle europäische Zuchttiere eingeführt wurden, um zur Aufbesserung der einheimischen Rassen benutzt zu werden.

Die wichtigste von diesen ist entschieden das Steppenrind des Hererolandes nicht allein wegen der Zahl, in der es namentlich vor dem Ausbruch der Rinderpest die Weiden des Hochlandes bevölkerte, sondern auch wegen seiner Eigenschaften. Schlank gebaut, vor allem hochbeinig, mit stark entwickeltem Nacken und breitgehörntem Kopfe, erinnert es eher an eine etwas gedrungene Antilope, als an ein schwerfälliges Haustier. Ein echter Bewohner trockener Länder, an Wandern, an Anstrengungen und Ertragen von Hunger und Durst viel mehr gewöhnt, als seine europäischen Verwandten, war das Tier am meisten von allen südafrikanischen Vertretern der Gattung zum Ziehen des riesigen Verkehrsmittels dieser Länder, des schwerfälligen und schweren Ochsenwagens, geeignet. Was die Tiere bei dieser Arbeit zu leisten vermögen, das sah man ehedem am besten auf den heut in Vergessenheit geratenen Fahrten nach Walfischbai, auf denen die Zugochsen in der Nähe dieses Hafens mehr als siebzig Stunden furchtbar zu arbeiten hatten, ohne dass sie während dieser nur durch kurze Pausen unterbrochenen zweimaligen Fahrt durch Wüste und Dünenland mehr als einmal etwas brackiges Wasser erhielten, während sie auf irgendwelches Futter in der Regel ganz verzichten mussten. Auch zu einer anderen Verwendung eignen sich die Hererorinder. Sie lassen sich zureiten, und ein solcher Reitochse macht bei seiner Schlankheit keineswegs einen lächerlichen Eindruck, und er steht in Ausdauer bei diesem Dienste einem Pferde keineswegs nach.

Ich habe schon in früheren Veröffentlichungen öfters die Auffassung vertreten, dass es unrichtig sein würde, diese Rinderrasse durch Vermischung mit eingeführten Zuchttieren einmal ganz zu vernichten. Denn zur Ableistung harter Arbeit unter

schwierigen Umständen sind diese Tiere, die sich ausserdem bei richtiger Behandlung vortrefflich ziehen lassen, entschieden besser geeignet als ein schweres Fleischrind. Für die Verwertung als solches und für die Milchgewinnung muss eine solche Kreuzung allerdings stattfinden, denn das Gewicht der eben beschriebenen Steppenrinder ist nicht sehr gross. Von etwa 400 in Windhoek geschlachteten vierjährigen Ochsen erhielt ich ein durchschnittliches Schlachtgewicht von nur 180—200 kg, während die aus dem Namalande stammenden, gleichalterigen Ochsen mehrfach rund 300 kg Schlachtgewicht besassen.

Die Schätzungen, die man in Betreff der Zahl der im Schutzgebiet gehaltenen Rinder angestellt hat, sind allesamt von



Reitochs.

sehr geringem Wert, denn bei dem Hin- und Herziehen der Herden, besonders aber bei der Häufigkeit von Verlusten durch Seuchen, ist es unmöglich, irgendwie zuverlässiges und für längere Zeit gültiges Material zu erhalten. Diese Krankheiten sind verschiedener Art, doch giebt es nur zwei, welche den Herdenbestand des Landes ernstlich zu gefährden imstande sind. Die eine von ihnen, die Lungenseuche, verschwand eigentlich nie ganz aus den Grenzen des Schutzgebiets, wie sie denn auch in früheren Jahren stets irgendwo in den alten Kolonien Südafrikas zu finden war. Brach sie einmal innerhalb eines engeren Bezirks aus, so riss sie grosse Lücken in die daselbst vorhandenen Herden. Gleichwohl war sie bei weitem nicht so bösartig wie die vor einigen Jahren auch im Schutzgebiet ausgebrochene,

seitdem aber, wie es scheint, wieder ganz erloschene Rinderpest, die namentlich unter dem Vieh der Ovaherero in erschreckendem Maße gewütet hat. Beide Krankheiten lassen sich durch eine Art von Impfung bekämpfen. Während aber die Erfolge der schon von jeher von den Buren gegen die Lungenseuche angewandten Impfung mit dem Lungenwasser erkrankter Tiere nur einen Teil der Tiere immun machten (E. Mohr giebt an, dass nach den Erfahrungen der Transvaal- und Oranjeburen nur etwa 30—35% der „okulierten" Rinder für eine Periode von 4—6 Jahren vor der Lungenkrankheit gesichert seien), ist die Erfahrung, die man mit der durch deutsche Mediziner eingeführten Impfung gegen die Rinderpest an den Herden der Ansiedler im Schutzgebiet gemacht hat, eine recht gute zu nennen. Die mit Rinderpestblut behandelten Tiere sind nach der Ansicht des leider kürzlich verstorbenen Oberstabsarztes Dr. Kohlstock, der mit Geheimrat Koch sich nach Südafrika begeben und in unserem Schutzgebiet die Abwehrmassregeln gegen die Seuche geleitet hatte, leichter dauernd zu immunisieren, als die nur mit Galle geimpften. Wie ungeheuer wertvoll der in dieser Immunisierung liegende Erfolg der Wissenschaft für das wirtschaftliche Leben der Kolonie geworden ist, geht daraus hervor, dass nach Kohlstock von den befallenen Rindern (auch von den grossen Antilopenarten) 95% zugrunde gehen, während das Ergebnis seiner Arbeit ein höchst segensreiches war. Denn in den am schwersten verseuchten, bezw. in den vorwiegend von Eingeborenen bewohnten Gegenden wurden immerhin noch 30% des Rindviehbestandes, von dem Europäervieh, das natürlich gleich in Behandlung genommen wurde, 75—95% durch die Koch'sche Impfmethode und die mit ihr verbundenen Massnahmen gerettet. Ein weiterer herrlicher Erfolg war, dass trotz der furchtbaren Gefahr, mit der die Krankheit auch jede Möglichkeit des Verkehrs bedrohte, bereits 5 Monate nach dem Beginn des Impfgeschäfts der Hauptfrachtverkehr in vollem Umfange hatte wiederaufgenommen werden können.

Selbstverständlich ist, dass wie in Europa auch in Südafrika im Falle des Herannahens derartiger Viehseuchen eine streng durchgeführte Quarantäne das zuerst anzuwendende Schutzmittel ist. Wie viel eine solche selbst in diesen schwach bevölkerten Viehzuchtländern zu erreichen vermag, konnte ich während einer Reise durch die Kapkolonie im Jahre 1894 feststellen, wo man infolge der erwähnten Massnahmen die Lungenseuche damals fast nur noch vom Hörensagen kannte.

Das Verbreitungsgebiet vorwiegender Rinderzucht ist etwa gleichbedeutend mit dem Dornbuschlande, seine Grenzen umfassen also hauptsächlich das Hereroland und den Norden. Schon

in meinen früheren Arbeiten habe ich auf den Umstand hingewiesen, dass das dornige Gelände, welches nördlich vom Bastardlande beginnt, sich für die Zucht von Wollschafen nur in sehr beschränktem Maße eignen dürfte. Der landwirtschaftliche Sachverständige der Regierung, Watermeyer, äussert sich zu dieser Frage in demselben Sinne, wenn er sagt, man dürfe nicht vergessen, dass das dornige Unterholz und das Klitzgras diese Gegenden für die Haltung von Wollschafen und, wie er annimmt, auch von Angoraziegen ungeeignet mache.

Ziegen und Schafe werden überall in Gestalt von einheimischen Rassen gehalten. Die Ziege, das afrikanische Haustier im eigentlichen Sinne des Wortes, gedeiht im Namalande in noch besserer Rasse als im Hererolande, denn die hier vorkommenden Tiere erreichen fast die doppelte Grösse der dort angetroffenen. Wahrscheinlich ist dies die Folge des Vorhandenseins bestimmter Futterbüsche im Süden der Kolonie, das seine Wirkung in ganz ähnlicher Weise auf das Afrikanerschaf äussert. Während das Gewicht ausgeschlachteter Kapater (verschnittener Böcke) im Hererolande nur ausnahmsweise 20 kg übersteigt, habe ich mehrere Namakapater von mehr als 40 kg Schlachtgewicht wiegen sehen.

Diese Tiere werden im Lande von den Europäern trotz der Abneigung, die man bei uns in Europa gegen Ziegenfleisch hegt, ganz gern gegessen. Ihr Fleisch hat zwar einen etwas strengeren Geschmack als das Schaffleisch, schmeckt indessen keineswegs unangenehm oder gar widerlich. Unendlich übertroffen wird es allerdings von dem der Fetthämmel, wie solche unter den Afrikanerschafen häufig in stattlicher Grösse vorkommen. Die Färbung dieser Tiere wechselt vom hellen Weiss bis zum dunkelsten Braun, auch sind stark gefleckte Tiere sehr häufig. Dagegen ist die Behaarung nicht mehr wollig zu nennen, sodass man von einem Vliess bei diesen mit richtigen Haaren versehenen Tieren kaum noch sprechen kann. Ihr Äusseres erinnert stark an das der Somalischafe, doch übertreffen sie diese nicht nur an Grösse, sondern auch in der Entwickelung der am Schwanze wuchernden Fettmassen ganz beträchtlich. Gilt dies schon von der im Hererolande gehaltenen Rasse, so ist es in noch höherem Grade bei den dem Namalande entstammenden Schafen der Fall, denn während ich aus einer Reihe von Messungen das Durchschnittsgewicht ausgeschlachteter Hereroschafe auf 15—20 kg feststellen konnte, fand ich bei den in Windhoek von Zeit zu Zeit geschlachteten Namaschafen bisweilen das erstaunliche Schlachtgewicht von 50 kg. Das Fleisch der Tiere besitzt neben der grossen Zartheit einen ausserordentlichen Wohlgeschmack und erinnert in nichts an den unangenehmen Talggeschmack, den das Fleisch europäischer Wollhämmel so leicht annimmt.

Die auffallendste Bildung an den dieser merkwürdigen Schafrasse angehörigen Tieren ist indessen der Fettsteiss, den dieselben mit sich herumtragen. Schleppen wäre eigentlich richtiger, denn bisweilen erreicht das Fettpolster dieses Anhängsels eine solche Grösse, dass es den Bewegungen hinderlich wird. Der Schwanz hat in seinem Ansatz beinahe die volle Breite des Rückens, zeigt unten eine Biegung und läuft in eine ziemlich dünne Spitze aus. Er besteht aus einem sich um den Knochen lagernden ausserordentlich zarten, mit weisslichen Fettmassen erfüllten Gewebe; in der Spitze aber findet sich in beinahe flüssigem Zustande ein öliges Fett, das an Güte den feinsten wirklichen Ölen gleichkommt. Dies Fett des Steisses hat nicht im entferntesten den talgigten Charakter des Fettes europäischer Hämmel. Es wird ausgebraten und liefert dann eine weiche, weisse Masse, die sich längere Zeit hält und in Aussehen und Geschmack vollkommen einer Mischung aus Gänse- und Schweineschmalz gleicht. Während das Gewicht des enthäuteten Fettschwanzes bei den Damaraschafen, die ich wiegen liess, selten 1,5 kg überstieg, betrug dasselbe bei den Namaschafen, die ich schlachten sah, durchschnittlich 4 bis 5 kg, und wie mir von durchaus glaubwürdiger Seite mitgeteilt worden ist, erreichte das Gewicht des wunderlichen Anhängsels bei in Rehoboth gezogenen Tieren ausnahmsweise 8 kg.

Was oben vom Hererorinde hinsichtlich seiner auch in Zukunft fortdauernden Bedeutung gesagt wurde, das gilt aus anderen Gründen auch vom Namaschaf, das als Schlachttier vom Wollhammel nicht erreicht und deshalb vor völliger Verdrängung durch diesen auch künftighin geschützt werden wird. Man kann annehmen, dass es um seiner ihm als Fleischvieh anhaftenden Vorzüge willen in denjenigen Gegenden, in denen wie im Hererolande die Zucht der Wollträger jedenfalls nur in sehr beschränktem Umfange möglich ist, auch später den Hauptbestand der daselbst gehaltenen Kleinviehrassen ausmachen wird.

Dagegen ist es besonders das Namaland und wahrscheinlich auch der grösste Teil des Rehobother Gebiets, in dem in nicht mehr ferner Zeit dies Tier durch das Wollschaf verdrängt werden wird, für das ja das südafrikanische Klima sehr gut geeignet zu sein scheint. Es ist auffallend und lässt sich allein durch die im ersten Kapitel angedeuteten Verhältnisse erklären, dass dies eine doppelte Rente abwerfende Tier in unserem Schutzgebiete bisher noch nicht in grösserer Menge vorhanden ist. Nur ein Landwirt, Hermann, hatte im Auftrage der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika eine grössere Schafherde aus der Kapkolonie eingeführt, die aber leider im Jahre 1893 durch die Witboois fortgenommen wurde. Erst ganz neuerdings beginnt

sich in dieser Beziehung eine Änderung vorzubereiten, indem einerseits im Namalande und im Siedelungsgebiet eine Anzahl Wollschafe zur Verwendung auf den neu ausgegebenen Farmen kommen. Andererseits ist, allerdings wie viele derartige deutsche Unternehmungen wieder einmal mit einem möglichst ungeeigneten Aufsichtsrat, eine Schäfereigesellschaft mit dem Sitze in Berlin

Fettschwanzschaf.

gegründet, die hoffentlich ein wenig verständiger arbeiten wird, wie so manche ihrer kolonialen Vorgängerinnen. Es ist klar, dass zunächst einmal eine bessere Verbindung mit der Küste bestehen muss, soll die Schafzucht auf weiter im Innern gelegenen Farmen eine möglichst befriedigende Rente abwerfen. Denn einen höheren, als den in Kapstadt in den letzten Jahren gezahlten Durchschnittspreis (von einem Sixpence = 0,52 Mark) für das Pfund wird man vorläufig auch in unserem Schutzgebiet kaum

erzielen. Aber unter allen Umständen wird die Ausdehnung der Schafzucht ein Segen für das Land werden, denn sie ist das einzige Mittel, den alle anderen überwiegenden Hauptzweig der Landwirtschaft, die Viehzucht, gleich von Anbeginn an zur Lieferung eines bis Europa hin ausfuhrfähigen Erzeugnisses in den Stand zu setzen.

Hier ist auch eine aus wirtschaftlichen Gründen der Schafzucht verwandte Haltung eines durch sein Haarkleid noch wertvolleren Tieres zu erwähnen, der Angoraziege. Auch für diese ist das Klima unseres Schutzgebietes im höchsten Grade geeignet, ja es wird von einigen Seiten behauptet, dass selbst ein nicht allzu stark mit Dornbüschen bestandenes Land ihr noch zusage.

Aus einem Berichte des Generalkonsuls in Kapstadt, v. Lindequist, der gleichzeitig ein vorzüglicher Kenner unseres Schutzgebietes ist, lässt sich entnehmen, dass die langdornigen Akazien kein sehr grosses Hindernis für die Zucht der wertvollen Tiere bilden. Bei der Bedeutung derselben für die Zukunft der Landwirtschaft in unserer Kolonie lasse ich seine Angaben im Auszuge folgen, die sich auf die Äusserungen hervorragender Sachverständiger in der Kapkolonie stützen, auf die sich auch die mitgeteilten Preisangaben beziehen: „Der Preis ist im allgemeinen in den letzten Jahren stetig geblieben, zeigt aber eher eine steigende Tendenz. Der derzeitige Durchschnittspreis für 1 Pfund Mohair ist 15 d [rund 1,25 Mark], für Wolle von Kitzchen 23 d. Der höchste Preis, der bisher überhaupt gezahlt ist, betrug 18 und 24,5 d, während er in früherer Zeit einmal vorübergehend auf 9 und 14 d herabgegangen ist. Die Stammeltern der Angora in Halesowen sind von einem gewissen Thompson seiner Zeit direkt aus Kleinasien importiert und garantiert rein gezüchtet. Sie gelten als die beste Zucht (sogenannte Celebrate breed), die in Südafrika existiert. Die mir vorgeführten erstklassigen Exemplare von Angoraböcken sahen vorzüglich aus, hatten 7 bis 10 englische Zoll langes Haar und zeichneten sich durch dichtes Haar am Bauch aus, was stets als ein Zeichen von Echtheit gilt und worauf bei einem etwaigen Ankauf ganz besonders zu achten ist. Der Preis dieser Angoraböcke bester Zucht in einem Alter von 1 bis 2 Jahren — eine grosse Kollektion mir vorgeführter war $1^1/_4$ Jahr alt — beträgt 5 £, bei Abnahme von 30 oder mehr 4 £ [80 Mark], wohingegen ganz rein gezüchtete Ziegen zu 3 £ abgegeben wurden. Von diesen waren damals 100 Stück verkäuflich . . . . Herr B. lässt sich bei der Züchtung von dem Gesichtspunkte leiten, Mohair von grösstmöglichem Gewicht und zugleich von möglichster Feinheit des Haares zu erzielen, was sich naturgemäss nur bis zu einem gewissen Grade vereinigen lässt. Ein mittelfeines Haar verkauft

sich sehr leicht und zahlt, da es ein grösseres Gewicht als das zarte hat, sehr gut. Die Frage, ob die Dornsträuche dem Haar nicht schaden, da die Angoras ebenso wie die gewöhnliche Ziege mit Vorliebe an den Dornsträuchern die Blätter abfressen, verneinte Herr B., indem er auf seinen stellenweise dicht mit Mimosen bewachsenen Platz verwies. Schädlich sei nur eine unter dem Namen Wachteenbitje bekannte Dornart, die allerdings in Deutsch-Südwestafrika an manchen Stellen sehr viel vorkommt und von der für Angorazucht in Aussicht genommene Plätze thunlichst gesäubert werden müssen. Auf meinen Fahrten in Südafrika habe ich denselben fast gar nicht mehr angetroffen, während er zweifellos früher hier nicht minder zahlreich als in Damaraland gewesen ist. Die beste Zeit zur Überführung würden die Monate April und Mai sein, da die Ziegen dann in vollem Haar sind, was sich für die Überführung sehr empfiehlt. Da sie in dieser Zeit ausserdem tragend sind, so würde dieselbe doppelt vorteilhaft für den Ankauf und Transport sein. Letzterer könnte nur auf dem Wege der Bahnbeförderung nach Kapstadt und von dort mit dem Woermanndampfer nach Lüderitzbucht oder Swakobmund erfolgen. Frühere Transporte der Regierung, der Firma Wecke & Voigts und vor allem in grösserem Massstabe der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika sind auf diesem Wege gut angekommen."

Wie in der Kapkolonie, so wird auch in Südwestafrika das Haar der Angoraziege zu einem wertvollen Ausfuhrgegenstand werden, wenn auch heute noch die Zucht derselben in den allerersten Anfängen steht. Denn sie ist ein echter Steppenbewohner und an die Weide sehr trockener Gebiete schon in ihrer Heimat gewöhnt. Sie eignet sich deshalb wohl noch mehr für das Leben in den regenärmsten Gebieten des Namalandes, und wer in den endlosen Halbwüsten der westlichen Karru in der Kapkolonie die zahlreichen Angoraherden beobachtet hat, die dort die ödesten Flächen durchweiden, der wird kaum bezweifeln, dass das, was dort möglich, auch in jenen Landschaften unseres Schutzgebietes durchzusetzen ist.

Auch das Kleinvieh*) leidet an verschiedenen Krankheiten, von denen einige ziemlich gefürchtet sind. Besonders schädlich ist natürlich die Räude, die im Dornbuschlande sich infolge der zahlreichen kleinen Wunden, welche die Haut davonträgt, obendrein viel leichter und in viel höherem Grade überträgt als im freieren Weidefelde.

*) Unter Vieh versteht man eigentlich im Schutzgebiet vorwiegend Kleinvieh, während die Rinder von den älteren Ansiedlern und den Eingeborenen stets als „Beeste" bezeichnet wurden. Dies Wort ist so gang und gäbe, dass die Ovaherero sich selbst den Namen „Beestkaffern" geben, im Gegensatz zu den „Klippkaffern", den Bergdamaras.

Das edelste von allen Haustieren, das Pferd, ist trotz des Vorhandenseins ungeheurer Ebenen ehedem dem Schutzgebiet selbst fast immer von Südafrika aus zugeführt worden. Von einer eigentlichen Pferdezucht konnte bis vor einigen Jahren daher kaum die Rede sein und ihr Aufblühen wurde ausserdem durch die Billigkeit brauchbaren, aus der Kapkolonie stammenden Pferdematerials aufgehalten. Kam doch noch zu Anfang der neunziger Jahre ein Pferd im Namalande selten auf mehr als 200 Mark zu stehen. Schon der Krieg mit den Witboois änderte indessen diese Preisverhältnisse, die steigende Nachfrage verschaffte dem Gedanken einer wirklichen Pferdezucht immer mehr Boden, und der neuerdings beendete südafrikanische Krieg, durch den die Ausfuhr von Reittieren aus der Kapkolonie gänzlich unterbunden ist, wird im Zusammenhang mit dem naturgemäss immer mehr wachsenden Bedarf eine schnellere Entwickelung dieses Zweiges des Landwirtschaft zur Folge haben. Auch von fernher hat man bereits Zuchttiere einzuführen begonnen, so aus Argentinien, und neuerdings, seit 1898, auch aus Deutschland. Da sich infolge der erwähnten Umstände die Preise im Jahre 1900 auf die doppelte Höhe der im Jahre 1897 gezahlten gehoben hatten, so hat die Regierung den Ansiedlern die Möglichkeit eigener Aufzucht dadurch zu erleichtern gesucht, dass sie aus ihrem Regierungsgestüt fast sämtliche Stuten im Austausch gegen Wallache abgegeben hat.

Noch längere Zeit wird es natürlich dauern, bis man mit einer neu eintretenden Verbilligung der Pferde wird rechnen können. Die bisher vorhandenen Tiere zeichnen sich durch all jene Eigenschaften aus, die das südafrikanische Pferd so geeignet für den Gebrauch in der Steppe machen, mit dem für Ross und Reiter manche Entbehrung und oft beträchtliche Anstrengungen verknüpft sind. Die guten Eigenschaften, die diese einheimischen Tiere besitzen, deren kleine Figur sich zwar nicht durch Schönheit auszeichnet, die aber in Bezug auf Ausdauer selbt unter den schwierigsten Verhältnissen kaum von irgend einer Pferderasse, vielleicht die echten Araber ausgenommen, erreicht werden dürften, werden sich gewiss bei den künftig in Südwestafrika gezogenen Tieren erhalten. Es ist fabelhaft, was das südafrikanische Pferd zu leisten vermag, und man muss es gesehen haben, wenn es vielleicht mehrere Tage lang, ohne Futter und Wasser erhalten zu können, seinen Reiter durch die öde Küstenwüste trug, ohne erschöpft zusammenzubrechen, um die Bedeutung solcher Tiere für ein solches Land richtig würdigen zu können. Die besten, aus Europa eben eingeführten Pferde würden Strapazen, die ihr südafrikanischer Verwandter erträgt, ohne irgendwelchen Schaden zu nehmen, einfach erliegen. Die Erfolge der Buren

in ihren neuerlichen Kämpfen beruhten zum Teil auf dem Besitz eines so hervorragend brauchbaren Materials an Reittieren.

Leider ist bis jetzt an eine Verwendung der Pferde nicht das ganze Jahr hindurch zu denken. Zwar leiden sie auch an Krankheiten, wie Milzbrand und dergleichen, aber diese sind in ihrer Gefahr nicht im geringsten zu vergleichen mit jener höchst verderblichen Seuche, die in ganz Südafrika unter dem Namen der „Pferdesterbe" bekannt ist. Diese tritt nur in bestimmter Jahreszeit auf, und zwar lediglich in der Regenzeit. Sie scheint ihren Höhepunkt dann zu erreichen, wenn die stärkeren Regen nachzulassen beginnen, und ihr Erlöschen fällt nach langjährigen Erfahrungen gewöhnlich in die Zeit der ersten Reifnächte, also etwa in die zweite Hälfte des April. Sieben Monate des Jahres ungefähr sind also frei von der „Sterbe", und während der übrigen Zeit ist es am besten, die Tiere auf sogenannte Sterbeplätze zu senden, d. h. in Gegenden, die aus uns noch gänzlich unbekannten Ursachen frei von der Krankheit sind. Zu diesen gehört das Küstenland und eine Anzahl kleinerer Gebiete im südlichen Herero- und im Namalande, darunter auch einige, die sich durch besonders grosse Meereshöhe auszeichnen. Wer seinen Tieren diese Wohlthat nicht zu teil werden lassen kann, der sucht sie wenigstens dadurch einigermassen zu sichern, dass er sie die ganze Nacht über und die frühen Morgenstunden hindurch streng im Kraal hält, denn es gilt als gewiss, dass das Fressen von Futter, das noch vom nächtlichen Thau befeuchtet ist, die Gefahr im höchsten Grade steigert. Die Verluste, die durch diese merkwürdige und sehr schnell wirkende Krankheit hervorgerufen werden, sind sehr beträchtliche. Zwar unterscheiden sich die einzelnen Jahre durch sehr verschiedene Schwere der Seuche, aber während bisweilen nur ganz wenige Tiere fallen, kommt es vor, dass in schweren Jahren einzelne Pferdezüchter in der Kapkolonie bis zu siebenzig Prozent ihres Bestandes eingebüsst haben. Einzelne Tiere, welche erfahrungsgemäss eine erworbene oder angeborene Immunität gegen die Sterbe besitzen, nennt man „gesalzen", und für derartige Pferde werden die höchsten Preise gezahlt.

Bei der schweren Sorge, die diese Geissel jedem Besitzer von Pferden einen Teil des Jahres hindurch verursacht und bei den grossen Verlusten an Kapital, welche durch sie hervorgerufen werden, hätte derjenige, dem es gelingt, ein wirksames Heilmittel oder ein immunisierendes Serum gegen dies Leiden des edelsten unserer Haustiere zu finden, Anspruch darauf, einer der grössten Wolthäter aller südafrikanischen Staaten zu heissen.

Weit weniger scheint durch diese Krankheit das Maultier gefährdet zu werden, das man früher nur sehr selten im Schutzgebiet

traf, bis im Jahre 1897 eine grössere Anzahl von der Regierung und von anderer Seite eingeführt wurde. Ebenso wird, wie es scheint, auch der Esel von der Krankheit nicht befallen, doch giebt es nicht viel von diesen, da sie doch nur zu leichteren Arbeiten benutzt werden können, wie zum Wasserholen und dergleichen.

Gehören die bisher erwähnten Haustiere zu den uns auch in Deutschland bekannten Gattungen, so besitzt unser Schutzgebiet in dem schon vor mehr als zehn Jahren dort eingeführten Kamel ein solches, dessen bisherige Haltung zwar nur das gute Gedeihen desselben in Südwestafrika erwiesen hat, das aber in Zukunft eine wichtige Rolle in solchen Gegenden spielen kann, in denen selbst an eine Verwendung von Ochsen nur in beschränktem Maße zu denken ist. Auch als Reittier dürfte es z. B. in den Grenzgebieten der Kalahari noch eine Verwendung finden. Immerhin muss aber bei seiner etwaigen Verwendung in grösserem Massstabe von richtigen Gesichtspunkten ausgegangen werden, die man bei der 1891 eingeführten ersten kleinen Herde (es waren zusammen 10 Stück) ganz ausser Acht gelassen hat.

Zunächst stammten diese aus Tenerifa und waren schon darum nicht so geeignet für den Anfang, wie die auf dem Festlande Nordafrikas gezogenen Tiere. Denn sie sind vor allem nicht an die Ausdauer gewöhnt, mit welcher diese ihre Last über Wege von vielen hundert Kilometern Länge zu schleppen pflegen. Ausserdem aber hatte man auch noch versäumt, den Kamelen irgend jemanden mitzugeben, der sich auf die Behandlung derselben verstand. Eine ganze Reihe übler Erfahrungen bei dem Versuche einer Verwendung waren die erste, ein Aufgeben aller ähnlichen Versuche und eine Entartung der vorhandenen Tiere durch Unthätigkeit bei reichlichem Futter die nächste Folge. Ich sah eine schwangere Kamelstute an vollständiger Verfettung aller inneren Organe zu Grunde gehen. Das Misslingen dieses Züchtungversuches aus den angeführten Gründen zeigt, wie vorsichtig man solche Dinge anzufassen hat, und wie unüberlegt es wäre, der Zucht eines Tieres die Möglichkeit absprechen zu wollen, wenn man nicht die näheren Umstände eines erstmaligen Misslingens kennt.

Der treueste Gefährte des Menschen, der Hund, ist natürlich auch in Südwestafrika vorhanden, und er hält sich auch in den aus Europa stammenden Rassen ganz gut. Die einheimischen Tiere sind dagegen meist hässliche und unangenehme Köter, zumal die Farbigen sich so gut wie gar nicht um sie kümmern. Zu Jagdzwecken bedarf man in diesen Ländern der Tiere indessen weit weniger als bei uns, denn das Aufspüren des Wildes besorgt jeder einigermassen gewandte Eingeborene besser als ein Jagdhund. Auch gilt in diesem Lande von den Hunden dasselbe

wie von unserer Hauskatze, dass sie nämlich der Gefahr des Verwilderns in nicht geringem Grade ausgesetzt sind.

Das Hausschwein ist erst seit kurzer Zeit eingeführt. Während die Tiere ursprünglich zwar gut gediehen, aber infolge zu grosser Inzucht ausserordentlich klein blieben und schliesslich fast zwerghaften Wuchs annahmen, hat die Schweinezucht später einen erhöhten Aufschwung genommen. Die Schweinezucht hat den Vorteil, dass die Tiere sich gut vermehren und sehr billig zu unterhalten sind. Wie Schwabe mitteilt, bedürfen sie in vielen Landesteilen gar keiner Zufütterung, sondern suchen sich selbst im Felde Knollen und Wurzeln, so namentlich die oben erwähnten Uientjes. Doch werden sie meist nur in den Wintermonaten zum Schlachten benutzt, da die heisse Zeit das fette Fleisch schnell unbrauchbar macht.

Die Haltung von Wassergeflügel ist natürlich sehr beschränkt, da es an grossen Wasserflächen im ganzen Schutzgebiet zu sehr mangelt. Mit der Aufzucht von Gänsen haben wir seinerzeit in Windhoek sehr schlechte Erfahrungen gemacht, während Enten ebenfalls nur in geringer Menge gehalten werden konnten und auch keine grossen Vorteile gewährten. Anders ist es mit dem europäischen Haushuhn, das nicht nur überall gut zu gedeihen scheint, sondern auch bereits in den Siedlungen der Weissen und im Bastardlande in ziemlicher Menge zu finden ist. Neben dem Haushuhn sah ich bei einigen Ansiedlern zahme Perlhühner, zu einer eigentlichen Zucht dieses Tieres war es aber noch nicht gekommen.

Im Ambolande ist die Hühnerzucht nach Schinz allgemein verbreitet, und obwohl die Hühner durchschnittlich nur die Grösse eines kräftigen Rebhuhnes besitzen, so sind sie als fleissige Eierleger doch sehr geschätzt. Eine sehr amüsante Thatsache ist zuerst durch v. Üchtritz bekannt geworden, die wegen ihrer Seltsamkeit hier wiedergegeben werden mag, zur Belustigung unserer heimischen Hühnerfreunde. Der Reisende lernte im Bastardlande eine eigentümliche Brutmethode der Bastardfrauen kennen. „In einem Hartebeesthaus sass ein altes, dickes Bastardweib, damit beschäftigt, Schakalfelle zu einer Pelzdecke zusammenzunähen. Auf Befragen wies sie uns in der Ecke einen Topf mit mehreren lebenden jungen Hühnchen, mit dem Bemerken, diese seien gestern und heut angekommen, doch habe sie noch elf Stück in Arbeit, welche heut und morgen die Schalen sprengen würden. Zum Beweise knöpfte sie ihren Busen auf und entnahm demselben einige Hühnereier, welche tags dort, nachts unter den Decken des Lagers in gleichmässiger Wärme erhalten werden. Allerdings machen die Frauen keine volle, mehrwöchentliche Brutperiode durch, sondern das ganze ist nur ein Notbehelf. Es kommt nämlich oft vor, dass ein Huhn viel-

leicht zwei Wochen und mehr gebrütet hat und dann nachts von Schakal oder Wildkatze geraubt wird. Hört die Frau das Geschrei, so eilt sie schnell hinaus, um die Eier in ihrem warmen Busen zu bergen, ehe sie erkalten, und führt nun das Brutgeschäft zu Ende. Nur ältere Frauen können dies thun, da sie beständig im Pontok sitzen; jüngere Frauen müssen sich zu viel im Haushalt bewegen."

Schliesslich mag unter den Haustieren noch eines Erwähnung gethan werden, das von Dr. E. Hahn wohl mit Recht diesen zugezählt wird, nämlich der Biene. Da die Honig sammelnden Tierchen in den Hochsteppen des Innern in zahllosen Völkern vorhanden sind, so ist die Imkerei ein Beschäftigungszweig, der einer guten Entwickelung fähig ist. Bis jetzt wird die Bienenzucht nur ganz ausnahmsweise von dem einen oder andern Liebhaber betrieben (so zu meiner Zeit in Rehoboth und in Windhoek).

In einem Lande, in dem der Europäer eine ihn in vieler Hinsicht interessierende wilde Tierwelt vorfindet, pflegt er auch einzelne Geschöpfe, die ihm jung in die Hände gefallen, zu hegen und sich an ihrem Gebahren zu erfreuen. So konnte man schon bald nach der Erbauung der ersten Häuser in Windhoek eine ganze Menagerie aus den damals daselbst gehaltenen Tieren zusammenstellen. Kleine Antilopen, Schakale und Wildkatzen, Paviane, Schildkröten, ein zahmer Strauss und anderes mehr trieb sich in der Nähe der Häuser oder auf den Höfen umher. Nirgends aber hat die Haltung solcher Tiere zu dem Versuch geführt, eine bisher wilde Gattung durch wahrhaft vernunftgemässe Züchtung der Reihe der Haustiere einzuverleiben. Nicht einmal Anregungen dazu werden gegeben, obschon sich aus naheliegenden Gründen die anderwärts angestellten Zähmungsversuche der Elenantilope und des Zebras auch für unser Schutzgebiet empfehlen würden. Besonders das Tigerpferd könnte bei seiner Immunität gegen viele Seuchen und ganz besonders gegen die seinem zahmen Verwandten so gefährliche Sterbe versuchsweise zu einer Kreuzung benutzt werden, die vielleicht in mancher Beziehung noch widerstandsfähiger sein würde als die einheimische Pferderasse und vielleicht auch gegen die erwähnte Krankheit gesichert sein würde. Genug, es ist klar, dass hier noch ein weites und dankbares Feld für den Liebhaber vorhanden ist, der damit nicht allein dem menschlichen Bedürfnis eines Schutzes unschädlicher Tiergattungen vor der ihnen sonst vielleicht drohenden Ausrottung genügen würde, sondern gleichzeitig sich ein wahres und schwerlich irgend einem Widerspruch unterliegendes Verdienst um die Entwicklung der Kolonie erwerben könnte.

Siebentes Kapitel.

Die Eingeborenen Südwestafrikas.

In ethnographischer Beziehung kann man unser Schutzgebiet nicht allein als das interessanteste Land von Südafrika, sondern ohne Übertreibung als eines der am meisten anziehenden Gebiete der ganzen Erde bezeichnen. Nicht nur der Umstand, dass hier in friedlichem oder feindlichem Nebeneinander mehrere von Grund aus verschiedene Rassen ihre Wohnsitze gefunden haben, ist der Grund, weshalb wir dies Land der eingehenden Untersuchung fachmässig vorgebildeter Ethnologen wert erachten. Noch mehr ist die in allgemein menschlichen Dingen begründete Aufmerksamkeit zu erklären, die uns zwingt, die Völkerschaften dieser Kolonie näher kennen zu lernen, wenn wir uns die tiefen Gegensätze vergegenwärtigen, die in den beiden wichtigsten Stammesgruppen uns entgegentreten, wenn wir Sinn für die düstere Tragik besitzen, welche in dem allmählichen Untergange eines ehemals geistig hochstehenden Teiles der Menschheit liegt, der durch eine Jahrtausende währende Zeit der Abgeschlossenheit gegen entlegene Kulturwelten in der Einsamkeit seiner von Europa und Nordafrika endlos weit entfernten Steppen die Widerstandskraft gegenüber plötzlich auf ihn eindringenden fremden und schädlichen Einflüssen eingebüsst hat. Denn die dunkelfarbigen Hirtenvölker des südafrikanischen Ländergebiets, von der Natur mit einem kräftigen Körper und weniger Nerven und Hirn begabt als die schwächeren und geistig regsamen Hottentotten, sind erst in verhältnismässig später Zeit in das Süddreieck der Alten Welt eingewandert. Wir können uns, fussend auf den Vorgängen in benachbarten Gebieten und auf den Nachrichten und Untersuchungen, die sich auf Ereignisse in Südafrika selber beziehen, die historischen Vorgänge, welche zu der heutigen Bevölkerungsverteilung in unserem Schutzgebiete führten, etwa folgendermassen vorstellen:

Vor einer Reihe von Jahrhunderten noch war der grösste Teil der Länder, wenn nicht das ganze Gebiet, das wir heute als das aussertropische Südafrika bezeichnen, insbesondere

auch der Osten und Südosten desselben von der gelben Rasse der Hottentotten bewohnt. Ob wir damals überhaupt einen Unterschied zwischen ihnen und den Buschmännern, ihren nahen Verwandten, annehmen dürfen, lasse ich hier unerörtert, denn für die Bevölkerungsverteilung ist diese Frage nicht weiter von Belang. Lange, vielleicht Jahrtausende hindurch, muss das wunderbare Volk die Einöden, dies Südende des Weltteiles, bewohnt haben, denn wie hätte es sonst die eigenartigen und so sehr von denen anderer afrikanischer Völker abweichenden körperlichen Merkmale erhalten und weiter entwickeln können, die ihm eine ganz gesonderte Stellung unter allen Bewohnern des dunkeln Kontinents, dunkel auch in seinen ungelösten Rätseln ethnologischer Natur, angewiesen haben. Erst zur Zeit unseres Mittelalters scheint eine Änderung eingetreten zu sein, welche engere, zumeist wohl kriegerische Berührungen mit fremden Volksgruppen zur Folge hatte. Jene grosse Völkerwanderung im afrikanischen Tropengebiet, welche bis auf den heutigen Tag eigentlich in ihren letzten Bewegungen verfolgt werden kann, hat nach der Annahme einiger Historiker etwa im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung jenen Teil der Negerrasse in den Südosten von Afrika geführt, welcher unter dem Namen der Kaffern zusammengefasst wird und in dem wir den kräftigsten und energischsten Teil der sogenannten Bantuvölker, d. h. der das Gebiet südlich vom Äquator bewohnenden Schwarzen zu erblicken haben. Damals schon wird jenes langsame Zurückweichen der schwächeren Hottentottenvölker in den Süden und in den Westen begonnen haben, das mit der Besitznahme jener Wohnsitze endete, in denen die ersten europäischen Kolonisten, die Holländer, bereits vor einem Vierteljahrtausend die gelbe Rasse des Südens vorfanden. Haben wir nun in den in den Gebirgen des Ostens und Südens von Südafrika noch lange Zeit lebenden Buschmannshorden vielleicht die herabgekommenen Reste ehemaliger Hottentottenstämme zu sehen? Wer mag diese Frage noch entscheiden, wo ausser den Höhlenzeichnungen in jenen wilden Gegenden fast nichts mehr an jene untergehenden Stämme erinnert?*) Wahrscheinlich hat bereits damals ein stärkeres Drängen der Hottentotten in die menschenleeren Länder im Nordwesten Südafrikas begonnen. Möglich, ja wahrscheinlich ist, dass sie daselbst schwarze, mit den Kaffern nicht verwandte Bevölkerungselemente vorfanden, die, von ihnen unterjocht, die Sprache der ihnen gegenüber siegreichen Gelbhäute annahmen, die Vorfahren der

*) Über die ethnographische Zugehörigkeit der Buschmänner ist viel hin- und hergestritten worden. Weiter unten soll diese Frage kurz besprochen werden.

heutigen Bergdamara, die trotz ihrer unzweifelhaften Negerabkunft ein verdorbenes Nama sprechen.

Nun beginnt sich der Schleier, der über der früheren Geschichte von Südafrika ruht und den wohl kein Geschichtsforscher mehr lüften wird, zu heben. Mit dem weiteren Vordringen der Europäer in der Kapkolonie war zwar dem Herandrängen der Kaffernstämme für alle Zeit ein Ziel gesetzt, aber auch einzelne hottentottische Stämme der am weitesten nach Nordwesten hin wohnhaften Naman haben späterhin die Kolonie verlassen und sind nach Norden gezogen, wo jenseits des Oranjestromes das letzte frei ihrer Rasse zugängliche Ländergebiet lag. Vielleicht aus demselben Grunde, infolge des Dammes, den schon die ersten Kolonisten, den vielleicht auch die den rinderhütenden Abantu unwirtlich erscheinende Karru ihrem Vordringen setzte und infolge eines vielleicht auf diese Weise entstehenden Rückstauens der schwarzen Völker mögen einige diesen zugehörige Stämme, um die grosse Kalaharisteppe herumwandernd, den Norden unseres heutigen Schutzgebietes erreicht haben. Jedenfalls können wir uns anders die Anwesenheit der Ovaherero, eines so typisch entwickelten Kaffernvolkes mit allen Merkmalen dieses Zweiges der Abantu, auf keine Art erklären. Und was im Südosten Jahrhunderte früher begann, das alte Spiel nahm auch hier seinen Anfang, als die beiden feindlichen Rassen in diesem letzten, von den freien Naman besetzten Zufluchtsgebiet aufeinanderstiessen, eine Reihe wilder Kämpfe, deren Ausgang, wie im ersten Kapitel bereits angedeutet wurde, auf unsere Tage gefallen ist.

So wurde der Süden das Gebiet der gelben, der grösste Teil des Nordens Eigentum der Kaffernrasse, der tropische Teil wird von den den Angolanegern nahestehenden Ovambo behauptet, während die wunderlichen Reste der Bergdamara und der Buschleute zwischen ihren Wohnsitzen ein vereinsamter Rest herabgekommener oder, wenigstens was die Buschmänner anbelangt, vielleicht auch nur neu entstandener Völker, ihr Dasein fristeten. Neu hinzugekommen aber sind von Südafrikanern in den letzten Jahrzehnten die Mischrasse der Bastards und einige Horden eines im fernen Osten ansässigen Kaffernvolkes, der Betschuanen. Kurz, wir haben in der an Zahl nicht einmal grossen Bevölkerung unserer Kolonie ein seltsames Gemisch der denkbar verschiedensten Völker und Rassen, denn allein von diesen zählen wir heute einschliesslich der Weissen in dem beschränkten Gebiet von Südwestafrika drei ohne die Urbewohner und die Mischbevölkerungen.

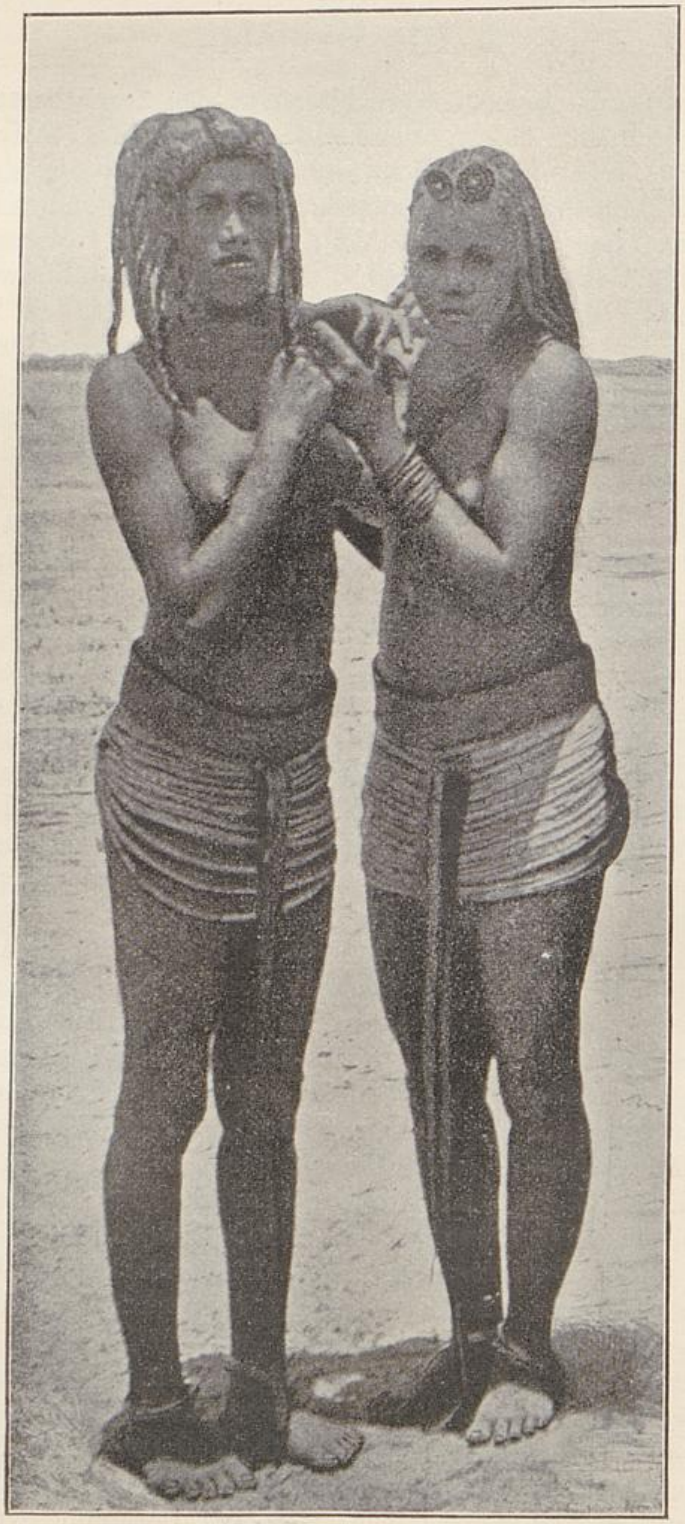
Auch in ihrem äusseren Verhalten, besonders in politischer Beziehung, erwecken die Völker des Schutzgebiets unser Interesse. Vermögen wir an ihnen doch die verschiedenen Formen zu studieren, die ein Staatswesen im Beginne seiner Entwickelung

anzunehmen vermag. Welch ein Schritt von der strengen Despotie der Ovambohäuptlinge bis zu den fast gesetz- und rechtlos das wilde Khomasland durchschweifenden Bergdamaras. Wie sonderbar mutet uns der schroffe Gegensatz zwischen den an mittelalterliche Feudalherren erinnernden Führern einzelner Hottentottenstämme und dem aristokratisch regierten Hererovolke an. Und wie sonderbar, dass wir in diesen unfertigen Verhältnissen gewissen Anschauungen begegnen, deren Verwirklichung unsere übereifrigen Sozialpolitiker uns als die höchste Blüte und als das endliche Ziel aller Kultur hinstellen möchten. Noch mehr aber muss Südwestafrika in den Augen aller ethnographischen Forscher von Fach gewinnen. Denn während in der Kapkolonie, während selbst im Innern und im Osten des britischen und des holländischen Sprachbereichs von Südafrika jene wunderbaren Rassenüberreste, von denen ich gesprochen habe, die Hottentotten und die Buschmänner, längst durch die Berührung mit der Europäerwelt in ihrem innersten Wesen verändert und zu etwas ganz anderem geworden sind, als was sie vordem gewesen, ist zwar nördlich vom Oranje dieser alles Ursprüngliche umgestaltende Einfluss ebenfalls thätig gewesen, aber doch bei weitem nicht in dem Masse, wie am Kap. So lassen noch heute die den beiden Völkern angehörenden Stämme neben vielen Zeichen des Verfalles Züge erkennen, die ihrem ursprünglichen Charakter eigentümlich sind und die uns vermuten lassen, ein wie ganz anderes Bild die gelbe Rasse ehedem gewährt haben muss. Mit anderen Worten, wer die geistige Eigenart der Hottentotten und ihrer Verwandten, der Buschleute, studieren, ja sogar wer ihre körperlichen Eigenschaften wirklich gut kennen lernen will, der vermag dies nur noch innerhalb der Grenzen unseres Schutzgebietes. Aber da mit der fortschreitenden Besiedelung und der ständig wachsenden Beeinflussung der Urbewohner durch die Weissen jedes Jahr seine umändernde Wirkung geltend macht, so muss eine solche Untersuchung der Völker unseres Schutzgebietes bald geschehen! Es sollte mir eine hohe Genugthuung sein, wenn diese Zeilen dazu beitragen würden, Erhebungen in dieser Richtung zu fördern. Zwar vermag ja auch der Laie einiges Beobachtungswerte auf diesem Gebiete zu sammeln, aber wünschenswert wäre es doch, wenn die körperlichen Eigenschaften unserer Stämme in einer Weise der Nachwelt geschildert würden, wie die der übrigen Eingeborenen Südafrikas in dem klassischen und für alle Zeiten grundlegenden Werke von G. Fritsch, und wenn ihren geistigen Lebensäusserungen ein Forscher von dem Range eines von den Steinen dereinst ein Denkmal setzen würde, das ihnen über die kurze Spanne Zeit hinaus, die sie als selbständige Rasse noch vorhanden sein werden, die allgemeine Aufmerksamkeit sichern möchte.

1. Die Ovambo.

Die Ovambo bewohnen nicht allein den fruchtbarsten und, wie wir gesehen haben, bereits den tropischen Strichen angehörenden Teil unseres Schutzgebiets, sondern sie sind auch, ungeachtet ihrer in der Flächenausdehnung am meisten beschränkten Wohnsitze, das zahlreichste Volk der ganzen Kolonie. Man schätzt ihre Gesamtzahl innerhalb der Grenzen von Südwestafrika auf rund 100 000 Köpfe. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist daher in diesem Gebiet eine weit höhere als selbst im Hererolande, wenngleich sie sicher selbst in stark bevölkerten Gegenden im Durchschnitt kaum viel über ein Hundertstel der in Deutschland herrschenden hinausgeht. Über die körperliche Bildung der Ovambo ist wenig mehr zu sagen, als dass sie die Merkmale der zu den Abantu gehörenden Völker besitzen, denen ja auch die Kaffern Südafrikas angehören. Vor allem ist ihre Farbe nicht jenes tiefe Schwarz, das man bei uns fälschlich als die Farbe aller afrikanischen Negervölker anzusprechen gewohnt ist, sondern eher ein tiefes Braun. Die wenigen Ovambo, die ich selbst gesehen, waren kräftige, wohlgebaute Leute, aber sie waren kleiner, als die Qvaherero, und auch Schinz, wohl der beste Kenner dieser Stämme, schildert sie als an Körpergrösse hinter diesen zurückstehend. Nach den Mitteilungen dieses Reisenden ist neben dem allbekannten Negertypus auch ein fast europäischer Typus des Gesichts besonders in der Bildung der Lippen und der Nase zu beobachten.

Wie bei allen halbwilden Völkern stehen die geistige Entwickelung und der Charakter auch bei den Ovambo in engster Wechselbeziehung zu den äussern Lebensverhältnissen, diese teils selbst gestaltend, teils wieder von ihnen bedingt. Despotischen Häuptlingen unterworfen, ohne alle persönlichen Rechte dem Herrscher gegenüber, sind kriechende Unterwürfigkeit und eine gewisse Tücke und Unbeständigkeit der Gesinnung die übelsten Folgen dieses Zustandes. Auf der anderen Seite hat der Zwang, dem sie beständig unterworfen sind, die andauernde Unterordnung unter einen fremden Willen wohl auch eine lobenswerte Seite ihres Wesens zur Entwickelung gebracht, der wir im allgemeinen bei den übrigen Völkern unserer Kolonie nur ausnahmsweise begegnen. Schwabe rühmt ihnen nach, dass sie weit arbeitsamer seien als alle anderen Farbigen, und er giebt an, dass sie unter anderm auf den Guanofeldern am Kap Kross fast ausschliesslich die Arbeit verrichtet hätten. Mit der dichteren Besiedelung des Landes, dem engeren Beisammenwohnen in grossen Werften und dem von oben bestehenden Zwange hängt



Ovambomädchen.

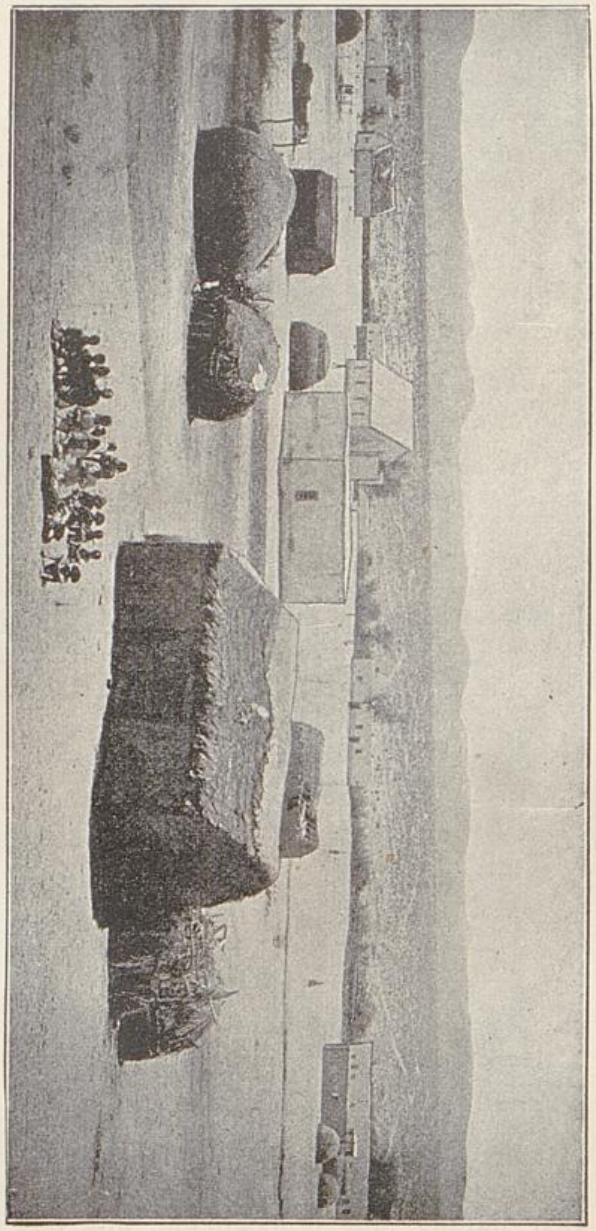
wohl auch zusammen, dass unter diesem Volke die Industrie, soweit man diese Bezeichnung auf die Gewerbethätigkeit eines solchen Volkes anwenden darf, leistungsfähiger ist als unter den Ovaherero. Korbgeflechte aus diesem Gebiet sind meist gut gearbeitet, besonders aber zeichnen sie sich als Schmiede aus, und die Eisenperlen, deren sich die Ovaherero in früherer Zeit allgemein zur Vervollständigung ihres Schmuckes bedienten, stammten meist aus dem Ambolande. Auch Werkzeuge und namentlich Messer, deren Scheide an einer Seite eine längliche Öffnung trägt, gelangten von dort vielfach bis weit nach Süden. Die Kleidung der Leute, bei den Männern aus einer Art Lederschurz bestehend, ist äusserlich weniger auffallend als bei den Ovaherero; auch hier werden die flachgeschliffenen kleinen Scheiben aus Strausseneierschalen bei der weiblichen Kleidung verwandt.

In sexueller Beziehung stellt Schinz, teilweise fussend auf den Mitteilungen unseres gemeinsamen Freundes, des Missionars Rautanen in Olukonda, den Ovambo ein recht gutes Zeugnis aus. Während v. Üchtritz in dieser Hinsicht der landläufigen Erklärung sich anschliesst, halte ich die von dem Erstgenannten gegebene Erklärung für das Zurverfügungstellen einer Frau von seiten des Häuptlings für durchaus zutreffend. Wohl aber hatte v. Üchtritz reichlich Gelegenheit, die Hinterlist dieses Volkes kennen zu lernen. Für eine besondere Höhe der sittlichen Anschauung im allgemeinen spricht auch nicht gerade, dass der Giftmord, der in einzelnen Gegenden Afrikas besonders häufig geübt wird, auch im Ambolande als Mittel zur schnelleren und bequemeren Erledigung erbschaftlicher Angelegenheiten benutzt zu werden scheint.

2. Die Ovaherero.

Wenn wir uns der allgemeinen üblichen Schätzung des Volkes der Ovaherero anschliessen, welche die Kopfzahl derselben auf 80,000 angiebt, wenn wir ferner das von ihnen bewohnte Gebiet in den engsten Grenzen, d. h. nur bis etwa zum Meridian von Otjimbingue und nach Süden nur bis zum Swakob ansetzen, so ergiebt sich daraus eine Volksdichte, die mit ungefähr 0,5 auf ein Quadratkilometer nur ungefähr dem zweihundertsten Teile der im deutschen Reiche herrschenden Bevölkerungsdichtigkeit gleichkommt. Die Bezeichnung „Damara“ für die Ovaherero wird als englische am besten aufgegeben. Was aber die hier angewandte Schreibweise anbelangt, so möchte ich betonen, dass sie nichts anderes ist als die in den Bantusprachen und namentlich

in Ostafrika so häufige Pluralform, denn das O im Anlaut wird meist nicht sehr deutlich gesprochen, so dass das Wort ähnlich klingt wie Waherero.



Hererosiedelung.

Körperlich stehen die Ovaherero den südafrikanischen Kaffern so nahe, dass man sie ohne weiteres mit den Amasulu Natals verwechseln kann. Ihr Bau ist muskulös und ihr Äusseres verdient durchaus wohlgebildet genannt zu werden. Ihre Farbe ist ein schwärzliches Braun, doch sieht man sehr oft Leute von fast

gelbbrauner Farbe. Unter den Eingeborenen unseres Schutzgebietes sind sie weitaus am grössten, und die meisten von ihnen erreichen das Gardemaß. Ich habe ausser unter den Sulus bei keinem Kaffernvolke so viel Männer gesehen, deren Grösse über 1,80 m hinausging, und auch die Frauen zeichnen sich nicht nur durch einen stattlichen Wuchs, sondern auch durch eine nach europäischen Begriffen gute Figur aus. Auffallend ist, dass die Bewohner einzelner Gegenden, so namentlich der nordöstlich von Windhoek wohnende Stamm der Ovambandjeru, eine viel dunklere Hautfarbe besitzen als die übrigen Angehörigen des Volkes. Man hat hierfür die Erklärung versucht, dass diese Leute eine Beimischung von Blut der Bergdamara besitzen, ich wage aber, obwohl ich die Thatsache zugeben muss, die Richtigkeit dieser Annahme nicht als feststehend zu behaupten.

Die Gesichtsbildung des Herero entspricht durchaus der der südafrikanischen Kaffern, d. h. sie ist wohlgebildet, und es gehört nicht viel dazu, sich vorzustellen, dass fremde, vor Jahrhunderten wirksame Einflüsse nicht allein jenen hellern Typus, sondern auch die Häufigkeit kaukasischer und ganz speziell an die Semiten erinnernder Züge hervorgerufen haben, die uns ja auch an vielen Kaffern des Ostens auffällt.

Die äussere Erscheinung dieses Kaffernvolkes hat gegen früher stark durch die Einführung der europäischen Kleidung verloren. Damit soll nicht behauptet werden, dass der Herero in einem an die Kleidung eines burischen Farmers erinnernden Aufzuge eine lächerliche Figur mache, wie man sie unter den westafrikanischen, die reinen Äusserlichkeiten der fremden Kultur nachäffenden Negern so oft beobachten kann. Im Gegenteil, eine Horde dieser stattlichen Gestalten mit ihren breitrandigen Schlapphüten, ihren einfachen Kord- oder Drellanzügen nimmt sich auch so recht gut aus, zumal wenn ein paar Gewehre und einige bunte Schärpen und Kopftücher das Malerische und Wilde des Ganzen erhöhen. Aber wer je die echten Feldhereros in ihrem aus dünnen Lederriemen kunstvoll geflochtenen Schurz und ihren den übrigen Körper kaum bedeckenden Lederbändern einherschreiten sah, den glänzend bronzefarbenen, riesigen Körper hochaufgerichtet und hinter dem kräftigen Nacken mit beiden Armen die Wurfkeule, den Kirri, haltend, der wird diese Erscheinung der herrlich gebauten Halbnomaden entschieden doch noch für charakteristischer und wohl auch für schöner erklären. Weniger schön, aber dafür sehr eigenartig war die alte Tracht der Frauen, deren auffallendste Stücke ausser in den schweren Ringen und Bändern aus Eisenperlen in der wunderbaren, mit drei lanzettförmigen Spitzen versehenen Lederhaube bestanden, die sich eher wie ein kriegerischer Helm als wie eine weibliche

Kopfbedeckung ausnahm, und deren wertvollstes Stück, das natürlich nicht jedes Weib besass, das seltsame Kleidungsstück aus Strausseneierschalen war. Dies „Korsett" bestand aus vereinigten, aus rund geschliffenen Schalenscheibchen aufgereihten Ketten von grosser Zahl, und wie langsam seine Herstellung vor sich ging, beweist der von Schinz angegebene Preis von 1 bis 2 grossen Ochsen, der schon vor bald zwei Jahrzehnten für die Herstellung eines solchen panzerartigen Bruststücks bezahlt wurde.

Hererofrau in der alten Tracht.

Die europäische Kleidung wurde zunächst vorwiegend von den zum Christentum übergetretenen Ovaherero angenommen, doch hat sich seit dem Beginne der Missionsthätigkeit ihr Gebrauch besonders im Süden des Hererolandes schon sehr verbreitet. Ausser dem bereits erwähnten Kirri, der Wurfkeule und der Assegaie, hat ein Teil der Kaffern aber auch seine alten Waffen mit solchen europäischer Herkunft vertauscht, und namentlich im Süden sieht man ziemlich viel Gewehre in den Händen der Leute, in der Mehrzahl allerdings sogenannte Pavianspfoten, Vorderlader ältester und oft sehr mässiger Konstruktion.

Auch in der äusseren Lebensweise beginnt mehr und mehr der Einfluss des weissen Elements sich geltend zu machen. In den grösseren Orten im Süden sind viele der Wohlhabenderen aus den ursprünglichen Hütten in allerdings sehr einfache und unschöne, aber doch festere Wohnhäuser übergesiedelt. So trifft man ein an das alte Leben erinnerndes Treiben in ursprünglicher Form eigentlich nur noch in den weiter draussen im Felde liegenden Werften. Dort stehen noch die Rundhütten mit ihrer Lehmschicht und den Fellen, welche sie in der Regenzeit gegen die Nässe schützen sollen, da ist die Niederlassung noch von Dornkraalen (Hecken aus abgehauenen dornigen Aesten) umgeben, da flackert noch das heilige Feuer, und dort, und das ist die Hauptsache für den Herero, befindet er sich in nächster Nähe seiner die Steppenweide durchwandernden, über alles geliebten Rinder. Dort vermag er in dem Genusse von Omaire, der allgemein genossenen Sauermilch, eines wirklich vorzüglichen Getränkes, zu schwelgen. Dort giebt es auch ab und an Fleisch, verhältnismässig selten aber solches von einem Ochsen. Denn obwohl dies Volk ein Hirtenvolk im vollsten Sinne des Wortes genannt werden muss, ist der Herero, auch der Reiche, der vor der Rinderpestseuche vielleicht Tausende von Rindern sein eigen nannte, nur schwer dazu zu bewegen, einen Ochsen auf die Schlachtbank zu liefern. Ebenso ungern verkauft er einen solchen; er liebt ihn eben nicht als einen Gegenstand von so und so hohem Werte, sondern um seiner selbst willen, und seit das Verbot des freihändigen Verkaufs von Munition und Spirituosen den Handel mit den einzigen Dingen erschwerte, für welche auch dieser Geizkragen gerne seine Ochsen hergab, hielt es sehr schwer, eine grössere Anzahl Rinder von den „Beestkaffern“ einzukaufen. Die Rinder waren aber auch von jeher das Einzige, für das diese Leute etwas thun, das dem Afrikaner sonst der Schrecken aller Schrecken ist, d. h. für welche sie Arbeit leisteten, und zwar nicht selten harte, anstrengende Arbeit. Derselbe Mann, der sich gehütet hätte, selbst um guten Lohn einen Finger für den weissen Mann zu rühren, steht unverzagt den halben Tag über im Sonnenbrande, um die Schöpfeimer aus der Tiefe einer „Pütz“, d. i. eines künstlichen Brunnens, heraufzuheben, mittels deren Inhalt die kostbaren Tiere getränkt werden. Und wenn einige der Tiere, wie dies in der südafrikanischen Steppe sehr häufig vorkommt, sich verlaufen haben, so scheut er nicht wochenlange Wanderungen unter den grössten Entbehrungen, um der Verlorenen durch unablässiges Verfolgen der Spur wieder habhaft zu werden.

Die geistigen Eigenschaften der Ovaherero und ihre sittlichen Anschauungen bedürfen einer etwas ausführlicheren Dar-

stellung, da dies Volk wegen seiner Kopfzahl und, weil es der unmittelbare Nachbar unserer Siedelungsgegenden ist, besondere Beachtung verdient. In sexueller Beziehung werden ihnen von mancher Seite starke Vorwürfe gemacht. Ich kann nicht sagen, dass sie schlimmer sind als so viele andere Naturvölker, bei denen, zumal bei körperlich kräftig und gut entwickelten Leuten, die hier in Frage kommenden Anschauungen doch wohl nicht mit allzu strengem Maßstabe gemessen werden dürfen. Jene widerlichen Ereignisse, die von Zeit zu Zeit gerade in unserer, in dieser Beziehung durch und durch lügenhaften, überfeinerten Kulturwelt von sich reden machen, und die am meisten die Kreise der heuchlerischen Moralprediger unserer „Gesellschaft" so oft kompromittieren, kommen unter ihnen jedenfalls nicht vor. Wohl aber ist ihr Geiz charakteristisch; gross ist auch ihre Neigung zum Stehlen, und in diesem Punkte halte ich das Urteil, das die sonst so vortreffliche Schilderung dieses Kaffernstammes in dem Werke von Schinz enthält, für zu optimistisch, soweit es ihren Verkehr mit den Europäern betrifft, denn ich selbst war mehrfach Zeuge sehr unverschämter Diebstähle gerade Weissen gegenüber. Unangenehm wirkt ferner das freche und lärmende Wesen, das der Herero dem Fremden gegenüber zur Schau trägt; und es berührt bisweilen komisch, die Naivität zu beobachten, mit der die grössten Unverfrorenheiten ausgesprochen werden. So ist zu verschiedenen meiner Bekannten von den Ovaherero mit staunenswerter Ruhe geäussert worden, dass man bei nächster Gelegenheit ihnen und überhaupt den Europäern den Hals abschneiden werde. Das geschah allerdings vor der ersten Truppenverstärkung, war aber durchaus nicht ernst zu nehmen, denn „so lange der Herero droht und schilt, so lange ist keine Gefahr, wird er aber freundlich, dann hütet euch vor ihm". So charakterisierten uns Naman und Bastards die Kaffern, und sie kannten sie!

Allerdings vermag man selbst unter schwierigen Verhältnissen durch eine geschickte Behandlung viel zu erreichen, und besonders bezeichnend für die Möglichkeit, auch dann mit ihnen fertig zu werden, ist die köstliche Art, auf die einer der jüngeren Offiziere der Truppe sie überredete, ihre Gewehre laut Vorschrift stempeln zu lassen. Als er nämlich sah, dass die zeitweise Auslieferung der Gewehre in seinem Bezirk auf Schwierigkeiten stossen könne, erklärte er einfach: „Ihr habt gesehen, vor welchen Verlusten die Impfung eurer Rinder viele von euch bewahrt hat. Nun seid vernünftig und sichert auch eure Schusswaffen gegen irgendwelchen Schaden, der sie treffen könnte, indem ihr sie impfen lasst." Das half in der That, und durch diese erheiternde Wendung der Angelegenheit erreichte er mehr als durch die etwaige Anwendung von Gewalt.

Zur Arbeit wird der Herero natürlich erst zu erziehen sein. Dass er arbeiten kann, hat er bei der Behandlung seiner Rinder längst erwiesen; dass er nicht gern arbeiten will, so lange er's nicht nötig hat, und dass eine Ausbildung von Anschauungen, wie wirklicher Fleiss und Erkenntnis des Segens der Arbeit sie voraussetzen, nicht in wenigen Jahrzehnten erworben werden können, wird wohl jeder begreiflich finden. Dass er aber faul sei in demselben Sinne, in dem wir dies Wort gebrauchen, das wage ich zu bestreiten. Bisher wuchs den Naturvölkern dieses Landes zu, was sie zum Leben brauchten. Indem man ihnen den Vorwurf machte, dass sie träge seien, vergass man stets eine gewichtige Thatsache. Die Bedürfnisse der Eingeborenen an europäischen Waren sind gering. Einige Kleidungsstücke, eine Decke, ein Stück Tabak und einige wenige Kleinigkeiten, das ist alles, was der unter den Weissen lebende farbige Arbeiter wirklich braucht. Spirituosen, die er in den meisten Fällen gierig ersehnt, erhält er nicht ohne weiteres, und Mehl, Reis und Zucker, die er bisweilen kauft, sind bereits mehr oder weniger als Luxuswaren anzusehen, da er dieser Dinge in normalen Zeiten bei der Billigkeit des Fleisches kaum bedarf, das ihm ja häufig die eigene Herde liefert, ohne dass er darum arbeitet. Man bedenke, dass ihm die Früchte des Feldes den vegetabilischen Teil seiner Kost zu liefern vermögen und dass die beiden Bedürfnisse, die in unserer Heimat so viel Geld verschlingen, Wohnung und Heizung, in dem herrlichen Klima des Schutzgebietes keinerlei Ausgaben verursachen. Er kann also thatsächlich im Besitz der oben angeführten Dinge eine Zeit lang ein ganz behagliches Dasein führen, ohne zu arbeiten. Und nun frage ich jeden Kenner der unteren Klassen bei uns, ob er glaubt, dass diese Leute so arbeiten würden, wie sie es thun, wenn sie ohne diese Arbeit ihre Bedürfnisse zu befriedigen vermöchten. Daraus, dass ein grosser, vielleicht der grösste Teil von ihnen dies nicht thun würde, wird man aber kaum den Vorwurf der Faulheit gegen den europäischen Arbeiterstand herleiten wollen. Kurz, weil der eingeborene Arbeiter im Ganzen nur dann arbeitet, wenn er etwas verdienen will, in vielen Fällen aber gar nichts zu verdienen braucht, darum darf man auch ihm nicht den Charakterfehler angeborener Trägheit entgegenhalten.

Gilt das eben Gesagte nicht sowohl vom Herero allein, sondern von allen Schwarzen, ja von allen Farbigen im Schutzgebiet, soweit sie sich einer verhältnismässigen persönlichen Freiheit erfreuen, so besitzt er dagegen einige Eigenschaften, die man bei den anderen Rassen und Völkern Südwestafrikas vergebens suchen würde. Der hervorstechendste Zug seines ganzen Wesens ist kaltherzige Grausamkeit, und es wird mir das ruhige

Lächeln immer unvergesslich bleiben, mit welchem ich einzelne Ovaherero von den Scheusslichkeiten habe erzählen hören, welchen sie als Teilnehmer gegenüber gefangenen Hottentotten beigewohnt hatten. Der Herero versteht einfach nicht, dass das Gebot der Menschlichkeit auch dem besiegten Feinde gegenüber zu gelten hat, ja, er kennt überhaupt nicht die Regungen, in denen wir eine segensreiche Wirkung christlicher Anschauungen und europäischer Denkweise zu sehen gewohnt sind. Mit Recht sagt Schwabe mit besonderer Bezugnahme auf diese Kaffern unseres Schutzgebietes: „Der südafrikanische Neger, der Kaffer, ist, mag er nun Herero oder Basuto, Sulu, Matabele oder sonstwie heissen, wenn seine Leidenschaften entfesselt sind, kein Mensch mehr, sondern ein blutdürstiges Tier. Diejenigen aber, die den Neger an Gemüt einem „Kinde" vergleichen, mögen hinausgehen und Neger kennen lernen."

Die ungeheure Gefahr, welche für uns in dem Vorhandensein der Ovaherero liegt, beruht nicht etwa in einer besonders ausgeprägten kriegerischen Gesinnung dieses Stammes. Aber darum, weil der einzelne Herero nicht gerade sehr mutig genannt werden kann, ist er keineswegs als harmloser Mensch anzusehen. Im Gegenteil, in der grossen Masse liegt hier die Hauptgefahr, und diese Masse bildet eine ständige Bedrohung der Sicherheit, weil ein unbändiger Hass gegen den Weissen in den Herzen aller dieser Leute lebt, ein Hass, den kein Taufwasser erlöschen und den keine Bildung verschwinden machen wird, so lange die Beherrscher des Landes eine weisse Haut tragen. Ich weiss, dass ich wahrscheinlich, wie schon bei mancher anderen Gelegenheit, tauben Ohren predige, denn unsere Theoretiker am grünen Tische, die nie über Europa hinausgekommen sind, und die gerade deshalb ihr hochweises Urteil mit dem manches kurzsichtigen Reisenden in Aussereuropa zusammen für das einzig Richtige halten, wissen es natürlich besser. Trotzdem spreche ich es hier aus, und die Zukunft wird mir Recht geben, dass das in Berlin beliebte System uns eines Tages einen blutigen Kaffernaufstand bescheren wird, und dass es nur ein Mittel giebt, einen solchen zu vermeiden, und das ist der Übergang zu einer Behandlungsweise, wie sie die Buren den Kaffern gegenüber von jeher angewandt haben. Was ich an anderen Stellen mehrfach ausgesprochen habe, mag auch hier wiederholt werden, obwohl es nichts nützen wird, denn dem Deutschen geht die graue Theorie und das Herumreiten auf einem Prinzip, in diesem Falle auf dem der Gleichwertigkeit aller Rassen, nun einmal über alles, der Satz, dass Milde gegenüber dem Farbigen Grausamkeit

gegen den Weissen ist. Selbstverständlich ist, dass strengste Gerechtigkeit die Grundlage alles Handelns gegenüber dem Schwarzen bilden muss. Aber wir müssen endlich einmal von dem Gedanken ablassen, als sei mit unserer Übernahme dieser Länder etwas geschehen, für das wir den Eingeborenen des Schutzgebietes Dank schuldeten. Hat sich doch sogar ein Mann wie F. J. v. Bülow zu dem schier unverständlichen Entgegenkommen solchen süsslichen Altweiberanschauungen gegenüber verstanden, von dem „Unrecht der Besitzergreifung" durch das Deutsche Reich zu sprechen.

Was die in dem erwähnten Ausspruch zu Tage tretenden Rechtsbegriffe anbelangt, so sind sie grundfalsch. Denn sie gehen aus von einer Stellungnahme, wie sie zwei gleichstehende Kulturvölker zu einander einnehmen sollen. Sie setzen voraus, dass auch der Herero dieselben Anschauungen vom Eigentum an Grund und Boden besitze wie wir. So wenig aber in einem sozialistischen Staate ein Einzelner sich widerrechtlich ein Grundstück anzueignen vermöchte, da es ja doch kein Privateigentum an einem solchen giebt, so wenig vermag der Denkweise des Kaffern gegenüber jemand von einem Unrecht zu sprechen, wo dieser selbst ein solches nicht erblickt. Zunächst war das Gebiet der Siedelungsgesellschaft, um das ja zunächst die Frage nach dem rechtmässigen Besitz aufgeworfen werden müsste, überhaupt niemals Eigentum der Ovaherero, sondern es gehörte fast in seinem ganzen Umfange hottentottischen Stämmen, die bereits von Gegnern aus ihrem eigenen Volke aus ihren Wohnsitzen Jahre vor dem Beginn der wirklichen Siedelung vertrieben waren und die selbst zu einem aussterbenden Volke gehören. Sodann aber, und das ist die Hauptsache, kennt der Kaffer überhaupt nicht den Begriff des Eigentums an Grund und Boden, den wir Europäer so oft fälschlich für den bei allen Völkern herrschenden ansehen. So wenig wie wir das Atmen der Luft auf fremdem Boden, so wenig wie wir einen Trunk Wasser aus einem vorüberfliessenden Strome für eine Verletzung staatlicher Eigentumsrechte halten, so wenig hält es der Kaffer, der ja heute noch viel mehr Weideland besitzt, als er benutzen kann, für eine Verletzung der Rechte seines Volkes, wenn auch ein Anderer auf diesem Grunde seine Herden sich ihr Futter suchen lässt. Ebenso hält er sich auch, wie ich dies selbst öfters erlebt habe, für durchaus berechtigt, seine eigenen Rinder plötzlich in ein Gebiet zu treiben, das etwa von Europäern als ihr Eigentum betrachtet wird. Eine Verletzung der Rechtsanschauung des Herero liegt also keineswegs in der Inanspruchnahme von Weideland an sich, sondern lediglich in der Einführung der ihm neu und unerhört vorkommenden Auschauung, mit einem Male fest abgegrenzte Bezirke für

das Eigentum Einzelner zu erklären. Ihnen selbst geschieht ja bei der Ausdehnung der grasbestandenen Flächen kein Abbruch. Dass wir aber derartig naive Anschauungen von staatlichem und privatem Eigentum respektieren sollen, weil sie von einem Teile der Bewohner unseres Schutzgebietes gehegt werden, obwohl ein wirtschaftlicher Fortschritt bei ihrer Anerkennung überhaupt undenkbar ist, wird selbst der grösste Freund der Ovaherero nicht verlangen. Oder aber er müsste so folgerichtig denken, auch unserer Sozialdemokratie nachzugeben und ihre Begriffe vom Eigentumsrecht an Grund und Boden sich anzueignen. Entweder ist unsere Anschauungsweise in Europa die richtige, dann sind wir hier und drüben im Recht. Oder sie besteht in Afrika zu Unrecht, wie so mancher Kolonialfreund im vertraulichen Gespräch behauptet. Gut, dann hat sie aber auch bei uns Anspruch auf Anerkennung, und die Sozialdemokratie darf von diesen Leuten wenigstens in dieser einen, ziemlich grundlegenden Auffassung nicht mehr bekämpft werden.

3. Die Bergdamara.

Eines der wichtigsten Bevölkerungselemente für die wirtschaftliche Verwertung unseres Schutzgebietes ist das Volk der Bergdamara oder der Haukoin. Ethnologisch betrachtet ist es nicht leicht, sie unter den Völkern Südafrikas unterzubringen. G. Fritsch, der leider persönlich keine Gelegenheit hatte, diese Leute in grösserer Menge zu untersuchen oder sie in ihrer Heimat kennen zu lernen, spricht die Ansicht aus, dass man es hier mit einer Art Mischrasse zu thun habe. Nun ist aber kein Volk unseres Schutzgebietes körperlich so einheitlich entwickelt, wie gerade die Bergdamara; kein Typus ist so unverkennbar der gleiche, wie derjenige dieser „Klippkaffern“. Aus diesem Grunde wird sich wohl kaum irgend Jemand, der Südwestafrika bereist hat, der Meinung des ausgezeichneten Forschers in diesem Falle anzuschliessen vermögen. Allen Bergdamara eigentümlich ist ein gedrungener, kräftiger Körper, alle aber zeichnen sich auch vor den übrigen dunkelhäutigen Bewohnern der Kolonie durch das tiefe, bisweilen fast ins Bläuliche spielende Schwarz aus, das man beim Herero nur höchst selten beobachtet. Die Gesichtsbildung ist keineswegs hässlich; sie erinnert stark an die Negertypen des westlichen Afrika. Gutmütigkeit und bisweilen eine gewisse Intelligenz sind hervorstechende Züge auch im Ausdruck der Mienen. Die Körpergrösse ist geringer, als die der Ovaherero und entspricht etwa der Durchschnittsgrösse des Süddeutschen. Die Muskulatur ist gut entwickelt und kräftig und befähigt die Leute zur Ableistung anstrengender

Bergdamara.

Arbeiten, zu denen auch die Genügsamkeit sie gut vorbereitet hat, die sie ihrer ursprünglichen Lebensweise verdanken und durch welche sie sich in hervorragendem Masse von den Namavölkern des Schutzgebietes unterscheiden.

Es wäre von Wichtigkeit, wenn die ethnographische Forschung einmal zu entscheiden vermöchte, wo wir den Ursprung der Bergdamara zu suchen haben. Nach dem jetzigen Stande unserer in dieser Hinsicht leider sehr mangelhaften Kenntnisse können wir nur annehmen, dass die Bergdamara die schwarze Urbevölkerung des Landes sind, die sich schon vor dem Eindringen der Hottentotten in diesen Gegenden befand. Dass es die gelbe Rasse war, die sich dann ihres Landes zuerst bemächtigte, das geht schon daraus hervor, dass die Haukoin ihre eigene ursprüngliche Sprache verloren haben, indem sie das Hottentottische dafür annahmen. Dass aber dieser Vorgang nicht weiter als vielleicht einige wenige Jahrhunderte zurückliegen kann, geht wiederum aus dem merkwürdigen Umstande hervor, dass sie bis auf den heutigen Tag noch nicht vollkommen diese Sprache beherrschen, und dass namentlich die wunderlichen Schnalzlaute der Naman vielen Bergdamaras die grössten Schwierigkeiten bereiten. Diese Annahme würde übrigens auch ganz gut zu der Zeit passen, in der aller Wahrscheinlichkeit nach die Naman selber in diese Länder eingedrungen sind. Denn wir müssen annehmen, dass dies der Fall war, als im Laufe der südafrikanischen Völkerwanderung die kräftigen Kaffernvölker auf der Ostseite des Kontinents nach Süden zu dringen begannen und damit die Gelben zum allmählichen Zurückweichen und zum Aufsuchen neuer Wohnsitze nötigten.

Wie dem auch sei, so steht doch so viel fest, dass die Haukoin seit langer Zeit die Rolle der Unterjochten und Unterdrückten auch dort spielten, wo sie, wie im Westen des mittleren Hererogebietes oder wie auf dem Khomaslande in verhältnismässiger Selbständigkeit ihr Dasein fristeten. Verfolgt von den Ovaherero und von den Hottentotten, ohne Herden und ohne Gärten, führten sie in den einsamen Bergländern das Leben von wirklichen Wilden, sich von wilden Feldfrüchten, von der Jagd und in der Nähe ihrer Unterdrücker auch wohl vom Viehdiebstahl kümmerlich nährend, scheu und flüchtig wie das Wild ihrer menschenleeren Hochländer. Habe ich es doch selbst erlebt, dass bei einer Reise durch die wilden Steppen des Khomaslandes Bergdamaras, die uns unvermutet erblickten und die niemals einen Weissen zu Gesicht bekommen hatten, in hastiger Flucht vor uns über die steilen Thalgehänge davonstürmten, als seien wir leibhaftige Teufel.

Ein nicht geringer Teil des Volkes lebte allerdings schon seit längerer Zeit in der Stellung von Hörigen unter den Ovaherero und den Naman, und nachdem die Zahl der Europäer innerhalb

des jetzigen Schutzgebietes sich vermehrt hatte, wurden zahlreiche Haukoin auch von diesen als Dienstleute beschäftigt. Mit dem Anwachsen der weissen Bevölkerung wurde die Zahl der aus einem wilden, aber nichts weniger als angenehmen Leben in die Siedlungen übergewanderter Bergdamara immer grösser, so dass z. B. in Windhoek bereits im Jahre 1899 eine förmliche Hüttenstadt von ihnen bewohnt wurde, und die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo der Letzte dieses etwa 30,000 Seelen zählenden Volkes seine unstete Lebensweise mit einem festen Wohnsitze in der Nähe einer Kulturstätte vertauscht haben wird.

Eine solche Umwandlung der Haukoin aus einem wilden Volke in einen sesshaften Stamm unter der Botmässigkeit der Weissen ist im Interesse beider Teile sehr zu begrüssen. Denn der Bergdamara eignet sich wie kein anderer Bewohner unseres Schutzgebietes zum Verrichten grober und anstrengender Arbeit, die denn doch in einer jungen Siedlungskolonie in beträchtlichem Umfange geleistet werden muss. Die Gutmütigkeit und der — immer in afrikanischem Sinne zu verstehende — Fleiss der Leute wird in dieser Beziehung wesentlich unterstützt durch eine gewisse Gewandtheit und Anstelligkeit, welche sie befähigt, sich sehr schnell in ihnen bis dahin unbekannte Verhältnisse zu finden. Ziemlich schnell an gewisse Annehmlichkeiten einer höheren Kultur sich gewöhnend, werden manche von ihnen zwar bisweilen auf einen längeren Zeitraum der Thätigkeit einen kürzeren des süssen Nichtsthuns folgen lassen, allein ganz in die Wildnis zurückkehren werden sie kaum jemals. Und ein selbständiges Leben in eigenem Lande vermag sie nicht zu locken, wie solches den Herero immer wieder in seine Heimat zurücktreiben wird. Ein Land wie dieses besitzen sie ja nicht, und ihnen bietet das Leben in der Wildnis nicht das Behagen, dessen sich der Herero inmitten der Herden seines Stammes zu erfreuen scheint. So sind sie, durch Charakter und äussere Verhältnisse vorbereitet, das Arbeitervolk unserer Kolonie im eigentlichen Sinne des Wortes und als solches vom höchsten Wert ganz besonders für die europäische Bevölkerung im Lande, die ohne diesen friedlichen und willigen Stamm eingeborener Diener mit viel grösseren Schwierigkeiten bei der Siedelung zu kämpfen haben würde, als dies jetzt der Fall ist. Ihre Tüchtigkeit hatte man denn auch selbst in der fern von ihren Wohnsitzen liegenden Kapkolonie gut genug erkannt und man hat zeitweise den Versuch gemacht, Bergdamaras zu Arbeitszwecken nach dorthin auszuführen. Diesem Unternehmen wurde indessen durch die deutsche Regierung im wohlverstandenen Interesse des Landes bald ein Ende gemacht.

Auffallend ist nicht nur die Schnelligkeit, mit welcher sich die meisten Bergdamaras gewisse Kulturerrungenschaften aneignen,

sondern auch das Hervortreten von Eigenschaften, die sie selbst für wichtigere Dienstleistungen geeignet machen. Dahin gehört ihre Zuverlässigkeit im Beaufsichtigen von Herden oder von Zugochsen, ihre Brauchbarkeit zu persönlichen Dienstleistungen in Haus und Hof, und endlich eine Art von Verantwortlichkeitsgefühl, dieses allerdings nur bei besonders tüchtigen Personen. Als ein Beweis für diese Thatsache mag angeführt werden, dass gerade

Kultivierter Bergkaffer.

Bergdamaras es gewesen sind, in deren Händen lange Zeit hindurch die Besorgung der Postsäcke von und nach der Küste lag. Und nicht allein in friedlichen Jahren haben sie sich dabei als ganz tüchtige Leute bewährt, sondern fast mehr noch, als sie während der ersten Dreivierteljahre des Witbooikrieges nur zu oft genötigt waren, mit ihrer kostbaren und wichtigen Last auf Schleichwegen vorzudringen, sich stets bewusst, dass ein Zusammentreffen mit dem Feinde für sie gleichbedeutend sei mit sicherem Tod. Aber auch in der Küche und in den meisten Arbeiten des Haushaltes waren sie vortrefflich zu gebrauchen, vorausgesetzt, dass sie zu der ihnen obliegenden Arbeit richtig und mit etwas Geduld erzogen worden waren.

4. Die Betschuanen.

Die Völkerwanderung, welche die Rassen und Stämme des südafrikanischen Länderdreiecks seit Jahrhunderten in ständiger Bewegung hielt, ist eigentlich bis auf den heutigen Tag noch nicht erloschen. Nur, dass es ehedem wohl in erster Linie kriegerische Zusammenstösse waren, die den ersten Anlass zu der Verschiebung der Wohnsitze gaben, während heute bereits wirtschaftliche Ursachen genannt werden können, deren Nachwirkungen sich auf die angegebene Art bemerkbar machten. Zu den Folgen des sich auch im Innern des aussertropischen Südafrika immer mehr ausbreitenden Europäereinflusses haben wir wohl das Auftreten eines Volkes in unserem Schutzgebiet zu rechnen, dessen eigentliche Wohnsitze fern im Osten der unzugänglichen Kalahari gelegen sind, der Betschuanen.

Einzelne Betschuanen gab es bereits vor längerer Zeit in Südwestafrika. Ich habe schon im Jahre 1892 einige von ihnen dort getroffen, die mehr als ein Jahrzehnt sich im Lande befanden, aber ihre Anwesenheit ist auch kaum als die Folge grösserer Wanderungen anzusehen. Diese beginnen erst im Anfang der neunziger Jahre, und ein Teil der damals weiter und weiter nach Westen ziehenden Betschuanen siedelte sich, hart von den Khanashottentotten bedrängt, an den oberen Quellflüssen des Nosob im Osten der Windhoeker Landschaft an. Neuerdings scheint sich aber das Auftreten eines Teiles der Betschuanen in wenig vorteilhafter Weise geändert zu haben. Während man in den zuerst in das Land gekommenen im allgemeinen einen friedliebenden Zuwachs der Bevölkerung erblicken durfte, haben sie sich nach den Berichten des Oberleutnant Eggers neuerdings im Norden des Schutzgebietes in einer nichts weniger als dem Lande zuträglichen Weise thätig gezeigt. Hatten sie schon im Jahre 1897 einen Raubzug am Okavango hinauf gemacht, der sie in einem sehr wenig günstigen Lichte zeigt, so hatten sie später sogar am unteren Omuramba den Versuch gemacht, sich eine Art von Herrschaft über die dort wohnenden Buschleute anzumassen. Sind auch die im Süden wohnenden Vertreter dieses Volkes in den erwähnten Gebieten an diesen Unruhen unbeteiligt, so muss man bei dem Charakter gerade der Betschuanen immerhin die Vorsicht auch ihnen gegenüber nicht ausser Acht lassen.

Körperlich unterscheiden sich die Betschuanen von den ihnen jedenfalls entfernt verwandten Ovaherero wie überhaupt von den meisten Kaffernstämmen schon durch eine geringere Grösse. Eine mittlere Statur pflegt ihnen allen eigen zu sein, und auch ihre Hautfarbe stellt sie ausserhalb der übrigen dunkeln Völker im

Schutzgebiet, indem bei ihnen fast allgemein ein noch helleres Braunschwarz beobachtet wird, als wir ihm sonst begegnen. Die Gesichtszüge sind intelligent und bisweilen ziemlich europäisch geschnitten; auffallend ist ein gewisser Ausdruck von Verschmitztheit, den man öfters beobachten kann und der zu den geistigen Eigenschaften des Volkes immerhin passen würde.

5. Die Hottentotten.

Von allen Völkern unseres Schutzgebietes sind die Hottentotten, die in erster Linie die Südhälfte der Kolonie bewohnen, unstreitig das merkwürdigste. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, dass sie zu den interessantesten und gleichzeitig zu den wunderlichsten Stämmen der ganzen Menschheit gehören, denn wenige von diesen bieten dem Forscher hinsichtlich ihrer ethnographischen Stellung, ihrer Herkunft und ihrer geistigen Eigenart so viel des Rätselhaften wie gerade diese gelbe Urrasse Südafrikas.

Die Körperbildung, für sich allein betrachtet, berechtigt uns, dies sonderbare Volk als eine ganz selbständige Rasse zu behandeln. Charakteristisch ist schon das äussere Merkmal, die Hautfarbe, die uns Europäern, die wir — allerdings fälschlicher Weise — bei dem Namen afrikanischer Völker an eine dunkle Hautfarbe zu denken gewohnt sind, als etwas ganz Unafrikanisches erscheint. Haben doch, auf Grund d'eser verkehrten Vorstellung, selbst grosse deutsche Zeitungen in ihren Berichten über den Witbooikrieg stets und ständig von Hendrik und seinen Schwarzen gesprochen. Das fahle, aber oft sehr helle Gelb, das den meisten Hottentotten unseres Schutzgebietes eignet, ist am ehesten noch der Hautfarbe der Chinesen zu vergleichen. Selbstverständlich darf man es nur dann genauer beurteilen, wenn man, wie dies z. B. bei der Hausdienerschaft möglich ist, ein rein gewaschenes Individuum vor sich hat, denn die ursprüngliche Farbe wird bei den meisten Naman durch eine Ansammlung von Schmutz verfärbt, welche das Erkennen des ursprünglichen Aussehens der Haut beträchtlich erschwert. Neben den gelben Hottentotten findet man aber auch einzelne Stämme, bei denen ein ins Rötliche spielendes Gelb die Grundfarbe der Haut bildet, so besonders bei den Angehörigen der sogenannten „Roten Nation“ von Hoachanas. Wer Indianer gesehen, wird die Farbe dieser Leute mit denen der betreffenden Hottentotten ohne weiteres vergleichen.

Über die Körpergrösse der Hottentotten wurde in früheren Zeiten viel gefabelt, und es hat Geographen gegeben, die sie auf Grund falsch verstandener Berichte für ein zwergähnliches Volk hielten. Diesen Übertreibungen wird man heute kaum noch

irgendwo begegnen. Allerdings trifft man unter ihnen selten grosse Gestalten, obwohl auch solche vorkommen, allein die Mittelgrösse der Naman ist etwa dieselbe wie diejenige der Süditaliener. Das Einzige, was wirklich auffallend klein erscheint, sind die Extremitäten, und man hat nicht mit Unrecht gesagt, dass eine europäische Dame selbst einen männlichen Hottentotten um die Zierlichkeit seiner Hände beneiden könne. Ebenso aber darf man getrost behaupten, dass dies das Einzige ist, was unserem europäischen Auge an dem Äusseren des Hottentotten nicht hässlich erscheint, denn seine Gesichtszüge sind von einer wahrhaft idealen Hässlichkeit. Die Schädelbildung, die die untere Gesichtshälfte nicht rundlich, sondern dreieckig erscheinen lässt, die hässliche, flache Stülpnase, die schief erscheinenden Augen, an denen man übrigens im Gegensatz zu den Ansichten verschiedener Forscher nicht selten eine wirklich schiefe Stellung der Lidspalte entdecken kann, die weit vorstehenden Backenknochen, das alles giebt ein Bild, das in hohem Grade abstossend wirken muss. Hier mag bemerkt werden, dass das Gesicht des Hottentotten in der That auffallend an das eines Chinesen oder eines Südostasiaten erinnert. Diese Ähnlichkeit geht so weit, dass ich sehr oft von Deutschen, welche zum ersten Male Hottentotten zu Gesicht bekamen, die Äusserung vernahm: „Herrgott, das sind ja die reinen Chinesen!“ Diese Ähnlichkeit, die in der That bei einem Namab mit bedecktem Haupte oft ganz verblüffend wirkt, würde allerdings geringer, sobald man den entblössten Schädel des Betreffenden erblickt, denn die eigentümliche Büschelstellung des ganz kurzen Haares unterscheidet sie ebenso von den Asiaten wie von den ihnen benachbarten Afrikanern mit ihrem viel dichteren und kräftigeren Haarwuchs. Diese merkwürdige Verteilung der Haare ist auch der Anlass zu der namentlich in der Kapkolonie gebrauchten Bezeichnung „Pepperköppe“ geworden.

Was die Hässlichkeit anbelangt, so verdienen, wenigstens nach unseren Begriffen, die Frauen noch den Vorrang vor den Männern. Wenigstens gilt dies von den ein wenig älteren unter ihnen, und es ist nicht allein der furchtbare Ausdruck des in höherem Alter völlig einem Totenkopfe gleichenden Gesichtes, sondern eine Bildung anderer Art, durch welche Mutter Natur den Hottentottinen den Vorrang unter den wenigst schönen Frauen der Erde gesichert hat. Ebenfalls in etwas vorgerückteren Jahren entwickelt sich eine eigentümliche Fettansammlung in der Steissgegend, die bisweilen diesen Körperteil in rechtem Winkel um 20 Centimeter und darüber vom Rücken abstehen lässt und die ab und an so stark ausgebildet ist, dass man kleine Kinder, die den Hals der Mutter mit den Armen umklammern, darauf stehen sehen kann. Die berüchtigte Hottentottenschürze ist dagegen eine

Wucherung, die, wenn auch wohl nicht ganz durch äussere Einwirkung verursacht, wenigstens bis zu einem gewissen Grade durch künstliche Maßnahmen vergrössert wird.

Gehört nun der Hottentotte wegen seines Äusseren zu den abstossendsten Erscheinungen, die uns unter dem Völkergewirr auf unserer Erde entgegentreten, so hat man in der oberflächlichen Weise früherer Zeiten, wohl mit veranlasst durch eben diese Körperbildung, hier ein tief unter den übrigen Menschenrassen stehendes Wesen, ja bisweilen geradezu eine Art von Übergang zwischen dem Menschen und dem Affen, erblicken wollen, wie denn ja auch eine bestimmte Anschauung in den sprachlich so wichtigen Schnalzlauten dieses Volkes eine Annäherung an die Verständigungsmittel der Vierfüsser sehen wollte. Erst die neuere Zeit hat sich mehr und mehr davon überzeugt, dass wir es in den Hottentotten nicht nur nicht mit einem geistig minderwertigen, sondern im Gegenteil mit einem sehr hochstehenden Volke zu thun haben, das in Afrika unter allen nicht kaukasischen Völkerschaften geradezu als die am höchsten stehende angesehen werden muss und das in dieser Beziehung selbst den mit Recht als verhältnismässig intelligent geltenden Kaffernstämmen unendlich überlegen ist.

Schon die Sprache lässt uns so manchen Zug erkennen, der uns mit höherer Achtung vor den Naman erfüllt, als sie ihnen und den ihnen verwandten Stämmen in früheren Zeiten zuteil wurde. Die Anschauung freilich, die im Hottentottischen verwandte Züge mit dem Altägyptischen erkennen und die infolgedessen einen allerdings um Jahrtausende zurückliegenden Zusammenhang zwischen den beiden Völkern annehmen wollte, ist wohl für alle Zeit aufgegeben worden. Gleichwohl ist die hier in Frage kommende Sprache äusserst interessant schon durch ihren inneren Charakter, nicht minder aber auch durch gewisse äussere Formen. Wenn die Entwicklung und der geistige Gehalt einer Sprache überhaupt einen Maßstab abgeben kann für die Befähigung desjenigen, der sich ihrer bedient, so sind die gelben Stämme Südafrikas in dieser Richtung sehr hoch einzuschätzen. So besitzt das Idiom dieser lange verachteten Rasse, worauf schon Peschel mit Recht aufmerksam gemacht hat, u. a. ein Wort für „Menschlichkeit", während Wort wie Begriff den Bantuvölkern durchaus fremd sind. Auffallend ist ferner die Häufigkeit einsilbiger Wörter, deren Verbindung dann wieder andere Begriffe ergiebt. A. Seidel weist darauf hin,*) dass es eine Eigentümlichkeit des Nama sei, durch Zusammensetzung zweier Verbalstämme ein neues Zeitwort zu bilden und dass sich dieselbe sprachliche Besonderheit im Japa-

*) A. Seidel, Praktische Grammatiken der Hauptsprachen Deutsch-Südwestafrikas, S. 15.

nischen finde. Sollte dies und anderes nicht immerhin für die Möglichkeit einer inneren, wenn auch nicht mehr äusserlich erkennbaren Verwandtschaft des merkwürdigen Verständigungsmittels mit mongolischen Formen sprechen?

Die Rolle, die wir nun innerhalb dieser Grundworte den sonderbaren Klixen oder Schnalzlauten zuschreiben müssen, ist einfach diejenige von uns Europäern unbekannten Konsonanten. Die wunderlich genug klingenden Laute, deren das Nama vier verschiedene besitzt, werden bekanntlich durch Anlegen der Zunge an verschiedene Stellen der Mundhöhle hervorgerufen, und der Hottentott vermag durch ihre Hinzufügung einem bestimmten Worte eine Anzahl verschiedener Bedeutungen zu geben, die mit dem Sinne des klixlosen Wortes nicht das geringste mehr gemein haben. In welcher Weise und wie bezeichnend die Worte zusammengesetzt werden, dafür geben uns besonders die geographischen Namen in den von Naman bewohnten Gebieten Aufschluss. Als Beispiel mag der schon einmal erwähnte hottentottische Name für Windhoek dienen, bei dessen beiden Grundworten die Klixe fortgelassen werden mögen. „Ais“ bedeutet Feuer, das Wort „Gami“ dagegen Wasser, und aus diesen beiden entstand der alte Ortsname Aigams, d. i. der Ort der feurigen Sprudel. Überhaupt ist es bei der Mannigfaltigkeit, welche dem Nama durch diese sonderbaren Konsonanten verliehen wird, namentlich für den Europäer ausserordentlich schwer, die Sprache wirklich zu lernen. Nur, wer die Schnalzlaute vollkommen beherrscht, darf sie sprechen; wer dies nicht thut, handelt zweckentsprechender, wenn es sie ganz fortlässt und es seinem Gegenüber überlässt, den Sinn der Rede aus der Satzbildung zu erraten. Man geht sicher nicht zu weit, wenn man die Schwierigkeiten, welche das vollkommene Sprechen des Nama dem Weissen bereitet, mit derjenigen Mühe auf eine Stufe stellt, die uns die Erlernung des Chinesischen verursacht.

Lässt demnach schon die Sprache einen Schluss auf die geistige Höhe der Hottentotten zu, so ist diese noch weit mehr aus den gesamten Anschauungen und den Äusserungen des inneren Lebens zu erkennen. Allerdings ist dieses Volk oft auch von wirklichen Forschern unterschätzt worden. Aber wir müssen berücksichtigen, dass diese sich ihr Urteil lediglich nach den heruntergekommenen Gelbhäuten der alten Kolonien Südafrikas bildeten und mit den freien Stämmen des Namalandes überhaupt nicht in Berührung gekommen sind. Wir müssen ferner festhalten, dass das Studium des Hottentotten einen längeren Verkehr mit ihm voraussetzt, soll es anders zu einem einigermassen zuverlässigen Ergebnisse führen, und dass ein solches nur während des dauernden Zusammenlebens mit den zu studierenden Menschen möglich ist,

wird Jedermann ohne weiteres zugeben. Ich möchte Wort für Wort das unterschreiben, was H. Schinz von den Naman sagt: „Wie jedes Volk, so haben auch sie ihre Tugenden und Laster, aber zu deren Beurteilung müssen wir von dem oft recht künstlichen Piedestal der Kultur heruntersteigen, uns in ihre Vergangenheit, in die umgebende Natur und ihre Denkungsweise versetzen; dann dürfen wir erst erwarten, das ungetrübte Bild ihres psychischen Zustandes erfassen zu können. Wer Jahre lang in Gesellschaft von Hottentotten gereist ist, mit ihnen gehungert und gedürstet, Freud und Leid geteilt hat, der entdeckt sicherlich in der rohen Hülle den guten Kern, lernt ihn schätzen und muss gestehen, dass die Lichtseiten die Schattenseiten bei weitem übertreffen.“

Hottentotten vor ihrem Pontok.

In der That kann man ein Volk nicht länger gering schätzen, das in der höchsten Blüte menschlichen Geisteslebens, in der Poesie, so viel leistet, wie diese so lange von der übrigen Menschheit abgeschnittenen Urbewohner Südafrikas. Theophilus Hahn, den man gewiss als den besten Kenner der Naman bezeichnen kann, gab mir eines Tages eine Erklärung der Sternbilder des südlichen Himmels, wie sie in der Sagenwelt der wunderbaren Rasse sich findet, und ich muss gestehen, dass sie an poetischem Gehalt den vielgerühmten entsprechenden Erklärungsversuchen aus der Jugendzeit der europäischen Völker durchaus ebenbürtig war. Aber auch heute noch schlummert eine Befähigung zu einer

höheren und innerlicheren Auffassung des Lebens in den vorgeschritteneren Geistern der gelben Stämme. Dafür spricht nicht allein die Art, in der sie sich — man denke nur an Hendrik Witbooi und seinen Vater — das getragene Pathos und den Bilderreichtum der Sprache anzueignen vermögen, wie sie die andauernde, wenn auch äusserliche Beschäftigung mit der Bibel so sehr begünstigt, sondern das wird auch durch einzelne wirkliche Dichtungen der neuesten Zeit bewiesen, von denen ich nur eine, ein von Missionar Heidmann in Rehoboth übersetztes, vom Sohne Hendriks verfasstes Kriegslied hier erwähnen will:

„Geht es in den Krieg,
Dann jubeln alle, doch bei
Der Rückkehr weinen einige.
Krieg sättigt den einen
Und schafft Hunger dem andern,
Den einen erniedrigt
Er und den andern erhebt er,
Der Krieg machet arm und macht reich.“

Geradezu bewundernswert ist auch die musikalische Befähigung der meisten Hottentotten, die durch den Besitz reiner und klangvoller Stimmen noch bedeutend gefördert wird. Das hier mitgeteilte Lied ist beispielsweise vom jungen Hendrik selber in Musik gesetzt, und man braucht nur einmal den Eifer und das Verständnis beobachtet zu haben, mit dem die Gelbhäute selbst eine schwierige Melodie wiedergeben, um die grösste Achtung vor ihren Fähigkeiten in dieser Richtung zu gewinnen.

Gerade die Geschichte des Witbooistammes bietet ausreichende Gelegenheit, auch die Charaktereigenschaften an dem merkwürdigen Volke zu studieren, die bei einer grossen Zahl von Stämmen durch die Beeinflussung von seiten der Europäer bereits seit längerer Zeit verloren gegangen sind. Schon in dem die Geschichte des Landes behandelnden Abschnitt ist von diesen, den soldatischen Tugenden des Volkes, die Rede gewesen, und wenn wir diese betrachten, so drängt sich uns unwillkürlich das Bedauern darüber auf, dass gerade diese Rasse so herabgekommen und so nahe dem Aussterben ist, während die geistig unendlich viel tiefer stehende schwarze Bevölkerung allen schädlichen Einflüssen der Kultur nicht allein widersteht, sondern sich dieser sogar ganz gut anzupassen versteht.

Die äusseren Fertigkeiten, welche mit dem Leben in der Natur sich ja bei allen Völkern so menschenarmer Länder entwickeln, sind beim Hottentotten ebenfalls zu einer staunenswerten Vervollkommnung gelangt. Was sie im Spurenlesen, im Benutzen des Geländes auf der Jagd und im Kriege leisten, das

übertrifft bisweilen selbst die schier unglaublichen Geschichten, welche uns in dieser Hinsicht von den Indianerstämmen des ehemals freien Inneren von Nordamerika berichtet werden. Doch sind auch diese Fähigkeiten in solcher Vollkommenheit an die Lebensführung gebunden, wie sie ehedem möglich war, wie sie aber nunmehr nach und nach durch die fortschreitende Europäisierung des Schutzgebiets mehr und mehr eingeschränkt werden wird. Nicht lange mehr, und alle diejenigen Hottentotten, die sich nicht, wie dies übrigens besonders im südlichen Namalande oft genug der Fall ist, wirtschaftlicheren Beschäftigungszweigen zuwenden, werden verschwinden oder sie werden in der Bastardnation fortleben. Der Menschenfreund mag dies bedauern, der Kolonialpolitiker wird der Thatsache ziemlich kühl gegenüberstehen müssen.

Von den Hottentotten nach der Ansicht mancher guter Beobachter, wie z. B. des Oberleutnant Eggers, kaum zu unterscheiden sind die Buschmänner des Schutzgebiets, die sich besonders im Norden des Landes finden. Kleine sprachliche Verschiedenheiten — nach Köhler sollen sie u. a. noch zwei Klixe benutzen, welche dem Hottentottischen fremd sind — genügen wohl kaum, um für bedeutender als etwa dialektische Unterschiede zu gelten. Was ihr Ausseres anlangt, so wird von verschiedenen Reisenden, welche das Kapland und das südöstliche Afrika besuchten, ihre faltige Haut als besonderes Merkmal angeführt. Bei den Buschleuten, die mir zu Gesichte gekommen sind, war diese eigentümliche Erscheinung im Anfang ihres Aufenthaltes in Windhoek ebenfalls vorhanden. Sie verschwand aber völlig, als sich die Leute nach einiger Zeit ordentlich herausgefüttert hatten. Man kommt daher unwillkürlich auf den Gedanken, diese Bildung der Haut auf den steten Wechsel zwischen langen Zeiten starker Entbehrungen und solchen eines gewissen reichlichen Lebens, verbunden mit dem ständigen Aufenthalt in der trockenen Luft der Hochsteppen, in Zusammenhang zu bringen. Jedenfalls dürfte man gut thun, die Buschmänner des inneren Südafrika nicht ohne weiteres als eine von den Hottentotten mehr als nur durch weniger wichtige Merkmale getrennte selbständige Rasse oder auch nur als ein Volk zu betrachten, aus dem jene erst durch Mischung mit einer von aussen gekommenen fremden Bevölkerung hervorgingen. Ich selbst stehe auf dem Standpunkt, dass man in diesem „Restvolke“ wohl nichts anderes zu sehen hat als einfach im Laufe vieler Generationen verkümmerte Hottentotten.

6. Die Bastards.

Von besonderem Interesse für denjenigen, der die Geschichte der wirtschaftlichen Entwickelung unseres Schutzgebietes studiert, ist das eigentümliche Mischvolk, das man daselbst als

Bastards bezeichnet. Zunächst mag darauf hingewiesen werden, dass man im Schutzgebiet unter diesem Namen nicht etwa einen Mischling als solchen, sondern lediglich einen Nachkommen von Europäern und Hottentottinnen versteht. So ist der Name nach und nach zur Bezeichnung einer neuen, in Südwestafrika lebenden Nation geworden, deren Hauptvertreter, die sogenannten Rehobother Bastards, die das Land im Süden der Awasberge bis über den Wendekreis hinaus bewohnen, erst seit etwas mehr als einem Menschenalter aus dem Kaplande in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert sind. Ausser diesem Teile des interessanten Völkchens finden sich Bastards im Süden des Namalandes sowie schon seit längerer Zeit auch in einigen Landschaften des südlichen Hererolandes. Natürlich sind auch innerhalb dieser Bevölkerung erneute Blutmischungen nach der einen oder der anderen Seite keineswegs eine Seltenheit gewesen, und so erklären sich wohl am ehesten die Verschiedenheiten im Grundtypus des Äusseren, denen man bei manchen von ihnen begegnet. Während viele von ihnen, und das gilt ganz besonders von den Bewohnern von Rehoboth, fast den Eindruck von Europäern machen, giebt es auf der anderen Seite solche, die ein deutliches Hervorschlagen des mütterlichen Blutes erkennen lassen. Wo solche, wie die seinerzeit unter dem Namen der Hoachanasbastards bekannten Leute, lange Zeit unter reinblütigen Hottentotten gelebt haben, ist diese Erscheinung nicht schwer zu erklären.

Im allgemeinen aber darf man füglich darüber erstaunt sein, dass auch die übrigen Bastards einen auffallenden Beweis für die Thatsache liefern, dass unter Umständen die Mischung einer schönen mit einer im Grunde genommen urhässlichen Rasse ein sehr stattliches Volk hervorzubringen vermag. Die Gestalten der Männer sind von guter Mittelgrösse, und wenn auch bei manchen das Haar noch ein wenig an die hottentottische Abkunft erinnert, so sind doch die Züge durchweg schärfer geschnitten, und in sehr vielen Fällen trifft man stark an den Europäer erinnernde Bastards. Die Frauen zeichnen sich in höheren Jahren meist durch Schwerfälligkeit und eine starke Neigung zur Fettbildung aus. Doch dürfte die Ursache dieser Entwickelung mindestens ebenso sehr in dem bequemen, körperfaulen Leben liegen, das die älteren Weiber in diesem Volke zu führen pflegen, als in einer natürlichen und ererbten Anlage. Unter den jungen Mädchen dagegen trifft man manche recht anziehende Erscheinung, und nicht selten begegnet einem ein Gesicht, das sich ohne weiteres mit dem eines süditalienischen Bauernmädchens oder dem eines hübschen Zigeunerkindes vergleichen liesse.

Die geistige Stellung der Bastards lässt sich mit derjenigen der beiderseitigen Eltern vergleichen. Leider überwiegen wie bei

so vielen Mischrassen die weniger günstigen Eigenschaften die guten. Doch sind auch deren eine ganze Anzahl vorhanden, und vielleicht bedarf es bei diesem Volke nur der energischen Erziehung einiger Generationen, um es den Europäern bis zu einem gewissen Grade anzunähern. Man vergleiche hierzu das günstige Urteil, das K. Schwabe in seinem mehrfach angeführten Werke über die Erfolge der militärischen Ausbildung der jüngeren Bastards und über seinen zu diesem Zwecke angeordneten längeren Aufenthalt in Rehoboth schreibt, und man wird dieser Hoffnung nach jeder Richtung nur zustimmen können.

Die Bastards sind das einzige eingeborene Volk unseres Schutzgebietes, dessen Muttersprache das Kapholländische ist. Während die jüngeren Leute als Kinder mit den Nama sprechenden Dienstboten ihrer Eltern diese Sprache beherrschen gelernt haben, sind mir öfters ältere Bastards begegnet, denen das Hottentottische fast ebenso fremd war wie uns Europäern. In äusseren Fertigkeiten erinnern sie stark an den Hottentotten. Sind sie auch im Schiessen weniger geübt als der gelbe Sohn der Steppe, so leisten doch auch sie Ausgezeichnetes im Spurenlesen. Sie sind ferner vorzügliche Wagenführer, und ihre Frauen verstehen ebenfalls dieselben schönen Felldecken herzustellen, die wir als das höchste Erzeugnis hottentottischer Handarbeit ansehen müssen. Eine Eigenschaft aber zeichnet sie vor allen anderen Eingeborenen unseres Schutzgebietes auf das Vorteilhafteste aus; sie sind wenigstens insoweit dem Europäer nahestehend zu nennen, als sie bei ihrer Viehhaltung von wirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgehen. D. h., sie arbeiten für den Verkauf, und gerade die Rehobother Nation befand sich vor dem Witbooikriege und vor der Rinderpest im Besitz schöner Herden schwerer und stattlicher Rinder. Auch dieser Zug, der Wunsch, ihr Eigentum nutzbringend zu verwerten, hat, im Zusammenhang mit der Nachbarschaft des Windhoeker und des Rehobother Bezirks, viel zur günstigen Entwickelung des ersteren beigetragen und wird sich auch in Zukunft segensreich erweisen.

Dem Äusseren nach gewährte selbst ihre Hauptsiedelung, das mehrfach erwähnte Rehoboth, von allen nichteuropäischen Plätzen im Schutzgebiet fast den Eindruck eines von Weissen bewohnten Platzes. Wer des Abends oder wer am Sonntag vor der Kirche den Platz mit seinen nach Burenart gebauten Häusern, mit seinen weiten, von schönen Akazien bestandenen Flächen, mit den kräftigen Rindern und mit seiner stattlich ausschauenden Bevölkerung durchwandelte, der konnte sich hier beinahe in eines jener friedlichen Landstädtchen versetzt fühlen, wie man ihnen im Innern der holländisch redenden Kapgebiete so oft begegnet.

Achtes Kapitel.

Die weisse Bevölkerung.

Die Ursachen der langsamen Entwickelung, welche die Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika nahm, sind im ersten Kapitel bereits in ziemlicher Ausführlichkeit behandelt worden. Ich kann mich daher hier gleich der Verteilung der weissen Bevölkerung zuwenden. Einige Ausführungen werden sich aus dem zahlenmässigen Stoff von selber ergeben.

Die Zahl der gesamten weissen Bevölkerung betrug am 1. Januar 1901 3594 Seelen. Das Land hatte somit gegen das Vorjahr eine Vermehrung der europäischen Einwohner um 255 erfahren. Immerhin kommt damit erst auf rund 230 Quadratkilometer ein Weisser. Das bedeutet etwa dasselbe, wie wenn das ganze Königreich Sachsen nur 66 weisse Bewohner haben würde. Natürlich erscheinen einige Bezirke von den anderen stark bevorzugt. So hatte der Bezirk Windhoek am 1. Januar des genannten Jahres 941, einige Bezirke des Nordens dagegen weniger als 200, der im Osten gelegene Gobabisdistrikt gar nur 98 Europäer. Dagegen finden wir in dem im fernen Süden der Kolonie gelegenen Bezirk Keetmanshoop 859 Europäer.

Selbstverständlich ist in einem so jungen Kolonialgebiet das ungeheure Überwiegen der erwachsenen Männer über die daselbst vorhandenen Frauen und Kinder. Die erwachsene männliche Bevölkerung im ganzen Schutzgebiet zählte im Jahre 1901 2185. Da die letzten mir für die weibliche und die im Kindesalter stehende Bevölkerung vorliegenden Zahlen vom 1. Januar 1900 stammen, so mögen diese hier zu einem Vergleiche benutzt werden. Danach kamen auf 1772 ledige nur 374 verheiratete Männer, und der ledigen Frauen waren es so wenige (100), dass auf rund 18 unverheiratete Männer erst ein heiratsfähiges Mädchen kam. Dass ein solches Missverhältnis auf die Dauer mit dem Fortschritt unseres Schutzgebiets unvereinbar ist, sollte kaum der Erwähnung bedürfen. Trotzdem finden sich immer noch Gegner der segensreichen Einrichtung, durch welche die Deutsche Kolonialgesellschaft sich ein bleibendes Verdienst erworben hat, indem sie ledigen Frauen die Auswanderung nach drüben auf verschiedene Art erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht.

Man unterschätzt bei uns, in einem Lande, in dem der Mann oft aus sozialen Gründen nicht in der Lage ist, zu heiraten, die ungeheure Bedeutung, welche der weissen Frau in der Ausübung gerade ihrer echt häuslichen Tugenden in einem solchen Kolonialgebiet zukommt. Die Frage der Unterkunft und der Ernährung, die in Deutschland bei der Begründung eines Hausstandes die grösste Rolle spielt, ist in einer Kolonie naturgemäss viel leichter zu lösen, ja sie tritt in normalen Zeiten fast ganz in den Hintergrund. Von grösster Wichtigkeit aber ist die Art, in welcher der Haushalt geführt wird. Der Mann, der sich den ganzen Tag bei den Herden auf der Farm aufgehalten, ist nicht nur nicht im Stande, sich, wenn er ermüdet heimkehrt, noch den zahlreichen kleinen Geschäften zu widmen, die selbst die blosse Herstellung einer schmackhaften Mahlzeit oder die Instandhaltung einer anheimelnden Wohnung erfordert, sondern er hat auch das Bedürfnis nach einer gewissen geistigen Anregung, die ihn die Last des Tages vergessen macht und die bei der Einsamkeit eines Kolonistenlebens ein noch viel notwendigeres Bedürfnis ist als selbst in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande in Europa. Wird dies Bedürfnis und das Verlangen nach einem behaglichen Heim nicht befriedigt, so ist nicht allein der Alkohol vielfach der einzige und doch so gefährliche Tröster, den der Kolonist zu finden vermag, sondern, was fast noch schlimmer ist, er wird im Laufe der Jahre immer mehr jenem Zustande anheimfallen, den man im allgemeinen als „verafrikanern“ bezeichnet. Er verliert mit der Freude an der geistigen Kultur mehr und mehr auch die Denkweise des Europäers, und je mehr er sich an diesen Zustand gewöhnt, um so weniger bedeutet er wirtschaftlich für das Schutzgebiet und damit auch für unser Volk. Gegen dieses schliessliche Verlorengehen mancher ursprünglich wertvoller Bevölkerungselemente giebt es nur ein Mittel, und dieses ist das Hinausschaffen heiratsfähiger Mädchen in genügender Zahl. Es muss trotz aller Einwände, die im Reichstag wie in der Presse gegen diesen Gedanken geltend gemacht wurden, auf das entschiedenste betont werden, dass das dauernde Gedeihen der weissen Bevölkerung durch eine solche Maßnahme auf das günstigste beeinflusst werden muss.

Man muss ferner, abermals im Interesse der Kolonie wie des Deutschen Reiches, wünschen, dass die heranwachsende Generation möglichst nur aus reinblütigen Weissen bestehe. Dass bereits eine ganz stattliche Zahl von europäischen Kindern im Schutzgebiet vorhanden ist, zeigt ebenfalls die Zählung vom 1. Januar 1900, nach der im ganzen Schutzgebiet 397 Knaben und 393 Mädchen vorhanden waren. Ein Beweis, wie bald auch die Schulfrage in ein Stadium treten wird, in dem man ihr eine erhöhte Beachtung wird schenken müssen.

In der bereits jetzt ziemlich grossen Zahl von weissen Kindern liegt aber auch eine Mahnung an unsere mit der Siedelung zusammenhängenden Kreise, den Ansiedlern ihre Lage wirtschaftlich so sehr wie irgend möglich zu erleichtern. Jeder, der auf der Farm lebt, muss seine Kinder, um ihnen eine europäische Erziehung zu teil werden zu lassen, in eine Schule senden, die in den weitaus meisten Fällen so weit entfernt sein wird, dass erhebliche Pensionskosten mit dem Unterricht verknüpft sein werden. Damit aber entsteht ein Ausgabeposten, der während einer ganzen Reihe von Jahren sein Einkommen um ein Beträchtliches schmälern wird. Er selber wird sich der schulmässigen Erziehung seiner Kinder in den seltensten Fällen zu widmen vermögen. Es bleibt ihm also nichts übrig, als wohl oder übel in den Beutel zu greifen oder seine Kinder ohne eine bessere Erziehung aufwachsen zu lassen. Das erste bedeutet eine Schädigung seiner Finanzen, das zweite eine Verletzung der ihm gegenüber dem Gedeihen der Kolonie obliegenden Pflichten. Ja, die Erfüllung der letzteren ist für das Reich gerade in einem jungen Kulturgebiet so wichtig, dass den verheirateten Farmern jede nur mögliche Erleichterung gewährt werden sollte, und die Regierung hat hieran ein solches Interesse, dass sie auf die Gesellschaften, denen sie mit gutem Beispiel voranzugehen hätte, einen Zwang in der angedeuteten Richtung ausüben müsste. Zu sehr merkwürdigen Gedanken gab in früheren Jahren die Berufsstatistik der erwachsenen männlichen Bevölkerung Anlass. Das Überwiegen kaufmännischer und im Handwerk thätiger Kreise über die wenigen Farmer führte manchen Nichtkenner des Landes geradezu zu dem Urteil, das Land eigne sich überhaupt nicht für die Viehhaltung im grossen Maßstabe. Die Ursachen dieses auffälligen Missverhältnisses ergeben sich indessen aus den im ersten Kapitel enthaltenen Ausführungen. Heute liegt die Sache so, dass man ein ständiges Besserwerden des ursprünglichen Zustandes nicht bestreiten kann. Während die Zahl der der Schutztruppe und den Beamten angehörenden Erwachsenen sich am 1. Januar 1901, allerdings nur um eine verschwindend geringe Zahl, nämlich von 801 auf 790 verringert hat, haben die Kaufleute und Händler sich um 39, Ansiedler und Farmer dagegen um 57 gegen das Vorjahr vermehrt. Allerdings ist die Zunahme im Verhältnis genommen für ein Viehzuchtland nicht so günstig, denn während der Zuwachs der Zahl der Kaufleute in Prozenten der vorjährigen Zahl sich auf 23 beläuft, betrug die entsprechende Vermehrung der Ansiedler und Farmer nur 13. Jedenfalls bleibt doch eine Thatsache, dass der eigentliche „Nährstand“ des Schutzgebietes eine ständige Vergrösserung der Kopfzahl aufweist.

Die Zahlen für die Nationalität lassen sich zu einer richtigen Charakterisierung nur schwer verwerten, da man in den amtlichen

Statistiken bisher zwar stets die Staatsangehörigkeit, nicht aber die Muttersprache angegeben findet. Immerhin kann man aber wenigstens die beiden wichtigsten Bevölkerungselemente verschiedener Nationalität miteinander vergleichen. Deutsche wurden 1901 1682 erwachsene Männer gezählt, also 77 Prozent der Gesamtzahl dieses Teiles der Bevölkerung, während auf die Engländer 138 gleich 6 Prozent der erwachsenen Männer kamen. Sehr ungünstig wird aber jedem patriotisch denkenden Deutschen die Thatsache bedünken, dass die Zunahme der englischen Gesamtbevölkerung im Verhältnis in einem sehr viel stärkeren Grade erfolgt ist als diejenige der Deutschen.

Die bereits nicht unbeträchtliche Zahl von Europäern und ihre ständige Vermehrung durch Zuzug von aussen sollte denjenigen Politikern zu denken geben, die, ohne die natürlichen Lebensbedingungen des Schutzgebietes irgendwie zu kennen, eine Beschleunigung der Siedelung von einer Deportation weisser Sträflinge erhoffen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Gründe einzugehen, welche gegen eine derartige Verwendung von Südwestafrika sprechen. Aber es ist an der Zeit, dass endlich nur noch diejenigen bei der Erörterung wirtschaftlicher Angelegenheiten der Kolonie gehört werden, die durch eigene Arbeit ein Recht dazu vor aller Welt besitzen. In den Kinderschuhen steckt diese denn doch nicht mehr, und so ist es denn an der Zeit, sie auch bei uns in Deutschland dementsprechend zu behandeln. Wirtschaftlich und politisch bildet sie jetzt, und gerade jetzt noch mehr als vor der Beendigung des Burenkrieges, ein Bollwerk deutscher Macht und deutschen Einflusses in Südafrika. Dass sie auch an und für sich einen wertvollen Besitz darstellt, das klarzulegen ist eine der Hauptaufgaben des vorliegenden Buches. Dass man aber einen einmal als wertvoll erkannten Besitz auch als solchen in den einsichtigen politischen Kreisen behandeln lerne, ist ein Wunsch, der an dieser Stelle nachdrücklich ausgesprochen werden mag. Nur dann vermag sich das Land seiner natürlichen Beschaffenheit nach zu einer überseeischen Provinz zu entwickeln, die in ihrer Weise zur Mehrung deutscher Macht und deutschen Ansehens beitragen wird.

Bemerkungen zur Karte. Die dem vorliegenden Werke beigegebene Karte ist lediglich dazu bestimmt, die Grundzüge des geographischen Bildes von Südwestafrika zu zeigen. Auf der (schwarz gezeichneten) Karte des afrikanischen Gebiets ist in gleicher Projektion und in gleichem Massstabe in roten Linien und roten Ortszeichen eine Karte von Mitteleuropa mit den Grenzen des deutschen Reiches eingetragen. Es lassen sich somit die Entfernungen innerhalb des Schutzgebietes ohne weiteres mit den den Lesern hinreichend bekannten Entfernungen in der Heimat vergleichen, indem sie unmittelbar von der vorliegenden Karte abgelesen werden können. Dasselbe gilt von den Flächen, die ebenfalls einen unmittelbaren Vergleich beider Gebiete mit einander gestatten.

Dove, Deutsch Südwest Afrika.

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung Berlin.

Berliner Lithogr. Institut.

Carl Schlieper

Telegramm-Adresse:
SCHLIEPERAU.

REMSCHEID

Code „Staudt & Hundius".
A. B. C. Code 5 th Edition.

Fabrik- Zeichen.

fabriciert und liefert

Plantagen-Geräte

Aexte, Beile, Hauer, Hacken, Schaufeln etc. etc.
Sehr viele Special-**Native Modelle**
für Kultur-Unterne[illegible]ungen im ind. Ar[illegible]ipel.

M. SPERLING. LEIPZIG-BERLIN
BUCHBINDEREI.

Dove, Deutsch-Südwestafrika